

Der Hunger nach dem Liberalismus.

(Zeitbetrachtungen zum Verständnis des Modernismus II.)

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg (Schweiz).

Bei einem flüchtigen Blick in unseren letzten Artikel mag mancher Leser gedacht haben: Das ist leicht gesagt, man solle suchen, einen weiten, einen allgemeinen Blick über die religiöse Lage der Gegenwart zu erlangen. Aber wie soll unsereiner dazu gelangen inmitten der ewigen Arbeit? Und wo soll man die Mittel hernehmen, um die Bewegungen der Zeit kennen zu lernen? So waren jedoch jene Worte auch nicht gemeint. Daß ein Pfarrer auf einem abgelegenen Dorfe, und daß ein Seelsorgsgeistlicher, den die Arbeit in der Großstadt aufzehrt, dieser Aufgabe nicht nachkommen kann, das versteht sich für jeden von selber. Möchte sie nur von denen erfüllt werden, die in der Presse das große Wort führen, und insbesondere von jenen, deren Beruf es ist, die Zeichen der Zeit zu deuten, um den jungen kirchlichen Nachwuchs im Geiste des kirchlichen Ernstes zu erziehen und ihren Mitbrüdern die Frucht ihrer Studien mitzuteilen!

Uebrigens wird es für die Zukunft ganz bedeutend leichter werden, diesen Weg selbständig zu beschreiten. Die beiden neuen Unternehmungen, das Jahrbuch der Kulturwissenschaft und das kirchliche Jahrbuch — vielleicht dürfen wir auch das Konversations-Lexikon hinzufügen — ermöglichen jedem, seinen Gesichtskreis über die kirchlichen Vorgänge und über die sogenannte Bewegung der modernen Ideen zu erweitern. Es hängt nur von dem Interesse der katholischen Kreise ab, daß sie die nötige Unterstützung finden, um sich halten und immer weiter entwickeln zu können. Welche Wohltat solche Erscheinungen sind, das kann am besten der beurteilen, der sich bisher mit

großem Zeitverlust und mit bedeutendem Opfer selber die Hilfsmittel verschaffen mußte, um seine jährliche Rundschau einigermaßen vollständig zu machen. Für Deutschland hatten wir zur unmittelbaren Auskunft fast nur das protestantische „kirchliche Jahrbuch“ von Schneider und die Uebersichten, die jährlich im „Türmer-Jahrbuch“ (jetzt heißt es „Am Webstuhl der Zeit“) erschienen. Für England stand es ja etwas besser. Das ist endlich anders geworden. Nach langen Versuchen sind die eben genannten Unternehmungen zustande gekommen, auch eine der segensreichen Folgen, die das „Konversations-Lexikon“ von Herder nach sich gezogen hat.

In dem soeben genannten Jahrbuch für 1908 schreibt Richard Bahr einen Aufsatz über den deutschen Liberalismus. Ihm ist aus der Seele gesprochen, was Ernst Bassermann vor ein paar Jahren gesagt hat: „Unser Volk hungert nach Liberalismus.“ Nur möchte er das Wort viel weiter gemeint wissen, als es damals gedacht war, nicht bloß vom politischen und vom „Kulturliberalismus“, sondern vom Liberalismus auf allen Gebieten des geistigen Lebens, selbstverständlich und am allermeisten auf dem Gebiet der Religion oder des Religionserfasses. Denn, sagt er, der Liberalismus ist vor allem eine Weltanschauung. Weltanschauung ist aber bekanntlich jenes Wort, das den Begriff Religion ersetzen und verdrängen soll.¹⁾

Wir haben nicht nötig zu sagen, daß der Ausdruck von Bassermann eine gewaltige Uebertreibung ist. Das katholische Volk hat nicht bloß keinen Hunger nach dem Liberalismus, sondern einen gründlichen Haß, man darf schon sagen, einen instinktiven Haß dagegen. Das protestantische Volk wird zwar den Liberalismus nie los und wird ihm stets, man darf auch sagen, durch einen instinktiven Zug anheimfallen. Denn auch dort, wo es sozialdemokratisch ist, folgt es ja doch den liberalen Grundgedanken und fördert zuletzt die Zwecke des Liberalismus. Aber daß es einen Hunger nach dem Liberalismus habe, das kann man nur von einzelnen, vielleicht nicht eben sehr großen Teilen im mittleren und nördlichen Deutschland sagen. Indes, diese Herren treiben es hier wie so oft. Sie verwechseln sich und das Volk, und möchten ihren Bestrebungen eine größere Bedeutung beilegen, vielleicht auch einige Entschuldigung verschaffen, indem sie sich zu Stimmführern des Volkes aufwerfen, obschon sie von diesem keine Vollmacht haben. Wir haben keineswegs die Auf-

¹⁾ S. Religiöse Gefahr, 106 f.

gabe, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen und gehen deshalb über ihn hinweg. Für uns handelt es sich nur um eine Betrachtung der religiösen Zeitlage. Darum beschränken wir uns auf das religiöse Gebiet im besondern.

Gerade hier sind aber die Dinge derart, daß man in der That an einen Hunger nach dem Liberalismus denken möchte. An allen Enden der Welt geberden sich die Menschen, als müßten sie verhungern, wenn sie nicht, sobald es sich um Religion handelt, das neueste liberale Gebäck verschlängen, wie es eben warm aus dem Ofen kommt. Von der sogenannten gebildeten Welt wollen wir nicht weiter sprechen, es ist das letzte Mal schon geschehen. Aber selbst der junge Theolog, der mit Mühe die Kosten zu seinen Studien zusammenbringt, kauft den teuersten Schund zusammen, wenn er nur weiß, daß dort die bedenklichsten Grundsätze vorgetragen und die Grundlagen des Glaubens erschüttert werden. Wenn dann alles in ihm wankend wird, dann soll man ihm mit ein paar Zaubersprüchen den Glauben wieder lebendig machen, den er freventlich untergraben hat. Ja, warum lesen Sie dann diese Schriften, ohne daß Sie dazu genötigt und ohne daß Sie dafür genügend vorgebildet sind? Man muß das halt doch kennen. Aber lesen Sie denn auch die heilige Schrift? Muß ein Theolog diese nicht auch kennen? Tiefes Stillschweigen und Erröten. Sagen Sie mir aufrichtig: Haben Sie auch eine heilige Schrift? Wiederum Stillschweigen und noch größeres Erröten. Das ist ein Beispiel aus vielen für den Hunger nach dem Liberalismus.

Das Wort Liberalismus im religiösen Sinn hat nämlich heute eine viel weitere Bedeutung angenommen als es ehemals besaß. Früher verstand man darunter nur jene Gesinnung, die man sonst auch Minimismus nannte, der zufolge einer das Gebiet dessen, was man glauben und befolgen müsse, auf das Unerläßliche einschränkte und deshalb mit Preisgebung der kirchlichen Lehre und der kirchlichen Autorität so freigebig als möglich war. Damals ging der Liberalismus noch mit dem Kinderläppchen zur Milchsuppe. Nun ist er zum Mann geworden, der aus der kindischen Meinsagerei eine systematische Weltanschauung gemacht hat, und wenn keine systematische, so vielleicht eine desto radikalere. Der alte Liberalismus wollte schon glauben, nur nicht zu viel; der neue schafft sich einen neuen Begriff vom Glauben und legt sich die Gegenstände des Glau-

bens für seinen Zweck kritisch zurecht, dann kann er alles glauben und braucht doch nichts zu glauben. Der alte ließ übernatürliche Prophezeiung gelten, nur nicht auf zu lange Zeit hinaus, z. B. in der Apokalypse höchstens für die ersten drei Jahrhunderte, denn für länger wäre es ihm doch nicht mehr annehmbar gewesen; der neue bringt auf religionsgeschichtlichem und auf psychologischem Weg eine Erklärung der Weissagung fertig, nach der auch die Eselin des Balaam als geborne Pythia erscheint. Der alte Liberalismus ließ doch noch die Begriffe Dogma und Offenbarung gelten; im neuen verlieren diese ihre objektive Bedeutung und wachsen aus dem Inneren des Geistes als subjektive Gebilde von relativer Wahrheit und unbeweisbarer Möglichkeit heraus. Kurz, es handelt sich jetzt nicht mehr bloß um eine Einschränkung der Glaubenspflicht und der Glaubenswahrheiten, sondern um vollständige Umgestaltung aller religiösen Begriffe, und um den Versuch, den fälschlich noch sogenannten Glauben auf die Grundlage einer rein persönlichen Psychologie zu stellen. Das ist jener Liberalismus, nach dem die Zeit hungert und alles, was sich modernistisch nennt.

Wenn es je eine Zeit gegeben hat, so ist es die unsere, in der sich die Worte erfüllen: „Siehe, es kommen die Tage, so spricht der Herr, da ich Hunger ins Land sende, nicht Hunger nach Brot noch Durst nach Wasser, sondern das Wort des Herrn zu vernehmen. Da läuft man von Meer zu Meer und vom Norden bis zum Osten, man läuft umher, um das Wort des Herrn zu suchen, aber man wird es nicht finden. An dem Tage verschmachten die schönen Jungfrauen und die Jünglinge vor Durst, sie stürzen zu Boden und stehen nicht wieder auf“ (Amos 8, 11 ff.). Eine furchtbare Weissagung, deren furchtbare Erfüllung wir täglich mit Augen sehen. Sie suchen, aber sie verstehen nicht die Mahnung: „Wenn ihr sucht, so sucht auch recht“ (Jes. 21, 12). Sie suchen bei allen Götzen von Dan bis Bersabee, aber nicht beim lebendigen Gott des Himmels. Sie suchen bei den Menschen, sie suchen bei sich selbst, aber wenn ihnen die Wahrheit von selber entgegenkommt, so ergreifen sie die Flucht oder jagen sie in die Flucht — eo quod charitatem veritatis non receperunt, ut salvi fierent (2. Theff. 2. 10).

Es kehrt sich einem das Herz um bei diesem erschütternden Anblick. Hunger überall im Lande, die ganze Bevölkerung auf der Suche wie die Knechte Achabs zur Zeit des Elias, und nichts, was

den Hunger stillen könnte. In der Unterhaltungs-Literatur ein aufreibendes Hetzen und Jagen nach einem Ideal, das die Geister befriedigen könnte, in den schönen Künsten ein Ringen, dessen Erzeugnissen man die Verzweiflung oder den Wahnsinn ansieht. In der Philosophie darf nur ein Mann eine überspannte Idee zum Besten geben, so hängt sich an ihn ein Knäuel von Schriftstellern — man blättere Ueberweg durch — daß man an einen ausgeflogenen Bienen-schwarm denkt. Und schreibt einer über einen halbwegs neuen Gedanken, so wird er in der nächsten Minute an das Wort des Propheten erinnert: „Zur selben Zeit fallen sieben Weiber über einen Mann her und sprechen: Wir wollen ja gern unser eigenes Brot essen und uns mit unseren Kleidern kleiden, nur laß uns nach deinem Namen heißen“ (Jf. 4, 1). Am ärgsten aber zeigt sich dieser ungesunde Zustand auf dem Gebiet der Theologie, wenigstens der protestantischen und der rein ungläubigen Theologie.

Drei Gegenstände sind es, an denen man das zumeist beobachten kann. Vorerst die sogenannte Leben-Jesu-Forschung. Diese hat einen Umfang angenommen, daß sich bereits wieder eine neue Literatur über diese Literatur bildet. Die wichtigsten Werke dieser Art sind das von Weinel: Jesus im 19. Jahrhundert, das von Pfannmüller: Jesus im Urteil der Jahrhunderte, und das von Albert Schweizer: Von Reimarus zu Breda, eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, von kleineren nicht zu reden. Diese Bücher ersparen uns viele mühsame Forschungen und erleichtern uns das Urteil über die gegenwärtige Lage. Sie stellen als letztes Ergebnis langer geschichtlicher Untersuchungen fest, was Schnehen mit kürzeren Worten als Ueberzeugung aller wahrhaft im modernen Sinn Gebildeten ausspricht, der „romantische Jesuskult mit seinem ästhetisch angehauchten Kultus einer rein menschlichen Persönlichkeit“ sei „die äußerste Verflachung der Religion und das letzte Hindernis eines wahren religiösen Fortschritts“. ¹⁾ Sagt doch Schweizer von seiner eigenen Arbeit: „Dieses Buch kann zuletzt nicht anders, als dem Irrewerden an dem historischen Jesus, wie ihn die moderne Theologie zeichnet, Ausdruck zu geben, weil dieses Irrewerden ein Resultat des Einblicks in den gesamten Verlauf der Leben-Jesu-Forschung ist“. ²⁾ „Die, welche gern von negativer Theologie reden, haben es hier nicht schwer. Es gibt

¹⁾ Schnehen, Der moderne Jesuskultus, 41. — ²⁾ Schweizer, Vorrede S. VIII.

nichts Negativeres, als das Ergebnis der Leben=Jesu=Forschung. Der Jesus von Nazareth, der als Messias auftrat, die Sittlichkeit des Gottesreiches verkündigte, das Himmelreich auf Erden gründete und starb, um seinem Werk die Weihe zu geben, hat nie existiert Der historische Jesus wird unserer Zeit ein Fremdling oder ein Rätsel sein“.¹⁾ Um dieses Endergebnis zu erringen, hat die Kritik seit anderthalbhundert Jahren eine Arbeit getan, von der die langen Listen bei Schweitzer nur einen schwachen Begriff geben. Wie sich nach solchen Ergebnissen noch immer Forscher in Menge auf dieses Reichenfeld begeben mögen, da sie doch den Ausgang zum voraus kennen, das wäre unbegreiflich, triebe sie nicht der Hunger nach dem Liberalismus.

Das zweite Gebiet, das die moderne Forschung mit ebenso rastlosem Eifer umwühlt, ist die Frage um die Entstehung des Christentums und, was ja damit zusammenhängt, um das Wesen des Christentums. Auch hier haben wir eine Literatur, die sich kaum noch überblicken läßt, und jeder Tag bringt neuen Zuwachs an Papier, wenngleich nicht an Inhalt. Denn all diesen Erörterungen liegt zum voraus schon die Ueberzeugung zu Grunde, die Otto Pfleiderer in die Worte kleidet: „Die wirklich geschichtliche Auffassung (von) der Entstehung des Christentums . . . war unmöglich, so lange man mit den Voraussetzungen des kirchlichen Glaubens an die Frage herantrat . . . Dabei konnte sich die Christenheit so lange beruhigen, als das religiöse Bewußtsein noch unbefangen in der Welt des Wunders, des Uebernatürlichen und Geheimnisvollen lebte . . . Aus ihren romantischen Illusionen ist die deutsche Theologie erstmals kräftig aufgerüttelt worden durch das berühmte Buch von Dav. Friedr. Strauß über das Leben Jesu . . . Die Entstehung des Christentums ist als ein Entwicklungsprozeß zu denken, in dem . . . die durch Jesu Leben und Tod in Fluß gebrachten Strebungen jener Zeit auf- und gegeneinander wirkten, bis sie sich zu dem neuen Gebilde der christlichen Kirche verbanden . . . Wir bleiben dabei, daß die Entstehung des Christentums sich nur dann wirklich geschichtlich verstehen läßt, wenn nicht mehr das Dogma die Geschichte beherrscht, sondern diese Geschichte nach denselben Grundsätzen und Methoden wie jede andere erforscht wird.“²⁾ Das heißt, mit deutlichen Worten

¹⁾ Ebenda, 396. f. — ²⁾ Pfleiderer, Die Entstehung des Christentums 1. 2. 8. 12. 16.

gesagt, die drei Voraussetzungen für diese Art von Forschung sind die, daß es keine übernatürliche Ordnung gebe, daß deshalb das Christentum keine positive übernatürliche Offenbarung sein könne, sondern daß hier alles auf dem Weg rein natürlicher Entwicklung müsse vorgegangen sein, und daß das kirchliche Dogma vom geschichtlichen Christus unter allen Umständen als unannehmbar abzulehnen sei. In diesem Sinn ruft Pfleiderer jedem Leser gleich zu Anfang die Warnung zu: „Daher werden wir gut daran tun, uns mit dem Gedanken immer mehr vertraut zu machen, daß der eigentliche Gegenstand unseres frommen Glaubens nicht das Vergangene, sondern das Ewige ist: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.“¹⁾ Was bei solchen Voraussetzungen vom Wesen des Christentums übrig bleiben kann, läßt sich leicht erraten. Pastor von Broecker faßt die bekannten Ergebnisse von Harnack in wenige Sätze zusammen, die nicht schlichter sein könnten. Zwar erschreckt er zuerst den modernen Menschen, oder er glaubt wenigstens ihn zu erschrecken durch die Ankündigung: „Christus . . . tritt mit unerhörten Versprechungen auf, und sein ganzes Leben voll kühner Aufrichtigkeit und hoher Schlichtheit macht nicht den Eindruck, als ob er schwärme oder lüge.“ Aber der moderne Mensch erschrickt nicht, denn er weiß längst, was zuletzt kommen wird. „An Gott, die rettende Liebe glauben, an den ewigen Wert der eigenen Seele glauben, an den Bruderbund aller Menschen glauben, das ist, im tiefsten Sinn verstanden, für uns Christentum im Sinne Christi.“²⁾ Und um dieses Ertrages willen eine solche Summe von Schriften? Da haben wir wieder den Hunger nach dem Liberalismus.

Die dritte Frage, die wohl die meisten Arbeitskräfte der Gegenwart in Anspruch nimmt, ist die um das Wesen der Religion. Hier kann man allerdings nicht mehr in gleichem Grade die Berufung auf die angeblichen Gesetze der historischen Kritik als undurchdringlichen Schild vorhalten. Desto bessere Dienste tun bei dieser Darstellung die Grundsätze des positivistischen Relativismus und der neuen religiösen Psychologie. Die Lösung aller religiösen Rätsel liegt für die moderne Religionsphilosophie in dem kurzen Satz „Alles ist relativ“ oder, was zuletzt dasselbe bedeutet: Alles ist persönlich. „Diese Formel, sagt Delbet, macht dem Absoluten endgültig ein Ende . . . Sie versieht in der Religion der Humanität die gleiche

¹⁾ Ebenda, Vorrede, V. — ²⁾ Broecker, Moderner Christusglaube, 13.

Rolle, die einst die an Christus geknüpfte Formel „Christus regnat, Christus imperat“ versehen hat. Sie umschließt die Erkenntnis, daß wir lediglich einfache Beobachter und Zuschauer der Erscheinungen sind, die unabhängig von unserem Willen, festen Naturgesetzen unterworfen bleiben . . . und umschließt den Verzicht auf alles Grübeln nach Anfangs- und nach Endursachen.“¹⁾ Dieser Auffassung zufolge ist die Religion weiter nichts als das naturnotwendige Ergebnis aus der persönlichen seelischen Anlage oder Nichtanlage des Einzelnen, auf dessen Ausgestaltung freilich die äußeren geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, am allermeisten die Erziehung und der menschliche Herdentrieb, einen bedeutenden Einfluß äußern. Somit ist jede Religion ebenso berechtigt wie jede Unreligion, wenn sie nur nicht von außen aufgedrängt oder gar gesetzlich befohlen ist. Sie ist das Allerpersönlichste, das Allerinnerlichste und gleichwohl etwas, worüber keiner Herr ist. Sie erfaßt den einen, den anderen erfaßt sie nicht; sie erfaßt denselben Menschen heute so und morgen in anderer Weise, nur sagt sie keinem etwas über das, was hinter allem liegt. Hier ist die Frage wohl am Platze: Aber was sagt sie uns dann? Oder sagt sie uns überhaupt gar nichts? Wenn alles relativ ist, dann kann es keine objektive, keine gleichbleibende, keine für alle gültige, keine verpflichtende Wahrheit geben, weder auf dem sittlichen, noch auf dem religiösen Gebiet. In der Tat legt Weinel den Zweifel vor: „Hat nicht die Naturwissenschaft unter deren kritischer Forschung die Dämonen als Ursachen der Krankheiten, der Teufel, die Geister und Wunder schwanden, hat nicht die Geschichte, die uns zeigt, wie die Gottheit von niederer Stufe aus, von Fetisch und Ahnengeist langsam und schrittweise bis zum himmlischen Vater Jesu sich mühsam emporgearbeitet hat, und die andererseits zeigt, daß jede Weltkatastrophe bis jetzt noch zu Unrecht erwartet worden ist, hat nicht die Wissenschaft überhaupt bewiesen, daß es keinen Gott, keine Ewigkeit und keine Unsterblichkeit gibt?“²⁾ Hüten wir uns jedoch, auf alle diese und ähnlichen Fragen mit einem unzweideutigen Ja oder Nein zu antworten, wir würden sonst den Geist des modernen Gedankens nicht richtig fassen. Hören wir die Antwort Weinels: „Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo man geglaubt hat, die Wissenschaft könne beweisen, daß ein Gott sei und ein ewiges Leben; und es hat eine

¹⁾ Dokumente des Fortschritts 1908. I, 417. f. — ²⁾ Weinel, Jesu im neunzehnten Jahrhundert, 1, 294.

Zeit gegeben, wo man glaubte, sie könne das Gegenteil beweisen. Heute weiß man, daß beides falsch ist. Die Wissenschaft ist bescheiden auf ihr Gebiet zurückgetreten, da sie eingesehen hat, daß sie wohl in Bezug auf die Einzel Dinge in der Welt Gesetze aufstellen kann, daß ihr aber nicht zusteht, über das Woher und das Ziel des Weltganzen etwas auszusagen, und über eine ewige Welt außer und in der unsern. Sie hat das Gebiet wieder denen überlassen, denen es gehört, den Propheten Ohne Gemüts- und Verstandeskämpfe gibt es keinen Gottesglauben. Und stets haben Menschen nur so ihren Gott befaßt, daß sie es auf ihn — wagten.“¹⁾ Dies also ist die Errungenschaft all der endlosen Untersuchungen über das Wesen der Religion. Ob es hinter der sichtbaren Welt etwas weiteres gibt, das kann dir niemand sagen als höchstens ein Prophet. Was du in dir selber findest, das mußt du am besten wissen. Was dann weiter kommt, darauf mußt du es eben ankommen lassen, ob so oder so, du mußt es wagen. Und um solchen Trost, solche Sisyphusarbeit — Hunger nach dem Liberalismus!

Dank dem kurzen Ueberblick, den wir soeben angestellt haben, ist uns auch zugleich ein Urteil über den Geist und den Inhalt der modernistischen und protestantischen Theologie gegeben. Liberalismus bis zur vollkommenen Auflösung aller und jeder Wahrheit, Liberalismus, der selbst über die Leugnung und über die Bekämpfung der Wahrheit hinaus ist, Liberalismus, der keinem mehr raten kann und keinem helfen will, der jeden auf seine eigene Gefahr sich selber überläßt, das ist hier das letzte, das einzige Wort. Und trotzdem, vielleicht gerade auch deshalb, das aufreibende Zagen und Hetzen auf dieses furchtbare Ziel hin! Man kann die Wahrheit von sich stoßen, aber man kann den Drang nach Wahrheit nicht ertöten. Will einer die Wahrheit, die ihm vor den Augen liegt, nicht annehmen, dann wird er erfahren, was Lenau im Faust sagt:

So zog mich stets mit kläglichem Betrug

Zu Zeichen ein geheimer Hoffnungszug.

In dieser Gestalt, das ist klar, kann es keinen Liberalismus und keinen Hunger nach dem Liberalismus auf katholischem Gebiet geben, denn damit verträgt sich das Christentum nicht mehr. Haben wir jedoch darum ein Recht zu sagen, das Wort Hunger nach dem Liberalismus lasse überhaupt keine Anwendung auf die katholischen

¹⁾ Ebenda, 295. f.

Kreise zu? Es wäre sehr zu wünschen, könnten wir das kurzweg behaupten. Ehe wir uns aber darüber ein Urteil erlauben, ist es nötig, die Sachlage näher ins Auge zu fassen.

Wir haben schon im vorausgehenden Artikel auf das italienische „Programma dei Modernisti“ und dessen Verbreitung in Frankreich und in den Ländern englischer Zunge hingewiesen. Diesem steht an Gesinnung, wenn schon nicht an Gehalt, durchaus ebenbürtig die französische Schrift „Lendemains d'Encyclique par Catholici“ zur Seite. Nun, wenn diese Schriften nicht der Ausfluß des Hungers nach dem Liberalismus, und zwar nach dem äußersten Liberalismus sind, dann dürfen wir ruhig sagen, daß das Wort überhaupt keiner Anwendung fähig ist. Keine der großen Glaubenswahrheiten, nicht eine von den Grundlagen des Glaubens, die hier unangetastet bliebe. Die Kirche könne nicht mehr bestehen, wenn die Geistesrichtung, die auf dem Konzil von Trient den Sieg davongetragen habe, unverändert fortbauere. Die angeblichen Fundamente des Glaubens seien unheilbar hinfällig geworden. Es sei jetzt unsere Aufgabe, das Gebäude des Glaubens von den wankenden Grundsteinen einer unkritischen Schriftauslegung hinweg auf eine gediegene Unterlage zu verschieben. Die traditionellen Lehren über die Gründung der Kirche, über die Einsetzung der Sakramente, über den Ursprung der Dogmatik aus der Lehre Christi müßten alle umgestaltet werden. Die Begriffe Inspiration und Offenbarung müßten durch den der religiösen Evolution ersetzt, der Unterschied zwischen dem geschichtlichen Christus und dem mystischen Christus, das heißt dem Christus des Glaubens müsse entschieden durchgeführt, das kritische Studium über das Wesen der Religion rücksichtslos verfolgt werden, wenn auch darüber manches Stück der Dogmatik in Trümmer gehe, das Wesen des religiösen Glaubens bleibe ja doch bestehen. Dazu sei freilich notwendig, daß sich unser Geist von vielen Vorurteilen losmache. Das Mittel hiezu sei die historische Kritik. Für diese sei das Christentum eine Tatsache wie jede andere, entstanden aus dem Milieu, weitergebildet durch die religiöse Stimmung der folgenden Geschlechter und allmählich versteinert durch die Niederschläge exaltierter Gemütszustände, endlich entstellt unter dem Einfluß der Theologie, die sich völlig dem Bann der herrschenden Zeitphilosophie verschrieben habe. Den Glauben aus all diesen Ueberwucherungen zu befreien und ihn auf den ursprünglichen reinen, gestalt- und dogmenlosen Gedanken Jesu zurück-

zuführen, sei nun die Aufgabe der geschichtlichen Kritik und der religiösen Psychologie. Da finde sich, daß noch Paulus von einer trinitarischen Formel nichts gewußt, daß er jedoch bereits die Ansätze zu einer Spekulation über die Vorzeitlichkeit Christi gelegt habe. Da finde sich, daß alles in der Geschichte des Christentums sich geändert habe, Denkweise, Hierarchie, Kultur. Da finde sich, daß die alten Schlagbäume, zumal die der Theologie, weggeräumt werden, daß die neue Denk- und Geistesrichtung angenommen werden müsse. Nur so könne eine Apologetik zustande kommen, die den Bedürfnissen unserer Zeit entspreche. Die hergebrachte Apologetik sei vollständig ungenügend, die Beweisführung für das Dasein Gottes unbrauchbar, der Gedanke an eine Offenbarung haltlos. Die Vorstellung vom Alten und vom Neuen Testament bedeute nur eine fortdauernde Offenbarung, die „das Göttliche in dem menschlichen Gedanken selber immer klarer hervorbringe“. Eine Schöpfung des menschlichen Geistes könne jedoch nie eine absolute Geltung beanspruchen. Veränderung, Anpassung an die Zeitbedürfnisse und Zeitverhältnisse seien unabweislich damit verbunden. Betrachtet im Lichte dieser Auffassung seien also alle Religionen für ihre Umgebung nützlich. In all diesen Anschauungen eine Gefahr für das Christentum wittern, beweise nur Verknechtung an die Scholastik und Unfähigkeit, die dringende Aufgabe der Zeit zu verstehen.

So einige der hervorstechendsten Sätze, die das „Programma dei Modernisti“ entwickelt. Dabei sind sie vorgetragen mit einer geistigen Anstrengung, die auf jeder Seite fühlen läßt, daß die Verfasser nach all diesen umstürzenden Lehren haschen, als gelte es Leben oder Tod. Und in der Tat, hier gilt es Leben oder Tod. Ein derartiges Drängen und Ringen ist sicher sehr milde beurteilt, wenn man es Hunger nach dem Liberalismus nennt.

Bis hieher werden wir wohl nicht viel auf Widerspruch stoßen. Vielmehr ist es gerade in unserer Mitte üblich geworden, über den extremen Liberalismus in Italien und Frankreich mit der äußersten Schärfe ins Gericht zu gehen, damit dann mit größerer Zuversicht der Schluß gemacht werden könne: So weit fehlt es bei uns nicht, also kann man bei uns nicht von der gleichen Erscheinung reden. Inwieweit diese Folgerung beweiskräftig sei, wollen wir nicht untersuchen. Wir beschränken uns darauf, die Tatsachen sprechen zu lassen. Wir rechnen zu diesen Tatsachen auch nicht Erscheinungen wie das

„Zwanzigste Jahrhundert“ oder die Krausgesellschaft und andere verwandte Dinge. Wir beschränken uns auf Vorgänge und Personen, die unter katholischer Flagge segeln, ja sich wohl noch rühmen, den wahren katholischen Geist in seiner reinsten Gestalt, frei von allen Einseitigkeiten nach rechts und nach links zu vertreten. Eine Reihe naheliegender Beispiele liefert uns das bereits früher erwähnte „Türmerjahrbuch“, das jetzt den Titel „Am Webstuhl der Zeit“ führt. Dieses bringt jedesmal eine vielfach recht nützliche Uebersicht über die Vorgänge des letzten Jahres auf den Gebieten des gesamten Kulturlebens, der Religion, der Philosophie, der Pädagogik, der Literaturen und Künste, der Naturwissenschaften u. s. f. Der Bericht über die katholische Kirche war früher Schell anvertraut, nach dessen Tod Josef Müller, im Jahre 1908 lag er in den Händen von Professor Dr. Kennerknecht. Allen diesen drei Berichterstattern ist der gleiche Zug gemeinsam, daß sie über die Zustände innerhalb der katholischen Kirche sehr wenig Erfreuliches und viel Beflagenswertes erzählen. Das fällt an diesem Ort ganz besonders auf, denn die übrigen Darsteller singen das Lob der modernen Kultur auf allen ihnen zugewiesenen Gebieten in hellen Tonarten. Höchstens hören wir klagen darüber, daß die moderne Pädagogik noch immer nicht weit genug fortgeschritten sei. Auf diese Weise gewinnt der Leser den Eindruck, als ob es überall aufwärts, dem Lichte zu, gehe, nur von der katholischen Kirche lasse sich kaum etwas Tröstliches sagen. Josef Müller weiß im Jahrbuch für 1907 nur zwei erfreuliche Erscheinungen zu nennen, Schell und seine eigene Renaissance. Sonst ist alles düster und öde, dank der doppelten Diktatur, der hierarchischen und der laienpolitischen. Versuche und Anregungen zur Reform verfielen erbarmungslos dem Index. Die katholisch-theologische Literatur sei bedeutungslos, die besseren Geister schwiegen.¹⁾ Der katholische Theologe sei „der verlassenste von allen Standesangehörigen“; er dürfe nicht einmal, „was der geringste Lehrbube darf“, sich mit Standesgenossen über kirchliche Dinge beraten.²⁾ Minder verzweifelt sieht Professor Kennerknecht in die Zeit. Zwar erklärt er den Willen der Kirche, daß die Theologie sich an die Scholastik halten solle, für eine Hoffnung, „daß

1) Wo nur diese „besseren Geister“ sein müssen? Unter den Anti-Modernisten nicht, das versteht sich von selber, wenngleich viele von diesen schweigen. Unter den Modernisten aber erst recht nicht, denn diese schweigen nicht. —

2) Türmer-Jahrbuch 1907, 197. ff.

Fossilien wieder ins Leben zurückkehren“ und für einen Versuch „ungeschehen zu machen, daß wir bereits sechs Jahrhunderte von der scholastischen Blütezeit eines Thomas von Aquin entfernt sind“. Selbstverständlich erfüllt ihn auch das „tief bedauerliche Pamphlet“ Commers mit „Unmut, mit Trauer und Scham“. Dagegen gibt ihm die Bewegung gegen den Index Hoffnung, ebenso das „kraftvolle Auftreten der fortschrittlich gesinnten Richtung“ in Frankreich, wo sich „die Schwingen der katholischen Fortschrittsidee mächtig regen“, die „modernen Gedanken, die selbst im Lande des päpstlichen Sitzes viele Geister entflammt haben“, und der „bei uns unbekannte Freimut in der anglo-amerikanischen Welt“. Er begrüßt im Anschluß an Ehrhard die freisinnigen Regungen in Frankreich und in Italien als „hoherfreuliche Anfänge einer Wendung zum Bessern“, bedauert aber gerade deshalb, daß das katholische Deutschland hinter diesen beiden Ländern so weit zurückstehe, und daß sich dessen Literatur „ziemlich mager ausnehme“. Das „Haupthindernis einer regeren Geistesentfaltung sei die hyperkonservative Geistesrichtung“. „Es streitet, sagt er, der katholische Fortschrittsgedanke mit dem Geiste des bedrückendsten und schärfsten Reaktionismus.“ Der neue Syllabus habe vor allem die französische theologische Gelehrtenwelt schwer getroffen, und bedrohe auch in Italien „die schönsten Hoffnungen im Sinne des indizierten Fogazzaro und des suspendierten Romulo Murri“. Und für das alles führt er als Kronzeugen — Paul Sabatier an, „welcher der katholischen Kirche mit Bewunderung gegenübersteht“; dieser habe der „wenig erleuchteten Auslassung“ des Kardinals Gibbons gegenüber „mit aller Noblesse, aber auch mit aller Energie“ klar gemacht, daß das Unheil (zunächst in Frankreich) „im Klerikalismus selbst liege, welcher nicht glauben wolle, daß die Kirche für die Menschen und nicht die Menschen für die Kirche da sind“. Das Endurteil, das Kennerknecht aus alledem zieht, lautet: „Es geht ein belebender Lenzhauch fortschrittlichen Denkens und Strebens durch die katholische Welt aller Länder. Doch ist's ein Lenzesnahe unter Winterstürmen, weil keine neue Zeit ohne heftige Kämpfe je anbrach. Wer wird Sieger im Streit? Die große Majorität nicht, denn sie versteint zusehends in alten Formeln und scheut jeden frischen Windhauch. Aber auch die Extrem-Fortschrittlichen nicht, denn sie zerstören den Inhalt des alten Credo und verflüchtigen alles zur Allegorie. Die Wahrheit, der Sieg und die Zukunft gehören, wie wir mit

U. Ehrhard zuversichtlich hoffen, der gemäßigt=fortschrittlichen Richtung, welche die empirisch=psychologische und die historisch=kritische Methode anerkennt und das uralte Gesetz der Entwicklung und des Fortschritts als Wille des schöpferischen Gottesgeistes zur machtvollen Geltung zu bringen bestrebt ist. „Nunquam retrorsum!“¹⁾

Ein solches „System der rechten Mitte“, eine derartige Jeremiade über die Zustände innerhalb der Kirche und der Theologie, eine so bittere Tadelsucht über den Geist und die Praxis der Kirche, eine so unwürdige Sehnsucht nach allen von der Kirche mit den schwersten Strafen belegten modernistischen Erscheinungen, wie soll man das alles benennen, wenn nicht als Hunger nach dem Liberalismus?

Es hieße sich und die Welt täuschen wollen, wenn sich einer einredete, die von der Kirche verurteilte Richtung habe bei uns keinen Boden. Sie mag anderswo offener und, dem Volkscharakter entsprechend, mit größerer Heftigkeit, mit rücksichtsloserer Konsequenz und mit aner kennenswerter Klarheit vertreten werden. Aber deshalb, weil sie auf deutschem Boden kühler, vorsichtiger und dunkler ausgesprochen wird, hört sie nicht auf, den Charakter zu tragen, den sie vielleicht nur zur Hälfte kundgibt. Sie mag dort, wo dergleichen Ideen bisher völlig unbekannt waren, größeren Heißhunger bei den Neuerern und größeren Widerstand bei den Männern des Beharrens finden, während sie in einer Atmosphäre, die seit Jahrhunderten mit den Keimen des Protestantismus, des Rationalismus und des Liberalismus erfüllt ist, nicht einmal besonders auffällig wirkt, das ändert aber nichts an ihrer Gefährlichkeit. Ein verführerisches Kunstwerk bleibt ja auch verwerflich und verderblich, wenn schon ein Arzt kaltblütig daran vorübergeht, und wenn hundert Sachverständige erklären, nur die Unerfahrenheit der uneingeweihten Jugend könne dadurch sinnlich erregt werden. Es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn die Dinge eine Wendung nähmen, daß schon die Jugend an solchen Darstellungen nichts Verfängliches mehr fände, und gewiß würde in diesem Fall niemand sagen, man dürfe sie ungeschert zur Schau bringen, da sie ja nichts mehr verderben könnten, sondern man würde im Gegenteil mit desto größerem Ernst gegen deren Verbreitung einschreiten, je mehr der Hunger nach derlei Dingen zunähme. Dann darf man es aber auch der Kirche nicht verdenken,

¹⁾ Am Weßtnußl der Zeit. 1908, 174—178.

wenn sie sich nicht beruhigt bei der Erklärung, daß bei uns der Hunger nach dem Liberalismus nicht so viel zu bedeuten habe, weil dieser ohnehin unsere Verhältnisse alle durchdringe, sondern wenn sie gerade daraus Grund zu neuen Sorgen und Anlaß zu ernstesten Maßregeln nimmt.

Der Einfluß des Gewissens auf die Zurechnung der sündhaften Handlung.

Von Universitätsprofessor Dr. Goepfert, Würzburg.

Die Frage nach dem Einflusse des Gewissens auf die Zurechnung der sündhaften Handlung ist von größter Wichtigkeit, wie für das christliche Leben, so auch für die Verwaltung des Bußsakramentes, weil bei vielen das irrige Gewissen Verwirrung anrichtet. Sie wird ja in allen Lehr- und Handbüchern der Moral behandelt. Doch aber ist es gut, die Hauptpunkte hier wieder einmal zusammenzufassen und die praktische Anwendung etwas näher zu beleuchten.

Wir unterscheiden eine doppelte Regel unseres Handelns, eine entfernte und objektive, sie ist das Sittengesetz, und eine nächste und formelle, und diese Regel ist das Gewissen. Ohne Beziehung auf das Gewissen kann die Handlung zwar in sich, objektiv, materiell beurteilt werden; aber die sittliche Beurteilung für den Handelnden selbst hängt von seinem Gewissen ab. Niemand kann eine Handlung als gut oder böse zugerechnet werden, wenn er sich derselben nicht in ihrer Beziehung auf das Sittengesetz bewußt wird. Dies gilt vom vorausgehenden Gewissen. Daher verpflichtet uns das Gesetz, soweit als wir es zur Zeit der Handlung erkennen, nicht inwieweit wir es nachher erkennen, und die formale Güte und Schlechtigkeit einer Handlung, die Beantwortung der Frage, ob wir dabei gesündigt haben oder nicht, hängt von dem Gewissen ab, das wir bei der Handlung selbst gehabt haben. Die spätere Reife des sittlichen Urteils, seine Entfaltung, wie sie durch Unterricht, durch die Predigt, durch das Studium der Moral, durch Befragung sachverständiger, gewissenhafter Männer erlangt wird, die klarere Erkenntnis, wie sie bei Exerzitien, Missionen gewonnen wird, sind ja sehr wertvoll für die zukünftige Ordnung unseres Lebens, haben aber auf die vergangenen Handlungen keinen Einfluß mehr. Wie mein Gewissen bei der Handlung selbst deren sittliche Beschaffenheit beurteilt hat, so wird sie auch von Gott beurteilt. Der Grund liegt nach dem heiligen Thomas (Quodlibet 3a, 27) darin, daß das Objekt nur insoweit auf die formale Güte oder Schlechtigkeit der Handlung Einfluß hat, als es von der Vernunft vorgelegt wird.

Hierüber sind Ungebildete und Aengstliche aufzuklären, weil sie oft, wenn sie eine ernste Predigt hören oder ein asketisches Buch

lesen, meinen, in einer Sache schwer gesündigt zu haben, während sie bei der Handlung an eine Sünde oder an eine schwere Sünde gar nicht gedacht haben. So kommt es auch häufig vor, daß Leute bei der Vorbereitung auf die Beicht unruhig werden und Dinge für sündhaft oder schwer sündhaft ansehen, bei deren Uebung sie an nichts Schlimmes gedacht haben. Kinder begehen oft aus Muthwillen, aus einer gewissen Unart Handlungen, welche man im reiferen Alter als schwer sündhaft oder sehr gefährlich erklären muß; es entscheidet aber das Urtheil, das sie als Kinder gehabt haben, nicht aber die Art, wie sie als reife Männer darüber urtheilen.

Aber auch umgekehrt ist es der Fall. Wer zur Zeit der Handlung diese als sündhaft oder schwer sündhaft angesehen hat, während er sie später als erlaubt oder läßlich sündhaft erkennt, hat sich damals einer Sünde oder einer schweren Sünde schuldig gemacht. Die später erhaltene Aufklärung kann an der Verantwortlichkeit und Schuld nichts mehr ändern. Es mag eine gewisse Beruhigung und Befriedigung gewähren, daß man nicht auch objektiv und nach außen die sittliche Ordnung verletzt hat; aber subjektiv ist nichts geändert, die Sünde ist begangen. Das ist oft auch bei jungen Leuten zu beachten, weil sie, wie die Jugend zwar persönlich leichtsinnig, aber im sittlichen Urtheil rigoros ist, eine Sünde, z. B. Lügen, Stehlen kleiner Dinge, für schwer ansehen, die sich als objektiv leicht herausstellt. Doch ist da zu beachten, daß gerade Kinder eine Handlung bei der Vorbereitung auf die Beicht als schwer sündhaft ansehen, während sie bei der Handlung selbst an eine schwere Sünde nicht gedacht haben. Darnach ist die Frage zu beurtheilen, welche die Leute manchmal im Beichtstuhl stellen: „Ich habe das und das getan; war das eine schwere Sünde?“ Der Beichtvater kann diese Frage gar nicht beantworten; er kann wohl sagen, was eine schwere Sünde ist, aber er kann für sich allein nicht entscheiden, ob das Beichtkind wirklich schwer gesündigt hat. Er muß also fragen: „Hast du das damals für eine schwere Sünde gehalten? Hast du geglaubt, schwer zu sündigen, wenn du das unterlässest?“ Aber auch trotz dieser Fragen wird er nicht immer Gewißheit erhalten, weil die Leute ihren jetzigen Gewissenszustand leicht in die Vergangenheit verlegen und gewissenhafte Personen eher geneigt sind, die Frage zu bejahen als zu verneinen, weil sie, wie sie meinen, sicher gehen möchten. Das Gleiche gilt, wenn man nach einer Handlung Bücher nachschlägt, um zu erfahren, ob und wie man bei der Handlung gesündigt hat. Die gewonnene Belehrung hat Bedeutung für die Zukunft, das Nachforschen ist, wenn man zweifelt, Pflicht; für die Vergangenheit ist nichts zu machen. Freilich wird es sich, wie schon bemerkt, oft nicht mehr feststellen lassen, welches das Gewissensurtheil des Handelnden im Augenblicke der That gewesen ist. Dann natürlich ist zunächst das objektive Gesetz Maßstab für die Beurteilung der Handlung, wofern uns nicht die sittliche Beschaffenheit des Subjektes, das ein zartes, wachsamcs

Gewissen, sittlichen Ernst, gediegene Frömmigkeit besitzt, eine begründete Vermutung nach der anderen Seite nahelegen.

Wie schon aus den angeführten Beispielen hervorgeht, kommt hier vor allem das irrige oder zweifelhafte Gewissen in Frage. Denn wenn das Gewissen in der früheren Zeit über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit der Handlung, über die Schwere der Sünde im Wesentlichen richtig geurteilt hat, so verschlägt es nichts, wenn sein Ausspruch jetzt klarer, bestimmter, nachdrücklicher das Gesetz vorhält. Was nun das irrige Gewissen angeht, so unterscheidet man das überwindlich und unüberwindlich irrige Gewissen. Ueberwindlich ist der Irrtum, wenn man nicht bloß die physische und moralische Möglichkeit hat ihn zu berichtigen, sondern auch den Irrtum selbst erkennt oder vermutet, auch die Verpflichtung erkennt, ihn abzulegen. Sonst ist der Irrtum unüberwindlich, wenn auch nur eines der genannten Merkmale fehlt.

Das unüberwindlich irrige Gewissen nun gilt in bezug auf die Beurteilung der daraus hervorgehenden Handlung dem richtigen Gewissen gleich. Wer also mit einem solchen Gewissen etwas Sündhaftes für erlaubt oder geboten ansieht, sündigt nicht, sondern begeht im Gegenteil eine gute Handlung und zwar gehört seine Handlung der Tugend an, aus deren Beweggrund er handelt. Es glaubt z. B. jemand, er sei aus Liebe, um Hank und Streit zu verhüten, verpflichtet zu lügen. Er würde wirklich einen Akt der Liebe setzen, wenn er lügt, und würde sündigen, wenn er nicht lügt. So können auch junge Leute bei der Selbstbefleckung, Eheleute beim Mißbrauch der Ehe von der Sünde entschuldigt sein, weil sie die Handlungen für erlaubt halten. Aber ebenso wer infolge seines Irrtums etwas tut, was er für sündhaft und verboten ansieht, begeht eine Sünde von der Art und Schwere, wie er sie in seiner Handlung erkennt, wofern er überhaupt nur anders handeln kann. Die sittliche Güte und Schlechtigkeit unserer Handlung richtet sich nach der erkannten, vorgestellten, nicht nach der wirklichen Beschaffenheit des Objektes. Im ersteren Falle sieht der Mensch das Objekt als sittlich erlaubt und gut an, sein Wille richtet sich demnach auf ein als gut vorgestelltes Objekt und darum ist die Willensrichtung und die Handlung selbst gut. Im zweiten Falle wird das Objekt von der Erkenntnis als sittlich schlecht vorgestellt und so geht die Willensrichtung auf ein als schlecht erkanntes Objekt, wird dadurch selbst schlecht, die Handlung ist Sünde. Wer also z. B. glaubt, er sei heute zur Abstinenz verpflichtet und trotzdem Fleisch ißt, begeht eine Sünde gegen das kirchliche Fastengebot, auch wenn tatsächlich kein Fasttag ist. Er will ja das Gebot, das er vorhanden glaubt, übertreten. Wenn jemand einen Gegenstand zerstört, den er für das Eigentum des Nachbarn hält, während es sein Eigentum ist, begeht er eine Sünde der Ungerechtigkeit, der ungerechten Beschädigung, und zwar eine schwere oder leichte, je nachdem er die Handlung beurteilt. Er wollte den Nächsten schädigen, wenn

er auch tatsächlich nicht den Nachbarn, sondern sich geschädigt hat. Restitution braucht er natürlich keine zu leisten, weil die Schädigung des Nebenmenschen nicht erfolgt ist. Ähnliches gilt von der im äußeren Rechtsbereich angedrohten Strafe. Sie tritt nicht ein trotz der verkehrten Willensrichtung, wenn nicht auch der äußere Tatbestand dem Strafgesetze entspricht. Wer einen Laien schlägt, in der Meinung, es sei ein Kleriker, begeht eine Sünde des Sakrilegs, wegen gewaltsamer Verletzung einer gottgeweihten Person, aber er verfällt nicht der Strafe der Exkommunikation. Er hat zwar die Sünde, aber nicht das kirchliche Verbrechen des Sakrilegs begangen.

So entscheidet also immer der Ausspruch des unüberwindlich irrigen Gewissens. Nur wenn der Mensch physisch dem Ausspruche desselben nicht folgen kann, so besteht keine Sünde, z. B. jemand, der eingesperrt oder so krank ist, daß er sich nicht vom Lager erheben kann, meint er sündige, weil er heute den Gottesdienst versäumt; er sündigt nicht trotz aller Gewissensängste. Es ist ihm physisch unmöglich, die Kirche zu besuchen. Wenn aber nur eine moralische Unmöglichkeit vorhanden wäre, welche, wenn auch schwer, noch überwunden werden könnte, oder wenn ein hinreichender Entschuldigungsgrund vorhanden wäre, dann könnte das irrige Gewissen wiederum eine Sünde herbeiführen, z. B. es wäre jemand so unwohl, daß er vom Kirchenbesuch entschuldigt wäre, absolut aber könnte er noch in die Kirche gehen. Wenn er sich dazu verpflichtet hält und nicht geht, würde er sündigen. Ein anderes Beispiel: Jemand kann der abscheulichsten, unreinen oder gotteslästerlichen Gedanken nicht los werden, die wie Zwangsgedanken auf ihn einströmen; er ist höchst beunruhigt, weil er sie für Sünden hält. Dieses sein Urtheil kann nicht bewirken, daß sie wirklich Sünden sind, weil er überhaupt keine Möglichkeit hat, sie abzuwehren.

Anders lauten die Entscheidungen beim verschuldet irrigen Gewissen. Zunächst darf man niemals gegen sein irriges Gewissen handeln; sonst würde man sicher sündigen, weil man gegen das handelt, was man als Willen Gottes ansieht. Man darf aber diesem Gewissen auch nicht folgen, wenn es etwas Sündhaftes als erlaubt oder geboten darstellt. Die Schwere der Sünde aber richtet sich nicht sowohl nach dem Gegenstande, als nach der Schuldbarkeit des Irrthums, für welche freilich zunächst die Bedeutung der Sache den Maßstab abgibt, aber auch die mehr oder minder klare Erkenntnis oder Vermutung des Irrthums, die größere oder geringere Schwierigkeit den Irrthum abzulegen, in Betracht kommen. Je klarer die Erkenntnis des Irrthums und der Pflicht, ihn abzulegen, je leichter es ist, sich Aufklärung zu verschaffen, desto schuldbarer ist die Unwissenheit und infolge dessen die daraus hervorgehende Handlung. Es kann nun aber vorkommen, daß man sich im konkreten Falle des Irrthums zwar bewußt ist, aber keine Möglichkeit hat, ihn abzulegen. Hier besteht die

Pflicht, die Handlung aufzuschieben; ist das nicht möglich, so muß man das Sichere wählen, d. h. für jene Seite sich entscheiden, welche die geringere Gefahr der Sünde in sich zu schließen scheint.

Soweit ist die Sache ziemlich einfach; aber es fragt sich hier, inwieweit man im konkreten Einzelfall eine schuldbare Unwissenheit annehmen muß. Zunächst wird die Unwissenheit leichter als sündhaft angesehen werden können, wo sie sich bezieht auf die allgemeinen Gebote des christlichen Lebens, die Gebote Gottes in ihren Hauptbestimmungen, die Gebote der Kirche, oder auch wo es sich handelt um die Pflichten, welche der Stand, Beruf, die Lebensstellung auferlegt; denn jedermann hat die Verpflichtung, sich die Kenntnisse anzueignen, welche er zur christlichen Lebensführung, zur Erfüllung seines Berufes u. s. w. nötig hat. Ebenso ist die Unwissenheit leichter sündhaft, wo es sich um den Mangel der gebührenden Kenntnisse (error negativus), als um irrtümliche Auffassung der Pflichten (error positivus) handelt. Da wir alle irrtumsfähig sind und häufig irren, bietet ein solcher Irrtum leichter Anlaß zur Entschuldigung. Noch viel leichter entschuldigt die Unachtsamkeit, Unüberlegtheit, Vergeßlichkeit. Wir haben es nicht immer in unserer Gewalt, unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand in allen seinen Beziehungen zu konzentrieren. So kann es sein, daß man aus Unachtsamkeit etwas redet oder tut, was man nicht hätte reden oder tun dürfen, z. B. es weiß jemand ganz gut, daß heute Vigil von Allerheiligen ist und daß an diesem Tage Fasttag ist, aber denkt beim Essen nicht an den Fasttag, er sündigt nicht. Ähnlich ist es mit der Unüberlegtheit. Es kann jemand unmöglich sein, im Drange der auf ihn einströmenden Ereignisse oder Geschäfte die notwendige Ueberlegung anzuwenden. Es wird an jemand plötzlich eine überraschende Frage gestellt. Er verneint die Frage, die er hätte bejahen sollen, oder er verrät ein Geheimnis, das er hätte verschweigen sollen. Geradeso verhält es sich mit der Vergeßlichkeit. Es liegt nicht in unserer Gewalt, daß wir nichts vergessen. Es hat jemand vielleicht ganz gut das Gebot gekannt, er kann aber auch ohne Schuld auf das ganze Gebot oder auf die Erfüllung im einzelnen vergessen haben, z. B. es hat jemand vollständig vergessen, daß er seinem Nachbar soviel Mark schuldig ist, oder er hat am gestrigen Abend sein gelobtes Gebet vergessen. Gewiß kann auch die Unachtsamkeit, Unüberlegtheit, Vergeßlichkeit schwer sündhaft sein, wenn sie (in einer wichtigen Sache) direkt oder indirekt freiwillig ist, und oft kann wenigstens eine läßliche Sünde gegeben sein. Aber trotzdem wird sehr häufig der Mangel jeder Achtsamkeit, die Unüberlegtheit und Vergeßlichkeit von jeder Sünde entschuldigen. Beachten wir nur, welches die Kriterien der Todsünde sind (plena advertentia, plenus consensus zum schwer sündhaften Objekt). Und doch besteht auf diesem Gebiete recht viel Unklarheit: Wie oft klagen sich die Leute im Beichtstuhl an, wenn sie, ohne daran zu denken, am Freitage

Fleisch gegessen haben! Manchmal auch Kleriker, welche einzelne Horen des Breviers zu beten vergessen haben! Während der Ferien kam ich mit einem gebildeten katholischen Herrn gerade auf die Frage des unachtsamen Fleischessens am Freitag zu sprechen, der meinte, er könne sich bei einer solchen Entschuldigung nicht beruhigen und argumentierend sagte er, wenn sein Sohn ihm sage, er habe betreffs einer Pflichterfüllung nicht daran gedacht oder darauf vergessen, so lasse er diese Entschuldigung auch nicht hingehen, sondern weise ihn zurecht und strafe ihn. Darauf ist zweierlei zu antworten. Im Rechtsbereich (in foro externo) kann der Richter auf vorgeschützte Unkenntnis, Unachtsamkeit u. s. w. nicht Rücksicht nehmen und selbst wo Unkenntnis entschuldigt, muß sie bewiesen werden, außer wo das Gesetz die wissentliche Uebertretung straft, weil dann das Wissen bewiesen werden muß. Sonst genügt die juridische Schuld. Die Strafe soll hier achtsamer, vorsichtiger machen und das kommt der ganzen Kommunität und ihren Mitgliedern zugute, wenn im konkreten Fall der Täter auch leidet. Denken wir an Automobilunfälle, Eisenbahnunglücksfälle, an die vielen Sachbeschädigungen. Ähnliches gilt auch bei der Erziehung. Einmal ist auch hier, wie schon oben bemerkt, oft eine wenn auch geringe Schuld vorhanden: dann bedarf gerade die Jugend mit ihrem Reichtum, ihrer Flatterhaftigkeit, Vergesslichkeit das Korrektiv der äußeren Strafe und ohnehin braucht der Erzieher gar nicht ohnweiters zu glauben und kann es gar nicht immer glauben, daß der „Delinquent“ wirklich ohne Schuld gehandelt hat. Die äußere Straffolge wird für die Zukunft günstig wirken; sie muß aber doch eine andere sein als bei absichtlicher Uebertretung. Aus all dem folgt aber doch nicht, daß alle diese Unachtsamkeiten, Unüberlegtheiten, Vergesslichkeiten Sünden oder gar schwere Sünden seien.

Zweitens ist hier einschlägig die Frage, ob der Mangel einer Kenntnis, einer Achtsamkeit, welche der Mensch hätte haben können und sollen, samt deren Folgen ihm zugerechnet werden können, mit anderen Worten: Ob die virtuelle oder interpretative Aufmerksamkeit auf die Sündhaftigkeit der Handlung zur Sünde genüge. Die Autoren scheiden sich anscheinend in zwei Lager, die einen bejahen, die anderen verneinen die Frage, je nach dem Begriffe, den sie von der virtuellen Aufmerksamkeit haben. Es ist aber gewiß: Wenn man unter virtueller Aufmerksamkeit nur die allgemeine Möglichkeit und Verpflichtung versteht, auf die Sündhaftigkeit zu achten, ohne daß irgend ein Gedanke, ein Zweifel betreffs dieser Sündhaftigkeit vorausgegangen ist, so reicht diese virtuelle Aufmerksamkeit zur Sünde nicht aus. Wenn gar kein Gedanke vorausgegangen ist, ist es zwar nicht physisch, aber moralisch unmöglich aufzumerken; jede Verpflichtung muß doch irgendwie erkannt werden. Wenn ich im Augenblicke, wo ich Fleisch esse, gar nicht daran denke, daß heute Freitag ist, so mag ich heute vielleicht schon öfter an den Freitag gedacht haben, aber ich begehe jetzt keine Sünde. Dagegen muß man zugeben, daß

der Mangel jener Kenntniss, welche man kraft seines Amtes, Berufes hätte haben können und sollen, regelmäßig verschuldet und die daraus hervorgehenden Handlungen schuldbar sind, z. B. bei einem Arzt, Beichtvater, Rechtsanwalt, Richter u. s. w. Trotzdem aber, wenn der Betreffende sich seiner Unkenntniss gar nicht bewußt ist, gar keinen Zweifel hat, ob er die nötigen Kenntnisse habe, so ist auch diese Unkenntniss unverschuldet und die daraus hervorgehende Handlung ihm nicht zurechenbar.

Was wir oben entwickelt haben vom irrigen Gewissen, findet Anwendung auch auf das zweifelhafte Gewissen. Im praktischen Zweifel an der Erlaubtheit der Handlung darf man nicht handeln. Wenn also jemand zweifelt, ob die Handlung eine Sünde sei und sie doch begeht, so begeht er eine Sünde von der Art und Schwere, wegen deren er zweifelt. Wenn jemand zweifelt, ob seine Rede eine Verleumdung sei, ob das, was er vom Nebenmenschen erzählt, wahr sei oder nicht, es aber doch behauptet, so begeht er eine Verleumdung. Wenn jemand zweifelt, ob eine unschamhafte Handlung schwere oder läßliche Sünde ist und sie doch tut, begeht er eine schwere Sünde. Er setzt sich der Gefahr aus, eine Verleumdung, eine schwere Sünde zu tun; er will die Rede, die Handlung, auch wenn sie eine Verleumdung, eine schwere Sünde ist.

Es erübrigt hier noch die ungemein wichtige Frage, was für eine Sünde der begeht, der nur im allgemeinen zweifelt, ob etwas Sünde sei oder beachtet, daß es Sünde sei, aber nicht daran denkt, ob es schwere oder läßliche Sünde sei. Die Autoren gehen hier nach allen Richtungen auseinander, weil sie von verschiedenen Standpunkten ausgehen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Betreffende sich anscheinend der Gefahr einer schweren Sünde aussetzt. Nach den meisten Autoren mit dem heiligen Alphons wird hier auch in bedeutender Sache nur läßlich gesündigt, wenn der Betreffende sonst ein gottesfürchtiges Gewissen hat, die schwere Sündhaftigkeit auch nicht im allgemeinen erkannte oder aus dem Objekte erkennen mußte oder wenigstens die Verpflichtung erkannte, die Sache näher zu untersuchen. Sonst könnte man eine Todssünde annehmen. Bei dem, der ein gottesfürchtiges Gewissen hat, spricht die Präsumption dafür, daß er die Handlung nicht vorgenommen hätte, wenn er darin eine Todssünde erkannt oder ernstlich vermutet hätte. Dies gilt selbst dann, wenn ihm Bedenken wegen einer Todssünde aufgestiegen sind, die er aber nicht als begründet erkannt hat. Dies mag als praktische Regel genügen, wenn wir auch mit Vallerini (Op. mor. T. II., pag. 157) festhalten müssen, daß zwischen der einfachen Phantasievorstellung und dem unbegründeten Bedenken bis zum wohlbegründeten Zweifel eine unbegrenzte Zahl von Zwischenstufen sind, die dem Beichtvater ein sicheres Urtheil erschweren. Es gibt aber auch Objekte, bei denen jedermann ihre schwere Sündhaftigkeit erkennt, wie Unzucht, schwerer Diebstahl, Meineid; hier kann sich niemand nachher ent-

schuldigen, er habe die schwere Sündhaftigkeit nicht erkannt. Ebenso kann sich ein Gewohnheits Sünder nicht leicht ausreden, er habe bei seinen Handlungen nicht die nötige Aufmerksamkeit auf ihre Sündhaftigkeit gehabt, z. B. bei seinen Uebertretungen der Fasttage, des Sonntagsgebotes, unzüchtigen Reden u. s. w. Es mag ja sein, daß aktuell wenig, vielleicht gar keine Aufmerksamkeit da war; er hat vielleicht wirklich an den Freitag, die Sonntagspflicht, gar nicht gedacht. Aber habituell weiß er, daß seine Handlungen schwere Sünden sind und daß er sich auch leichtsinnig darüber hinwegsetzt: er will auch diese Gebote gar nicht erfüllen. Darum kann diese Unachtsamkeit nicht entschuldigen, weil sie selbst schwer sündhaft ist. Er denkt an Fasten und Pflichten nicht mehr, weil er sie schon lange zu unterlassen gewohnt ist. Oft fehlt auch bloß die reflexe, nicht die aktuelle und eingeschlossene Erkenntnis.

Noch eine kurze Bemerkung über das perplexe (verwirrte) Gewissen, mit welchem jemand, zwischen zwei Pflichten gestellt, in jedem Falle zu sündigen glaubt, ob er sich für die eine oder die andere Seite entscheidet, z. B. es muß jemand einen schwer Kranken pflegen, glaubt aber auch zum Besuche des Gottesdienstes verpflichtet zu sein. Zunächst besteht die Pflicht, die Handlung aufzuschieben, bis der Zweifel gelöst ist. Kann die Handlung nicht aufgeschoben und der Zweifel nicht gelöst werden, so hat man sich für die Seite zu entscheiden, auf der man das geringere Uebel sieht. Für das größere Uebel sich entscheiden wäre Sünde und zwar schwere Sünde, wenn man den Unterschied zwischen beiden als bedeutend erkennt, sonst läßliche Sünde. Kann man auch das nicht unterscheiden, so kann man handeln wie man will, man sündigt nicht. Es kann keine Nothwendigkeit zum Sündigen geben; es fehlt die notwendige Freiheit. Das sind Regeln, nach denen man die subjektive Verantwortlichkeit auf Grund des Gewissenszustandes zu beurteilen hat. Gewiß kann der Beichtvater nicht immer ein sicheres Urtheil erlangen, ob der Pönitent schwer gesündigt hat; aber das ist zur Ausübung seines Amtes auch nicht nötig. Davor aber muß er sich hüten, daß er einen Pönitenten einer schweren Sünde für schuldig erklärt, wenn dies nicht gewiß ist.

Der Rituswechsel in Polen.

Historische Skizze.

Von J. Roth S. J., Professor des Kirchenrechts in Krakau.

Die auf dem Konzil zu Florenz im Jahre 1439 vollzogene Union der Ruthenen mit der abendländischen Kirche vermochte nicht tiefere Wurzel zu schlagen. Ungeachtet ihrer Verkündigung und kirchenamtlichen Aufnahme bekannte sich in der zweiten Hälfte des XV. Jahr-

hundertts noch eine große Anzahl von Ruthenen zum Schisma,¹⁾ und wenn auch in jener Periode noch einige ruthenische Bischöfe und Metropolitene eine gewisse Verbindung mit dem Heiligen Stuhle unterhielten,²⁾ so waren die Verwerfer des Metropolitanißes zu Kiew im XVI. Jahrhundert ausgesprochene Schismaticer und förderten mit dem Schisma ungehindert die Feindschaft gegen Rom und die katholische Kirche.

Mit der Erkaltung des Eifers für die Aufrechterhaltung der Union hielten aber auch der sittliche Verfall des höheren und niederen Klerus und die Verwahrlosung des Volkes gleichen Schritt. Glaubwürdige und unverdächtige Zeitgenossen, wie Fürst Konstantin Ostrogski³⁾ und die Lemberger Bruderschaft,⁴⁾ entwerfen in ihren Berichten ein wahrhaft trauriges Bild von dem zerrütteten Zustand der ruthenischen Kirche gegen Ende des XVI. Jahrhunderts. Während aber die ruthenische Kirche verwüstet darnieder lag, entfaltete in unmittelbarer Nähe die katholische Kirche eine gesegnete Tätigkeit, nahm mit jedem Tage an geistiger Kraft zu und stieg im Ansehen und Einfluß bei dem ganzen Volke. Unwillkürlich mußte angesichts einer solchen geistigen und moralischen Machtentfaltung der katholischen Kirche in den besser-gefunten Bischöfen und Laien Rutheniens der Gedanke wachgerufen werden, daß nur aus der Vereinigung mit Rom eine durchgreifende Reform der in hohem Maße entarteten ruthenischen Kirche zu erwarten sei. „Die Kirche befindet sich in großer Betrübniß“, schreibt die Lemberger Bruderschaft in ihrem Bericht an den Patriarchen vom Jahre 1592 über die inneren Zustände der ruthenischen Kirche. „Männer von hohem Rang fielen in verschiedene Irrtümer, und die zum Glauben ihrer Väter zurückkehren wollten, weigern sich jetzt dessen, indem sie auf die Mißstände der Kirche hinweisen; alle aber sagen einstimmig: wenn den kirchlichen Mißständen nicht abgeholfen wird, werden wir uns schließlich trennen; wir werden uns der römischen Kirche unterwerfen und dann in ungetrübtem Frieden leben.“ Am 7. September desselben Jahres berichtet dieselbe Bruderschaft: „Viele haben sich vorgenommen, sich dem Papst in Rom zu unterwerfen und unter seiner Gewalt zu leben unter ungehinderter Beibehaltung des gesamten griechischen Ritus.“⁵⁾

Nach mehrjährigen Verhandlungen kam auch wirklich die von vielen erhoffte Wiedervereinigung mit Rom glücklich zustande, sie wurde am 9. Oktober 1595 auf der Synode zu Brest feierlich verkündet.

Doch kaum hatte die Union den Sieg über ihre heftigsten Gegner errungen, da schien ihrem weiteren Aufblühen eine nicht geringe Gefahr

¹⁾ Vgl. das Schreiben Pauls II. vom J. 1468 an den Abt von Mogilno (Theiner, Vetera monumenta Polon. et Lithuan. II, Nr. 196). — ²⁾ Lifowski, Die ruthenisch-römische Kirchenvereinigung, genannt Union zu Brest. Deutsch von Jedzinf. 1904, 22 f. — ³⁾ Akty otnosiaszczyjesia k' istorij zapadnoj Rossij sobrannyje i izdannye archeograficeskoju komissieju. Petersburg 1851. IV, Nr. 45. — ⁴⁾ Ebend. IV, Nr. 33. — ⁵⁾ Ebend. IV, Nr. 33.

seitens ihrer eigenen Kinder zu drohen. Mit großer Betrübniß und Besorgniß um das künftige Los der Kirche mußten nämlich die unierten Bischöfe wahrnehmen, wie gerade ihre edelsten und wohlhabendsten Diözesanen sich dem griechischen Ritus entfremdeten und scharenweise zum lateinischen übertraten. Im Jahre 1624 berichtete Metropolit Ruzki nach Rom, daß seit der Annahme der Union etwa 200 Söhne aus adeligen Familien an lateinischen Lehranstalten und ebensoviel an polnischen Adelshöfen und beim Militär sich befindende Personen den Ritus vertauscht hätten, ja daß in jedem Jahre wenigstens 100 Personen aus dem Adel von der ruthenisch-unierten Kirche zur lateinischen überträten.¹⁾ Viel gefährlicher gestaltete sich die Lage der unierten Kirche, als seit dem Jahre 1623 auch unter der unierten Ordensgeistlichkeit sich die Tendenz bemerkbar machte, dem lateinischen Ritus den Vorzug zu geben und zu demselben überzugehen.²⁾

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an diesem Orte die Gründe, welche jene zahlreichen Uebertritte von Ruthenen zum lateinischen Ritus veranlaßten, darzulegen und ihre Berechtigung zu prüfen, noch auch die Frage zu erörtern, ob die Zulassung der zum lateinischen Ritus übertretenden Ruthenen seitens der lateinischen Geistlichkeit gerade in den Anfängen der Union opportun gewesen sei. Uns beschäftigt hier einzig und allein die rechtliche Seite dieser Tatsache. Und vom rechtlichen Standpunkt kann man meines Erachtens das Verhalten des lateinischen Klerus keineswegs tadeln. Denn weder auf dem Konzil zu Florenz, noch in dem Schreiben vom 12. Juni 1595, in welchem die ruthenischen Bischöfe um die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der katholischen Kirche baten, noch endlich in der Unionsbulle Klemens VIII. vom Jahre 1595 wurde auch nur mit einem Worte die Frage des Rituswechsels berührt, geschweige denn letzterer verboten.

Als nämlich im Jahre 1590 die vier Bischöfe Terlecki, Balaban, Belczyński und Zbirujski zum erstenmal solidarisch den Entschluß faßten, sich dem Apostolischen Stuhl zu unterwerfen, forderten sie in ihrem aus Brest datierten Schreiben bloß, „daß die Ceremonien und alle Einrichtungen, d. i. der Gottesdienst und die gesamte Kirchenverfassung, wie sie seit altersher in unserer orientalischen Kirche bestehen, von dem Heiligen Vater in Rom nicht geändert, sondern in derselben Ordnung unversehrt belassen werden.“³⁾ Auch in ihrem Synodalschreiben an Klemens VIII. vom 12. Juni 1595 erklärten die ruthenischen Bischöfe der in Florenz abgeschlossenen Union beitreten zu wollen, „sofern der Papst ihnen die fernere Beibehaltung der orientalischen Liturgie sowie des gesamten kirchlichen Ritus zusichere.“⁴⁾ Auf

¹⁾ *Informatio Episcoporum Ruthenorum*, bei Harasiewicz, *Annales Ecclesiae Ruthenicae*. Leopoli 1862. 274, 281. — ²⁾ Ziśkowski a. a. O. 287. — ³⁾ Vgl. Ziśkowski a. a. O. 96. — ⁴⁾ *Mittimus ad Sanctitatem Vestram charissimos fratres nostros, Reverendos in Christo Hypatium Pocięy, Episcopum Volodomiriensem Brestensemque, et Cyrillum Terlecki, Episcopum*

diese Erklärung des ruthenischen Episcopates hin erließ Klemens VIII. am 23. Dezember 1595 die Unionsbulle *Magnus Dominus*, in welcher er den Ritus der Ruthenen in allen seinen Theilen bestätigte mit Ausnahme dessen, was der Wahrheit und der Lehre des katholischen Glaubens etwa zuwider wäre.¹⁾ Daraus folgt allerdings, daß niemand zum Aufgeben seines griechischen Ritus gezwungen werden dürfe; ein formelles Verbot des Rituswechsels ist aber in den angeführten Kundgebungen der ruthenischen Bischöfe und des Heiligen Stuhles noch keineswegs gegeben.

Nicht mit mehr Recht kann das Breve Pauls V. *Solet circumspecta* vom 10. Dezember 1615 als Beweis für den Bestand eines derartigen Verbotes ins Feld geführt werden, wie es Biskowski²⁾ tut. Bekanntlich verschmähten die Schismatiker kein Mittel, um nur die Union verächtlich und den Klerus sowohl als auch das Volk von derselben abwendig zu machen. Unter anderem logen sie allenthalben dem Volke vor, die Union sei gegen den ruthenischen Ritus gerichtet und diene bloß als Brücke zur Einführung des lateinischen Ritus.³⁾ Den Ungebildeten im Klerus und Volke, die mehr dem äußeren Ritus als dem Glauben anhängen, genügten derartige Befürchtungen, um sowohl sich selbst von der Union fern zu halten, als auch der Entfaltung der unierten Kirche mächtig entgegenzutreten. Um solche Gerüchte Lügen zu strafen, sandte Papst Paul V. am 10. Dezember 1615 eine Erklärung an die Ruthenen, in der er ausdrücklich hervorhob, daß es niemals in der Absicht des Heiligen Stuhles gelegen habe noch liege, den griechischen Ritus in irgend einem Punkte zu ändern, geschweige denn ihn zu beseitigen und an seine Stelle den lateinischen einzuführen; daß vielmehr das gerade Gegenteil ersichtlich sei sowohl aus den Unionsdekreten der Florentiner Synode und Klemens VIII. wie endlich daraus, daß die Mönche des griechischen Kollegs in Rom den Eid ablegen müssen, ohne Geneh-

Luceoriensem Ostrogiensemque, quibus mandavimus, ut Sanctitatem Vestram adeant ac, siquidem Sanctitas Vestra administrationem sacramentorum ritusque et ceremonias orientalis ecclesiae integre, inviolabiliter atque eo modo, quo tempore unionis illis utebatur, nobis conservare confirmareque pro se et successoribus suis nihil in hac parte innovaturis unquam dignetur. suo et omnium nostrum Archiepiscopi et Episcoporum totiusque ecclesiastici nostri status et ovium commissarum nobis divinitus nomine Sedi S. Petri et Sanctitati Vestrae uti Summo Pastori Ecclesiae Christi debitam obedientiam deferant (Malinowski, Die Kirchen- und Staatsverträge bezüglich des griechisch-katholischen Ritus der Ruthenen in Galizien. Lemberg 1861. 25). — ¹⁾ . . . *ad maiorem charitatis nostrae erga ipsos significationem omnes sacros ritus et ceremonias, quibus Rutheni Episcopi et clerus iuxta Sanctorum Patrum Graecorum instituta in Divinis Officiis ac Sacrosanctae Missae sacrificio ceterorumque Sacramentorum administratione aliisque sacris functionibus utuntur, dummodo veritati et Doctrinae Fidei Catholicae non adversentur et communionem cum Romana Ecclesia non excludant, eisdem Ruthenis Episcopis et Clero ex Apostolica benignitate permittimus, concedimus et indulgemus* (Malinowski a. a. O. 27). — ²⁾ a. a. O. 292¹. — ³⁾ Vgl. die Konstitution Benedikts XIV. *Allatae* sunt vom 26. Juli 1755, § 14.

nigung des Heiligen Stuhles nicht zum lateinischen Ritus überzutreten.¹⁾ Der Papst protestiert demnach bloß gegen die lügenhaften Behauptungen der Schismatiker, als ob die Absicht des Heiligen Stuhles darauf hinausginge, die Ruthenen zu latinisieren. Daraus aber, daß die Alumnen des griechischen Kollegs zu Rom sich eidlich verpflichten mußten, ihren orientalischen Ritus ohne päpstliche Erlaubnis nicht zu ändern, kann wieder nicht gefolgert werden, eine derartige Verpflichtung wäre zu jener Zeit allen Ruthenen gemein gewesen.

Ein formelles Verbot der Annahme des lateinischen Ritus seitens der Ruthenen erließ zum erstenmal Papst Urban VIII. mit Dekret vom 7. Februar 1624,²⁾ in dem es unter anderem heißt: „Niemandem, weder einer weltlichen noch einer geistlichen Person, noch weniger den Basilianern ist es gestattet, auch nicht aus den wichtigsten Beweggründen, ohne besondere Erlaubnis des Apostolischen Stuhles den Ritus zu ändern und zum lateinischen überzugehen.“

Diese päpstliche Verordnung stieß aber am polnischen Königshofe auf nicht geringe Schwierigkeiten. Der lateinische Episkopat erblickte in obigem Verbote eine Beeinträchtigung und Gefährdung des lateinischen Ritus. Infolgedessen verweigerte Sigismund III. seine Zustimmung zu dessen Ausführung und verlangte, das päpstliche Verbot beschränkt auf die geistlichen Personen, in erster Linie auf die Basilianer beschränkt werden. Urban VIII. sah sich gezwungen, dem Willen des Königs nachzugeben, und änderte wirklich schon unter dem 7. Juli desselben Jahres obiges Dekret dahin ab, daß es bloß den geistlichen

¹⁾ Ritus universos, quibus Rutheni antiquitus usi fuerant, dummodo veritati et doctrinae catholicae non adversentur et communionem cum Ecclesia Romana non excludant, per unionem praemissam tollere aut extinguere Ecclesiae Romanae intentionem, mentem et voluntatem non fuisse nec esse nec id dici vel censi potuisse nec posse; quinimo dictos ritus eisdem Ruthenis Episcopis et Clero ex Apostolica benignitate permissos, concessos et indultos esse, ex litteris Clementis Papae VIII et Concilio Florentino et ex instituto collegii Graecorum urbis Romae, cuius alumni praestant iuramentum de non transeundo ad ritum latinum sine Apostolicae Sedis licentia, apparet (Majkowski, a. a. O. 33). — ²⁾ Ad conservandam pacem et concordiam inter Ruthenos unitos et ob alias gravissimas causas SS. in Christo Pater et Dominus Noster, D. Urbanus div. prov. Papa VIII decrevit, ne de cetero Ruthenis unitis, sive laicis sive ecclesiasticis, tam saecularibus quam regularibus et praesertim monachis S. Basilii M., ad latinum ritum quacunq[ue] de causa etiam urgentissima sine speciali Sedis Apost. licentia transire liceat, et proinde omnibus Archiepiscopis, Episcopis et Officialibus Ruthenorum unitorum districte praecipiendo mandavit, ne deinceps licentias pro huiusmodi transitu subditis suis, cuiuscunq[ue] gradus et conditionis existant, concedere praesumant; et Archiepiscopis, Episcopis et aliis Praelatis latinis et eorum Officialibus, ne Ruthenos praedictos unitos ad latinum ritum transire volentes, quovis praetextu aut causa, etiam cum licentia Ruthenorum Praelatorum suorum recipere audeant, sub paena nullitatis actus et aliis arbitrio Sanctitatis Suae et Romanorum Pontificum, successorum suorum, transgressorius infligendis (Collectio Lacensis II, 603).

Personen verbot, ohne besondere Erlaubnis des Heiligen Stuhles den griechischen Ritus zu wechseln.¹⁾

Daß durch letzteres Dekret die Verordnung vom 7. Februar 1624 Gesetzeskraft verloren hatte, steht außer Zweifel. Es erhellt dies schon aus dem Wortlaut des Julidekretes, durch das der Papst ausdrücklich „befahl, das den Rituswechsel betreffende Dekret auf die geistlichen Personen zu beschränken“. Selbst im XVIII. Jahrhundert noch, als die Streitfrage über die Zulässigkeit des Rituswechsels wieder mit erneuter Heftigkeit auftauchte, konnte sich der polnische Episkopat in seinem, auf dem Reichstag zu Grodno dem König überreichten Memorandum vom 20. Oktober 1752²⁾ mit Recht auf das Julidekret Urbans VIII. berufen; und in seinem an den apostolischen Nuntius gerichteten Antwortschreiben vom 28. März 1752 berichtet der Przemysler Bischof Sierakowski: „Nach Erlass des Dekretes vom 7. Juli 1624 haben zwar einige Laien den Apostolischen Stuhl um Dispens zum Uebertritt vom griechischen zum lateinischen Ritus gebeten, doch die Kongregation hat stets geantwortet: Laien bedürfen keiner Dispens auf Grund des genannten Dekretes vom 7. Juli 1624. Auch in der Angelegenheit des adeligen Szczerwinski ist ein Dispensgesuch für überflüssig erachtet worden, da derselbe als Laie ohne Dispens den lateinischen Ritus annehmen und hierauf zum Priester geweiht werden darf.“³⁾ Selbst Malinowski⁴⁾ kann nicht in Abrede stellen, daß noch in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die Propaganda einigen ruthenischen Laien, die zum lateinischen Ritus entlassen zu werden verlangten, geantwortet habe: „Ipsos vigore decreti sub 7. Juli 1624 editi non indigere dispensatione s. Sedis Romanae, commisitque Nuntio, ut huiusmodi responsum daret non publice, sed summa cum cautela.“

War auch der Rituswechsel durch ein formelles Gesetz nicht verboten, so lag es doch unzweifelhaft im Geiste der Kirche, zur Annahme eines anderen Ritus die päpstliche Genehmigung zu fordern. Wir sahen oben, wie der Heilige Stuhl die Veröffentlichung des Dekretes vom 7. Februar 1624 nicht durchzusetzen vermochte, vielmehr gezwungen wurde, es auf die Priester und vor allem auf die Basilianer zu beschränken. Trotzdem versäumte Rom nicht durch Ermahnungen und Befehle den Lateinern in Polen das genannte Dekret zur Beobachtung einzuschärfen. So erklärte z. B. die Propaganda unterm 29. Juli 1631, in Sachen des Rituswechsels der Ruthenen sei von dem ersten Dekret Urbans VIII. nicht abzugehen; weil aber der König die Publikation desselben verhindert habe und

¹⁾ In Congregatione habita die 7. Julii 1624 coram SSmo. referente Illmo D. Card. Bandino rationes, quas Nuntius Poloniae significabat a rege opponi publicationi decreti de transitu Ruthenorum ad ritum latinum, de quibus latius in literis eiusdem Nuntii sub die 31. Maii 1624, SSmus iussit decretum de transitu restringi ad ecclesiasticos . . . (Collect. Lac. II, 603).

— ²⁾ Malinowski a. a. S. 76. — ³⁾ Malinowski a. a. S. 70. — ⁴⁾ a. a. S. 50 ff.

noch verhindere, so habe sie dem Nuntius in Polen den Auftrag erteilt, mit den Ordensprovinzialen, besonders mit dem der Jesuiten, Rücksprache zu nehmen und sie anzuweisen, daß sie im Namen des Heiligen Vaters und der Propaganda die ihnen untergebenen Beichtväter ermahnen, sich künftighin der Zurückführung (*reductio*) der unierten Ruthenen zum lateinischen Ritus zu enthalten.¹⁾ Eine ähnliche Ermahnung wiederholte der polnische Nuntius in seinem unterm 24. August 1707 an den ruthenischen Bischof von Przemyśl, Winnicki, gerichteten Schreiben, „in dem der Prior der Przemyßler Dominikaner ermahnt wird, Ruthenen zur Annahme des lateinischen Ritus nicht zu verleiten“. In einem zweiten Schreiben vom 5. Oktober desselben Jahres versicherte der Nuntius in Polen, „er trage Sorge dafür, daß die Ruthenen in ihrem Ritus verbleiben“. Und in der That, schon am 6. Februar 1708 wurde dem Nuntius eine Abschrift des Februardekretes Urbans VIII. von der Propaganda mit der Weisung übermittelt: „ut eo prudenter utatur obtutu antiquarum regiae aulae oppositionum“. Wahrscheinlich glaubte Bischof Winnicki, der Apostolische Nuntius gehe unnötigerweise mit übertriebener Vorsicht zu Werke; denn durch wiederholte Bitten setzte er bei der Propaganda einen Beschluß vom 11. November 1710 durch: „Scribatur fortiter Domino Nuntio, ut decretum Urbani VIII. ad amussim observetur, et ne Rutheni ab Episcopis et Religiosis r. l. ac in specie a missionariis Samboriensibus ad ritum latinum pertrahantur“; woraufhin die gedachte Kongregation nach Erörterung der von Winnicki gestellten Frage, ob den Ruthenen der Uebertritt zum lateinischen Ritus gestattet sei, im Jahre 1712 dem Nuntius in Polen den Befehl zugehen ließ: „Publicare primum Urbani VIII. decretum.“²⁾

Aus leicht begreiflichen Gründen mußte ein erneuter Versuch, das genannte Dekret zu publizieren, auf ähnliche Schwierigkeiten stoßen, wie im Jahre 1624. Deshalb unterließ auch der Apostolische Nuntius die feierliche Promulgation des Dekretes, teilte es aber den Bischöfen und Provinzialobern mit, die ihrerseits versprachen, sich genau nach den Vorschriften des genannten Dekretes zu halten.³⁾ Daß die lateinischen Bischöfe es ernst meinten mit ihrem Versprechen, geht klar hervor aus den Hirtenschreiben, in welchen sie ihren Untergebenen die Beobachtung des Februardekretes Urbans VIII. einschärften. So erließ der Wilnaer Bischof Konstantin Kasimir Brzozowski am 14. Januar 1712 an seine Diözesanen einen Hirtenbrief folgenden Inhaltes: „In der Absicht, durch seine väterliche Fürsorge der Unzufriedenheit und den Zwistigkeiten, welche zwischen Angehörigen des lateinischen

¹⁾ Malinowski a. a. D. 37. — ²⁾ Malinowski a. a. D. 41. —

³⁾ Quod praedictum decretum Polonis fuerit ignotum quodque, illo Episcopis Ordinumque regularium capitibus communicato acceptaque istorum sponcione super observantia Pontificii decreti, abstinerit ab eius publicatione (Malinowski a. a. D. 41).

und griechisch-unierten Ritus wegen des Uebertrittes von einem Ritus zum anderen häufig entstanden, ein Ende zu machen, erließ Unser Hlft. Herr Urban VIII. sel. And. ein Breve folgendes Inhaltes . . . Da dieses Breve Dank den Unruhen jener Zeit nicht genügend veröffentlicht worden ist und deshalb diejenigen nicht verpflichtete, die von demselben keine Kenntniß hatten, entzog es der Apostolische Nuntius von Polen und Lithauen auf Verlangen des ruthenischen Metropolitens und anderer Prälaten Rutheniens dem Dunkel der Vergangenheit und übermittelte es Uns zur Veröffentlichung. Infolgedessen veröffentlichen Wir das genannte Breve durch dieses Unser Schreiben und ermahnen Wir den Welt- und Ordensklerus, unierte Griechen, die von ihrem Ritus zum lateinischen übertreten möchten, von nun ab unter keinem Vorwand aufzunehmen, geschweige denn sie auf unerlaubte Weise zum Verlassen ihres Ritus zu verleiten.“¹⁾ Auch der lateinische Erzbischof von Lemberg, Johann Skarbek, richtete im Einvernehmen mit dem ruthenischen Erzbischof Barlaam Szeptycki am 14. Juni 1714 an seinen Klerus eine Verordnung, in welcher das gegenseitige Verhältniß zwischen Lateinern und Ruthenen nach mehreren Richtungen hin geregelt und im § 7 insbesondere die Zulassung der Ruthenen zum lateinischen Ritus verboten wurde.²⁾ Am 15. Februar 1728 erklärte der lateinische Bischof von Lutzk und Brest, Boguslaus Rupnigki: „Wie Wir bisher den Uebertritt der Ruthenen zum lateinischen Ritus niemals gestatteten, so werden Wir auch in Zukunft Unsere Genehmigung dazu verweigern, da Wir wohl wissen, daß dies Uns durch das Breve Urbans VIII. sel. And. geboten ist. So oft aber jemand dabei betroffen würde, daß er, von anderen verleitet, zum lateinischen Ritus übergetreten ist, werden Wir auf Verlangen des griechischen Metropolitens von Kiew alle Unsere Autorität einsetzen, damit derselbe zu seinem früheren Ritus zurückkehre; wofern dieser Uns das Gleiche nicht verweigere jenen gegenüber, die in Unserer Diözese vom lateinischen Ritus zum ruthenischen übergetreten sind.“³⁾

An der gewünschten Gegenseitigkeit ließen es aber die Ruthenen von jeher fehlen. Möchten auch die Klagen des ruthenischen Episkopates über den lateinischen Klerus noch so gerechtfertigt erscheinen, das ähnliche Vorgehen der ruthenischen Geistlichkeit gegenüber den Lateinern mußte die lateinischen Priester in ihrer Praxis bestärken und gegen alle Vorstellungen ihrer Oberen taub machen, zumal sie sahen, wie die Ruthenen in Rom fortwährend Klage gegen sie führten, aber ungescheut das taten, was sie an den Lateinern tadelten. Schon auf der am 12. April 1644 zu Krasnostaw gefeierten Synode beklagt sich der Chelmer Bischof Paul Piaszki darüber, daß die unierten Ruthenen dem lateinischen Klerus und der lateinischen Kirche weit mehr Kummer und Unannehmlichkeiten bereiten, als zu Zeiten, wo sie der katholischen

¹⁾ Malinowski a. a. D. — ²⁾ Malinowski a. a. D. 42. — ³⁾ Malinowski a. a. D. 44.

Kirche noch fernstanden; denn sie verderben die lateinische Jugend, verleiten sie zur Annahme des ruthenischen Ritus und verbieten bei lateinischen Priestern zu beichten.¹⁾ Unter dem Vorwand eines Notgrundes, schreibt der Przemyßler Bischof Sierakowski am 28. März 1752, taufen die ruthenischen Priester öfters Kinder lateinischer Eltern, welche sie dann, sobald sie herangewachsen sind, durch Prozesse für ihren Ritus zu gewinnen suchen.²⁾ Dieselben Klagen erheben die polnischen Bischöfe in ihrem unterm 20. Oktober 1752 an den König gerichteten Schreiben, und fügen hinzu: „verius et iustius contra Reverendissimos Episcopos ritus graeci in eo conqueri possumus, quod ipsi iniuriose nobis obiciunt.“³⁾ Als am 3. Juni 1757 der ruthenische Bischof von Chelm an den Apostolischen Nuntius in Polen sich wendete mit der Bitte, die Ruthenen, welche von den Lateinern augenscheinlich beeinträchtigt würden, in Schutz nehmen zu wollen, fand der Nuntius bloß die eine Antwort: die ruthenischen Priester seien zu ermahnen, nicht das zu tun, was sie den polnischen zum Vorwurf machten.⁴⁾

Unter Benedikt XIV. ging die römische Kurie neuerdings an die Regelung des Verhältnisses zwischen Lateinern und Ruthenen. Am 24. November, bezw. 10. Dezember 1748 erließ sie ein provisorisches Dekret, das den ruthenischen Laien verbot, zum lateinischen Ritus überzugehen ohne Genehmigung des kompetenten lateinischen Bischofs, und überwies die gesamte Streitfrage einem Referenten zur Begutachtung. Aus nicht weiter zu ermittelnden Gründen geriet aber die diesbezügliche Arbeit der Kurie bald ins Stocken. Doch schon am 18. September 1751 stellte Benedikt XIV. in seinem Breve an die ruthenischen Bischöfe die baldige Wiederaufnahme der Verhandlungen in Aussicht und versicherte sie, er werde alle Hebel in Bewegung setzen, damit der Uebertritt der Ruthenen zum lateinischen Ritus nicht nur verboten, sondern dem Verbote auch die Exekution gesichert werde.⁵⁾ Nun wurden die Verhandlungen zwischen Rom einerseits und dem königlichen Hofe und dem Episkopate beider Riten andererseits wieder in Fluß gebracht. Mehrere Jahre zogen sie sich in die Länge, vermochten aber nicht, ein positives Resultat herbeizuführen.⁶⁾ Bei dem heftigen Kampfe und den getheilten Interessen zwischen Polen und Ruthenen war es eben ein Ding der Unmöglichkeit, den Wünschen und Forderungen beider Parteien in gleichem Maße gerecht zu werden und in der Streitfrage eine Entscheidung herbeizuführen, die nach dem Geschmacke der Ruthenen gewesen und nicht zugleich den wahren oder auch nur eingebildeten Interessen der Lateiner zu nahe getreten wäre.

Erst nach der ersten Teilung Polens ward es dem Heiligen Stuhle ermöglicht, wenigstens für einen Teil des früheren Königreichs den fast zweihundertjährigen Streit zwischen den Ruthenen und La-

¹⁾ Malinowski a. a. D. 38. — ²⁾ Malinowski a. a. D. 68. —

³⁾ Malinowski a. a. D. 80. — ⁴⁾ . . . commonendosque esse presbyteros Ruthenos, ne idem agant, quod in latinis improbant (Malinowski a. a. D. 177). — ⁵⁾ Malinowski a. a. D. 65. — ⁶⁾ Malinowski a. a. D. 644 ff.

teinern endgiltig beizulegen. Mit Breve vom 16. April 1774 bestätigte Papst Klemens XIV. das Dekret Urbans VIII. vom 7. Februar 1624 für alle zu Rußland gehörigen Provinzen und schärfte dessen Beobachtung auf das strengste ein.¹⁾ Im österreichischen Anteil des früheren Polens dagegen nahm die Streitfrage eine ganz andere Wendung. Hier legte sich die Regierung ins Mittel und versuchte eine Lösung derselben aus eigener Machtvollkommenheit. Nach Einvernehmung des galizischen Gouverneurs erfolgte an diesen am 3. August 1774 eine Hofentschließung des Inhaltes: „Desselben Einrathen, daß in künftigen Fällen, wo über den transitum ab uno ritu ad alterum eine Streitigkeit entsteht, jedesmal die Ortspfarren utriusque ritus die Sache de casu ad casum an ihren betreffenden Ordinarium anzeigen, diese solche mit Beifügen ihrer Gründe an dasselbe einberichten, von ihm k. Gubernio aber endlich nach Vernehmung derer gegenheiligen Behörden der gutächtlche Bericht anher erstattet werden solle, wird hiemit vollkommen begenehmiget.“²⁾ Auf diese Weise wurde die Einholung der päpstlichen Genehmigung beim Rituswechsel kurzweg für überflüssig erklärt, — eine Maßnahme, die in dem Staatsrechte des „aufgeklärten“ Zeitalters ihre Erklärung findet. Diese staatlischerseits eingeführte Prozedur beim Rituswechsel schärfte Josef II. neuerdings ein mittels Hofdekretes vom 19. Juni 1787, und eine vom griechisch-katholischen Konsistorium in Lemberg am 22. Oktober 1787 eingelegte Beschwerde³⁾ fand beim Gubernium keine Berücksichtigung.

Da in den folgenden Jahren griechisch-katholische Laien und aus Rußland flüchtige Basilianer polnischer Herkunft von den lateinischen Ordinariaten Galiziens öfters ohne vorausgehende Erlaubnis des Apostolischen Stuhles zum lateinischen Ritus zugelassen wurden, beschwerten sich darüber in Rom zu wiederholten Malen sowohl die Oberen der Basilianerklöster als auch die ruthenischen Bischöfe Galiziens. Daraufhin glaubte Papst Pius VII. dem unerquicklichen Streite zwischen den beiden Riten der katholischen Kirche doch ein Ende machen zu müssen. Mit Dekret vom 13. Juni 1802 bestätigte er die Uebertrittsverbote Urbans VIII. vom 7. Februar 1624 und Klemens XIV. vom 16. April 1677 und befahl, dasselbe durch den Wiener Nuntius dem ruthenischen Metropolit Anton Angellowicz zukommen zu lassen. Der letztere suchte aber vergebens das staatlche Plazet zur Ausführung des päpstlichen Erlasses zu erwirken. Mit Gubernialverordnung vom 11. März 1804, Z. 10.504, wurde ihm ein Hofdekret vom 11. Februar desselben Jahres intimiert, das bestimmte, bezüglich des Uebertrittes von einem Ritus zum anderen solle es bei den bereits hierüber erlassenen Verordnungen sein Verbleiben haben und folglich von dem neuen Dekrete des Heiligen Stuhles keine Notiz genommen werden. Und dann wieder am 20. Februar 1818, Z. 7897, eröffnete das k. k. Guber-

¹⁾ Collectio Lac. II, 607. — ²⁾ Malinowski a. a. O. 649. —

³⁾ Malinowski a. a. O. 652.

nium den ruthenischen Bischöfen, Se. Majestät habe mit Resolution vom 25. Januar d. J. für die Zukunft zur Richtschnur vorzuschreiben geruht, daß zum Rituswechsel die Genehmigung des Heiligen Stuhles naturgemäß (?) nicht notwendig sei; auch erwarte Hochdieselbe, daß jenen griechisch-katholischen Laien, die sich dem geistlichen Stande in dem lateinischen Ritus widmen wollen, die Bewilligung hierzu seitens der griechisch-katholischen Ordinate nicht verweigert werde; bei gemischten Ehen aber solle es den Gatten freistehen, bei ihrem Ritus zu verbleiben und ihre Kinder nach deren Geschlechtsverschiedenheit im Ritus ihrer Eltern taufen und erziehen zu lassen.

Mit dem Eingreifen der staatlichen Gewalt hatte somit die Streitfrage eine konkretere Gestalt angenommen. Es fragte sich vor allem, ob auf die Ruthenen Galiziens sich die von Benedikt XIV. am 26. Mai 1742 für die Italo-Griechen erlassene, auf dem Standpunkte des Dekretes Urbans VIII. vom 7. Juli 1624 stehende Konstitution *Etsi pastoralis* Anwendung finde,¹⁾ oder einzig und allein das Dekret Urbans VIII. vom 7. Februar 1624 für die galizischen Zustände maßgebend sei. Während der lateinische Episkopat und im großen und ganzen auch die Regierung sich auf den Standpunkt der Konstitution *Etsi pastoralis* stellten, erklärten die ruthenischen Bischöfe, — allerdings mit Recht — das Februardekret Urbans VIII. als einzig gültige und zu Recht bestehende Norm für die Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses beider Riten in Galizien. Hartnäckig wurde von beiden Parteien der einmal eingenommene Standpunkt behauptet, allerdings nicht zum Wohl der katholischen Kirche noch zur Erbauung des Volkes.

Die nicht endenwollenden Zwistigkeiten bewogen endlich das Kultusministerium, mit Erlaß vom 18. Mai 1852, Z. 1048/921, intimiert durch Präsidialschreiben vom 9. März 1853, Z. 4956, eine Zusammenkunft der Bischöfe beider Riten behufs Regelung des beiderseitigen kirchenrechtlichen Verhältnisses zu veranlassen. Das Resultat der Bischofskonferenz war eine Uebereinkunft der Kirchenfürsten in einzelnen strittigen Punkten, welche am 23. Dezember 1853 dem Heiligen Stuhle zur Bestätigung unterbreitet wurde. Aus nicht näher bekannten Gründen mußte in Rom die Prüfung der von den Bischöfen

¹⁾ Die Konstitution *Etsi pastoralis* bestimmte im § 2 n. 14 bezüglich des Rituswechsels: „Quodsi infans graecum ritum in baptismo suscepit, tunc requirendus est primum patris graeci consensus, deinde episcopi latini licentia, ut possit mater latina filium suum graece baptizatum ad latinas caeremonias traducere. Adultis autem, si quidem sunt ecclesiastici in quocunque ordine minori vel etiam maiori constituti, saeculares, vel regulares, a ritu graeco ad latinum sine expressa Sedis Apostolicae licentia transire non liceat; si laici, ut ad ritum latinum transire possint, episcopus dioecesanus pro sua prudentia permittere valeat; non tamen communitati Graecorum sive Albanensium huiusmodi sine Sedis Apostolicae licentia, sed solum privatis personis, attenta uniuscuiusque necessitate“ (Bullar. Bened. XIV. ed. Romae 1760 I, 76).

gemachten Eingabe hinausgeschoben werden.¹⁾ Unterdessen wandte sich der ruthenische Erzbischof am 19. Februar 1862 durch die k. k. Statthalterei an das Staatsministerium mit der Bitte, daß auf Grund des Art. 35 des österreichischen Konkordates „das k. k. Hofkanzleidekret vom 25. Jänner 1818 (Sub.=Intimat vom 20. Februar 1818, Z. 7897) bezüglich der auf die Konstitution *Etsi pastoralis* basierten Bestimmungen außer Kraft gesetzt werde, um auf diese Art dem lateinischen Klerus in Galizien den Vorwand mit Berufung auf das gedachte k. k. Hofkanzleidekret zu benehmen, den griechisch-katholischen Klerus zu bedrängen und zu schmälern“. Unterm 5. September 1862, Z. 410, antwortete jedoch die k. k. Statthalterei: „Wie Se. Excellenz der Herr Staatsminister unterm 23. August l. J., Z. 3880 St. M. I., eröffnet hat, ist die Regelung des kirchlichen Wechselverhältnisses zwischen den Katholiken des lateinischen und griechischen Ritus zunächst Sache der Kirchengewalt. Von diesem Standpunkte ist diese Angelegenheit in neuerer Zeit angesehen und behandelt worden, und es vermag demnach das hohe Ministerium zur Austragung derselben nur dadurch mitzuwirken, daß, was unter Einem geschieht, im Wege des Ministeriums des Aeußeren die Intervention des kaiserlichen Botschafters bei dem Heiligen Stuhle in Anspruch genommen wird, damit die schon im Jahre 1855 (?) in nahe Aussicht gestellte Regelung der katholischen Ritusverhältnisse in Galizien durch die kompetente kirchliche Auktorität endlich zustande gebracht werde.“ Es wäre aber zweckdienlich, daß auch der katholische Episkopat Galiziens seinerseits die geeigneten Schritte beim Heiligen Stuhle mache; bis zu einer endgültigen Regelung der Angelegenheit könnten jedoch die Bestimmungen des bezogenen Hofkanzleidekretes nicht außer Kraft gesetzt werden.²⁾

Bevor noch der kaiserliche Botschafter beim Heiligen Stuhle sich ins Mittel legen konnte, hatte die Propaganda die diesbezüglichen Arbeiten schon am 4. und 12. August 1862 in Angriff genommen und zur Klarstellung einiger Punkte der im Jahre 1853 eingereichten Ueberkunft dem Nuntius in Wien aufgetragen, die galizischen Bischöfe um ihr Gutachten zu bitten. Doch vergebens wartete man in Rom auf eine Aeußerung des galizischen Episkopates beider Riten. Infolgedessen erging an denselben seitens des Heiligen Stuhles am 2. März 1863 die erneute Aufforderung, doch endlich einmal die zur Abhilfe der schreienden Mißstände geeigneten Mittel in Vorschlag zu bringen und binnen kurzem einen Vertrauensmann nach Rom zu entsenden, der dem Heiligen Stuhle über die Sachlage eingehenden Bericht erstatte.

Die unheilvolle Kluft, welche zwischen den beiden Riten seit jeher bestanden, hatte gerade im letzten Jahre um ein bedeutendes sich erweitert, und eine endgültige Einigung der Parteien war zur unabweislichen Notwendigkeit geworden. So glaubten die Bischöfe

¹⁾ Vgl. das Dekret der Propaganda vom 6. Oktober 1863 (Collect. I. a. c. II, 561). — ²⁾ Malinowski a. a. O. 684 ff.

der Lemberger Kirchenprovinz nicht länger zögern zu dürfen, die letzte Hand an das Friedenswerk anzulegen. Sie erschienen persönlich in Rom, und nach wiederholten Beratungen gelang es ihnen auch, am 17. Juli 1863 eine Vereinbarung in den wichtigsten Kontroverspunkten zu treffen. Nachdem dieselbe in der Plenarsitzung der Propaganda vom 30. September überprüft worden war, erhielt sie am 6. Oktober 1863 seitens des Heiligen Vaters die allerhöchste Bestätigung und wurde unter gleichem Datum von der Kongregation der Propaganda als deren eigenes Dekret herausgegeben, um ihr eine höhere Autorität zu verleihen und größere Stetigkeit zu sichern.

Nebst einigen anderen kontroversen Punkten, die die liturgischen Einrichtungen, die Verwaltung der Sakramente und die gegenseitigen Beziehungen der Priester, bezw. der Gläubigen beider Riten betrafen, fand in der auf diese Weise sanktionierten Vereinbarung — allgemein unter dem Namen *Konkordia* bekannt — an erster Stelle die Streitfrage über den Rituswechsel eine Erledigung, die beide Parteien auf das vollkommenste befriedigen mußte.

Es wurde nämlich bestimmt, daß ein jeder verpflichtet sei, in seinem ursprünglichen Ritus zu verbleiben. Der eigenmächtige Uebertritt zu einem anderen ist strengstens verboten und überdies null und nichtig, auf welche Weise er immer vollzogen worden (*Konkordia A. a.*). Weder die von einem Priester des anderen Ritus im Notfalle — wegen der Lebensgefahr des Kindes oder wegen Verhinderung des eigenen Priesters — gespendete Taufe, noch die Beichte bei einem Priester des fremden Ritus, noch die heilige Kommunion, mag sie selbst in der Absicht den Ritus zu wechseln empfangen sein, endlich auch nicht die in Todesgefahr von einem Priester des anderen Ritus erhaltene letzte Delung vermögen den Uebergang zu einem anderen Ritus zu begründen oder zur Folge zu haben (*Konkordia C.*).

Fordert jedoch eine dringende Notwendigkeit den Uebertritt zu einem anderen Ritus, oder machen einen solchen vernünftige Gründe ratsam, so ist zur Erteilung der hierzu erforderlichen Erlaubnis einzig und allein der Heilige Stuhl kompetent, und ist bei Nachsuchen dieser Erlaubnis folgendes Verfahren gewissenhaft zu beobachten. Wer von seinem Ritus zu einem anderen überzutreten wünscht, muß seine Bitte bei dem Diözesanbischof mit genauer und treuer Angabe der Gründe vortragen. Dieser begutachtet die Bitte und Gründe des Gesuchtes und sendet es an den Bischof desjenigen Ritus, zu dem der Uebergang gewünscht wird. Nachdem auch dieser seinerseits Bemerkungen zu Gunsten oder Ungunsten des Uebertrittes dem Gesuche beigefügt und dieses nach Rom gesendet, entscheidet schließlich der Heilige Stuhl entweder selbst oder durch seinen Delegaten, ob der Uebertritt zu gestatten sei oder nicht. In dringenden Fällen jedoch, die keinen Aufschub dulden, erteilt der Bischof, zu dessen Ritus der Bittsteller übergehen will, unter Beobachtung des soeben dargestellten Verfahrens die gewünschte Erlaubnis provisorisch und unter der

Bedingung, wenn der Heilige Stuhl den Uebergang gutheißt (Konfordia A. a.).

Eine Aufnahme in die Kirche des fremden Ritus, die ohne rechtmäßige Erlaubnis stattfindet, ist null und nichtig, wenn der Priester jemanden mit Wissen und absichtlich seinem eigenen Ritus zugesellt hat. Ebenso ist, wie schon oben hervorgehoben wurde, ein heimlich bewerkstelligter Rituswechsel rechtlich ungültig, und der Empfang der heiligen Sakramente von dem nach eigenem Belieben erwählten Priester selbst dann kein genügender Titel zur Begründung eines Anspruches auf Zugehörigkeit zu diesem Ritus, wenn der Trug erst nach Jahren aufgedeckt wird (Konfordia A. a., c.).

Um eine gewissenhafte Beobachtung der hier besprochenen Bestimmungen der Konfordia seitens des Klerus zu erzielen, wurden gleichzeitig Strafen angesetzt gegen Priester, welche es wagten, jemanden widerrechtlich in seinen Ritus aufzunehmen. Und zwar wurden Ordenspriester, die jemanden, der gegen obige Bestimmungen zu ihrem Ritus übergeht, mit Wissen und absichtlich aufnehmen, denjenigen Strafen als verfallen erklärt, welche Benedikt XIV. in der Konstitution *Demandatam nobis* vom 24. Dezember 1743 § 19 bestimmt.¹⁾ Nach dieser Konstitution gehen Ordenspriester *ipso facto* ihres aktiven und passiven Stimmrechtes verlustig und werden unfähig zu jedem Amte und Grade im Orden. Macht sich aber ein Weltpriester, sei er nun Pfarrer oder Kooperator, des obigen Vergehens schuldig, so büßt er dasselbe das erste Mal mit acht Tagen, das zweite Mal mit vierzehn Tagen Exerzitien, und verfällt beim dritten Mal *ipso facto* der Suspension von den priesterlichen Funktionen; ja es kann, je nach der Schwere des Falles, im Prozeßwege selbst auf Beraubung des Benefiziums erkannt werden, wenn der Priester Pfarrer ist, — auf Unfähigkeit innerhalb der nächsten drei Jahre eine Pfarrei zu erlangen, wenn es sich um einen anderen in der Seelsorge tätigen Priester handelt (Konfordia A. c.). Den selben Strafen verfällt auch jener Priester, welcher zweifellose Gewißheit darüber erhalten hat, daß jemand widerrechtlich sich der ihm anvertrauten Herde beigestellt, und trotzdem den Fremdling nicht seiner Pflicht gemäß zu seinem eigenen Ritus zurückweist, sondern fortfährt, ihm die Heilmittel der Kirche zu gewähren. Hat sich jedoch ein Angehöriger des fremden Ritus ohne Wissen des Pfarrers der ihm anvertrauten Gemeinde widerrechtlich angeschlossen, so trifft den unschuldigen Pfarrer allerdings keine Strafe, sofern er nur nach Erlangung sicherer Kenntnis von dem eigentlichen Ritus des Ankömmlings denselben zurückweist (Konfordia A. c.).

Wer unparteiisch obige Bestimmungen der durch den Heiligen Stuhl bestätigten Konfordia bezüglich des Rituswechsels in Erwägung zieht, kann sich unmöglich des Eindruckes erwehren, daß in

¹⁾ Bullar. Bened. XIV ed. Romae 1760 I, 181.

denjenigen der in der kirchlichen Gesetzgebung des öfteren ausgesprochene Grundsatz von der Gleichberechtigung des lateinischen und griechischen Ritus auf würdige Weise zum Ausdruck kommt. In der völligen Gleichstellung der Lateiner und Ruthenen Polens auf kirchlichem Gebiete erblickte die Kirche stets die Grundlage und Garantie für ein einheitliches Zusammenwirken beider Riten zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen. Soll aber diese rechtliche Gleichberechtigung auch die ersehnten Früchte zeitigen, muß sie von den Lateinern sowohl als auch von den Ruthenen in die Praxis übergesetzt werden. Sich faktisch über dieselbe hinwegsetzen, bedeutet eine Versündigung an dem großen Friedenswerke, das die Kirche mit so großer Mühe gestiftet, eine Lösung des Bandes, welches die Angehörigen beider Riten zu einer großen Familie verbindet.

Das Praeconium paschale.

Eine liturgiegeschichtliche Studie.

Von Beda Kleinschmidt O. F. M. in Harreveld (Holland).

Kein Zeitabschnitt des ganzen Kirchenjahres vereinigt in sich so zahlreiche, die Seele mächtig ergreifende, zur tiefsten Wehmut wie zum höchsten Jubel stimmende Festgeheimnisse, als die zweite Hälfte der Karwoche mit dem sich anschließenden Osterfeste. Nachdem wir am Gründonnerstag mit dem göttlichen Heiland das wunderbare Liebesmahl gefeiert, versenken wir uns am Karfreitag geistig in das unergründliche Meer des Leidens und der Bitterkeit, durch welches er freiwillig hindurchgegangen ist. Aber nur wenige Stunden dauert die eigentliche Trauerzeit. Bereits am Karfreitag-Morgen verkünden Glockengeläute und Orgelklang im Verein mit den helljauchzenden Tönen des Alleluja die nahende Osterfreude. Die Einleitung zu der hochfeierlichen Ostervigil bildet nach der Feuerweihe die Abfingung des großartigen Jubelhymnus, den wir als Praeconium paschale oder nach seinem Anfangsworte als Exsultet bezeichnen. Wenn wir heute diesem einzigartigen Jubelliede einige Worte widmen, so dürfen wir von vornherein des Interesses der Leser gewiß sein, denn sicher hat noch niemand diese wundervollen Melodien gesungen oder angehört, ohne sich innerlich bewegt und ergriffen zu fühlen. Wir wollen hier indes weder von der Gesangskomposition des Hymnus noch von seinem reichen Inhalt sprechen, wir möchten uns heute ausschließlich mit seiner Geschichte befassen, da sie uns am sichersten zu seiner rechten Wertschätzung führen wird.

1. Die Frage nach dem Alter des Praeconiums hängt aufs engste zusammen mit dem Alter und dem Ursprung der Osterkerze, deren feierliche Benediction es ja eigentlich ist. Obgleich wiederholt Gegenstand sorgfältiger Untersuchung, konnte das Alter der Osterkerze

bis heute nicht mit Sicherheit bestimmt werden.¹⁾ Gewiß ist, daß ihre feierliche Weihe um das Jahr 600 bereits in Gallien, Spanien und Oberitalien üblich war, wenn auch nicht in allen Kirchen. Damals antwortete die Synode von Toledo (632) auf die Anfrage einzelner Kirchen, weshalb man vielerorts diese Weihe vornehme, und verordnete zugleich, daß sie künftighin auch in den Kirchen Galliens erfolgen solle.²⁾ Die mittelalterlichen Liturgiker schreiben teilweise die Einführung der Osterkerze dem Papste Josimus (418) zu und zwar mit Rücksicht auf eine Stelle des alten „Papstbuches“, welches meldet, der genannte Papst habe den Diakonen „die Benediction des Wachses“ gestattet,³⁾ teilweise auch dem heiligen Augustin oder Ambrosius. So liest man bei Bischof Durand von Mende in Frankreich (1296), dem bedeutendsten Liturgiker des Mittelalters, der heilige Ambrosius sei der Verfasser des Exsultet, allerdings hätten auch Augustin und der Diakon Petrus von Monte Cassino eine Weiheformel verfaßt, aber dieselbe werde nicht gebraucht.⁴⁾ Die neuere Forschung hat dem Durandus nicht recht gegeben; nicht Ambrosius, sondern Augustinus dürfte der Verfasser des Prätoniums sein.⁵⁾ Jedenfalls reicht der Text unserer „Laus cerei“, wie das Exsultet oft genannt wird, im wesentlichen bis in die Zeit des großen Kirchenlehrers hinauf. Hierfür spricht nicht nur die Ausdrucksweise und die Wortstellung, welche jenem Zeitalter angehören, sowie der Umstand, daß Augustinus unter seinen Arbeiten „ein Lob der Wachskerze“ erwähnt, sondern noch mehr der interessante Briefwechsel, welchen der heilige Hieronymus über den Gegenstand mit dem Diakon Präsidius von Piacenza führte;⁶⁾ letzterer hatte den großen Eregeten gebeten, ihm für das nächste Osterfest einen Hymnus auf die Kerze zu verfassen. In einem noch erhaltenen umfangreichen Briefe schlägt Hieronymus diese Bitte ab, mit der Begründung, eine solche Lobpreisung sei sehr schwierig, zumal die Heilige Schrift keine Anhaltspunkte biete, diejenigen, welche es trotzdem versuchten, ergingen sich in bombastischem Redeschwall und phrasenhaftem Wortgeflingel. Sie beschreiben mit oratorischen Floskeln Blumen und Wiesen, Lebens- und Entstehungsweise der Bienen, wobei sie das ganze Buch Vergils über den Landbau (Georgika) verwenden. Mag solch ein rednerischer Erguß immerhin dem Ohre schmeicheln, wie paßt er sich für den Diakon, der nur an diesem Tage in Gegenwart des Bischofes und der Priester in der Kirche seine Stimme ertönen läßt, wie zu den Sakramenten der Kirche, wie zu der österlichen Zeit, in der das Lamm getötet wird? Doch verspricht der Brief-

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz: Die Osterkerze in: Der katholische Seelsorger, VIII (1898) 122 ff. — ²⁾ Can. 9. Harduin, Collect. concil. III, 582. —

³⁾ Liber pontific., ed. Mommsen (Berlin 1898) p. 91. — ⁴⁾ Rationale, ad Hagenau 1509, I. 6. fol. 168. — ⁵⁾ Vergl. Sante Pieralesi, Il preconcio pasquale del codice Barberiniano: dell'Autore del più antico Preconcio. Roma 1893. Duchesne, Origines du culte chrétien, Paris 1898, 240 ss.

⁶⁾ Migne, P. L., 30, 188—194.

schreiber, seine Gedanken über ein geeignetes Präfonium, die er dem Papier nicht anvertrauen will, dem Diakon später mündlich mitzuteilen. Schließlich mahnt er ihn, den Vergnügungen Piacenzas Lebenswohl zu sagen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Aus diesem Schreiben ergibt sich ein Vierfaches. Zunächst war die Absingung des Präfoniums schon damals ein Vorrecht der Diakonen, obwohl ihnen eine eigentliche Weihewalt nicht zusteht; auch heute sehen wir in der rituellen Handlung des Diakons nicht so sehr eine Benediction der Kerze, als vielmehr einen großartigen Lobeshymnus auf die göttlichen Gnadenerweise und besonders auf den Auferstandenen, der durch die Kerze symbolisiert wird. Anscheinend war indes die Praxis in den einzelnen Kirchen nicht überall gleich. So ermahnte noch der heilige Gregor I. in einem Briefe den Bischof Marinianus von Ravenna, sich seiner Schwäche wegen zu schonen und die Gebete, welche über die Kerze ausgesprochen würden, durch einen anderen verrichten zu lassen.¹⁾ Ebenso deutet der Text des Exultet im Missale gothicum darauf hin, daß die Weihen in Gallien, wenigstens mancherorts, durch einen Priester vorgenommen wurden.²⁾ Zweitens folgt aus dem Briefe des heiligen Hieronymus, daß der Wortlaut des Präfoniums damals noch nicht festgelegt war, nur die wesentlichsten Gedanken waren gegeben. Aufgabe des Diakons war es, sie in eine schöne Form zu bringen. Welch großes Gewicht man darauf legte, zeigt die Tatsache, daß Präsidius sich dieserhalb an Hieronymus nach Rom wandte. Ein stets wiederkehrender Gedanke des Präfoniums war, wie des Heiligen Antwort bezeugt, das Lob der Bienen, das anscheinend sogar stark in den Vordergrund trat. Im übrigen pries man vorzüglich die Wohltaten Gottes, namentlich jene, die er uns durch die Kräfte der Natur zuteil werden läßt, um daran entsprechende Bitten und Lobpreisungen zu knüpfen. Es sind uns noch zwei solche Präfonien von dem Bischof Ennodius von Pavia (521) erhalten, deren Wortlaut sowohl von unserem heutigen Text wie auch voneinander sehr verschieden ist.³⁾

Drittens ist das Antwortschreiben auch ein wichtiges Zeugnis für das Alter der „*Laus cerei*“: da der Brief im Jahre 384 geschrieben wurde,⁴⁾ der Ritus aber als bekannt und als mancherorts üblich vorausgesetzt wird, darf man mit Recht annehmen, daß er bereits eine zeitlang in Übung war. Wir kommen damit in der Altersbestimmung der Osterkerze ungefähr bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß sie ein noch höheres Alter hat. Endlich scheint die Ausdrucksweise des Hieronymus, der sich mehrmals des Wortes *praedicare* bedient, genugsam anzudeuten, daß der Diakon die *laus cerei* schon damals feierlich und melodisch vortrug.

¹⁾ Epp. XI, 33. Migne P. L. 77, 1146. — ²⁾ Es heißt in demselben: ... ut qui me non meis meritis intra sacerdotum numerum etc. Migne, P. L., 72. 269. — ³⁾ Opusculum IX, X. Migne, P. L., 257—262.

⁴⁾ Vergl. Migne, P. L., 30. 186.

2. Hiermit ist noch nicht erledigt die Frage nach dem Ursprunge des Präkoniums. Wie kam man dazu, an der Ostervigil, die damals eine wirkliche Vigil, d. h. eine Nachtfeier war, diesen begeisterten Lobeshymnus durch den Diacon vortragen zu lassen? Welches war der Grund, in der Osternacht unter so großen Feierlichkeiten eine Kerze anzuzünden? Abzuweisen ist selbstverständlich die Ansicht jener älteren Archäologen, welche für diesen feierlichen Ritus keinen anderen als einen nüchtern praktischen Grund kennen — Verscheuchung der Dunkelheit. Freilich bedurfte man bei der Vigil zu Ostern der künstlichen Beleuchtung, aber nicht minder war das der Fall an den Vigilen vor Epiphanie und Pfingsten, an denen indes niemals die feierliche Kerzenweihe stattfand. Auch jene Meinung ist unhaltbar, welche die Osterkerze aus den Kerzen der Neophyten ableiten möchte, ebenso wie die Ansicht derer, welche sie zurückführen wollen auf die im 4. Jahrhundert im Orient übliche großartige Beleuchtung der Kirchen und Häuser mit Lampen und Fackeln während der Osternacht.¹⁾ Diese Beleuchtung der Häuser und die Weihe der Kerze hatte vielmehr denselben Grund, beide sind hervorgegangen aus der Vorliebe der ersten Christen, die Geheimnisse der heiligen Religion durch Symbole sinnfällig darzustellen. War ihnen das Licht überhaupt eine Erinnerung an denjenigen, der von sich gesagt hatte „ich bin das Licht der Welt“, das der Teufel mit seinem Anhange zwar am heiligen Karfreitag anscheinend für immer ausgelöscht hatte, das aber in der Osternacht strahlend aus dem Grabe hervorbrach, um von nun an die Finsternis zu verscheuchen und die ganze Welt zu erleuchten, was lag da wohl näher, als gerade in der Osternacht als Symbol des Auserstandenen unter vorzüglichsten Ceremonien eine Kerze zu weihen und anzuzünden, nicht eine gewöhnliche, sondern eine säulenartige, die schon durch ihre Größe die andern überragte? Hätte man wohl sinnvoller und zugleich einfacher das Festgeheimnis den Christen veranschaulichen können? Man vergesse nicht, daß, wie gesagt, diese Weihe in der Nacht von Samstag auf Sonntag stattfand. Bedurfte da diese Ceremonie selbst für den einfachsten Mann noch der Erklärung, daß durch die brennende Kerze Christus der Auserstandene versinnbildet werden sollte? Von welchen Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit gegen den Erlöser, der Freude über seine glorreiche Auferstehung mußte aber erst die Brust der Gläubigen durchbebt werden, wenn der Diacon bei der Weihe in begeisterten Worten den Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Sohnes Gottes über den Fürsten der Hölle verkündete?

Der Ursprung der Osterkerze ist also nicht stadtrömisch, er ist vielmehr im Orient zu suchen, aber bereits im 5. Jahrhunderte hatte sie eine solche Verbreitung gefunden, daß Papst Bonifatius sich veranlaßt sah, diesen Ritus auch den suburbikarischen Bischöfen

¹⁾ Kraus, Real-Encyclopädie der christlichen Altertümer II, 565.

zu gestatten; so ist wohl die oben mitgeteilte Notiz des „Papstbuches“ zu verstehen. Daß die Osterkerze übrigens auch in Rom selbst bald Eingang fand, bezeugt das Exultet des gelasianischen Missale (Sacramentars), es beginnt mit den Worten: Deus, mundi conditor, auctor luminis, siderum fabricator.¹⁾

3. Der Wortlaut des Exultet, der jetzt üblich ist, findet sich zuerst in den Sacramentarien der gallikanischen Liturgie, nämlich in dem sogenannten Missale Gothicum, in dem Missale Gallicanum, die uns in Handschriften des 7. und 8. Jahrhunderts erhalten sind,²⁾ ferner enthalten ihn einige gelasianische Missalien, die später eine Uebersetzung erfahren haben und die gleichfalls noch dem 8. Jahrhundert angehören, so ein Sacramentar zu St. Gallen und in Zürich aus Kloster Rheinau. Dagegen ist bemerkenswert, daß das Sacramentar Gregors des Großen ihn ursprünglich nicht enthielt, er wurde ihm erst später beigelegt und zwar in Frankreich durch Alkuin, der das auf Anordnung Karls des Großen in den Kirchen des Franklandes eingeführte Gregorianum mit einem aus gallikanischen Gebeten bestehenden Anhang verfaß.³⁾

Wie das Präkonium überhaupt, so ist also auch der heutige Text des Exultet nicht stadtrömischen Ursprunges. Doch darf er, weil zuerst in gallikanischen Handschriften auftauchend, deshalb nicht ohne weiteres für Gallien in Anspruch genommen werden. Dazu geben die genannten Handschriften auch keine Veranlassung, sie bezeichnen ihn vielmehr ausdrücklich als eine Arbeit des heiligen Augustinus, der ihn als Diakon verfaßt habe: „Benedictio cereae Augustini, quam adhuc diaconus cum esset, edidit et cecinit: Exultet“, sagt eine Rubrik. Dieser Notiz könnte man um so leichter Glauben schenken, da Augustinus tatsächlich eine poetische ‚Laus cerei‘ verfaßte, in der unter anderem die Verse vorkamen:⁴⁾

Dein sind und gut die Gaben, die Du, o Gott, erschufest,
Nichts ist unser darin, als einzig die Schuld der Verfehrtheit,
Wenn wir statt Deiner, was Du erschaffen, unordentlich lieben.

Es bedurfte wohl nicht erst eines Tadel des heiligen Hieronymus, wie ein altes Pontifikale von Poitiers meint,⁵⁾ daß Augustinus dieselbe Lobpreisung bei einer anderen Gelegenheit in Prosa abfaßte. Wir dürfen also mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unser heutiger Text des Präkoniums den großen Kirchenlehrer von Hippo zum Verfasser hat. Von Afrika wird es seinen Weg zunächst nach Spanien und von dort nach Gallien genommen haben, mit der Aufnahme in das gregorianische Missale durch Alkuin war sein Sieg

¹⁾ Ed. Wilson, Oxford 1894, p. 80. — ²⁾ Vergl. Migne, P. L. 72, 268, 364. — ³⁾ Vergl. meine Abhandlung in dieser Zeitschrift 1907, S. 258; ferner als neueste Literatur Stappert, Karls des Großen Römisches Meßbuch, Leipzig 1908, 15 ff. (Gymnas.-Progr. Beilage). — ⁴⁾ De civit. Dei 1. 15 c. 22. Nach der Uebersetzung von Silbert, Wien 1826, II, 332. — ⁵⁾ Martène, De antiqu. eccles. ritibus III 1. 4 c. 24 n. 5.

über die anderen Texte entschieden. Seit ungefähr tausend Jahren ertönt somit bereits in den Kirchen des römischen Ritus der großartige Hymnus des heiligen Augustinus auf den Sieg des Lichtes über die Finsternis.

4. Die Weihe der Osterkerze war, wie schon bemerkt, seit alters das Vorrecht der Diakonen. Nachdem die Feuerweihe vollzogen war, ging er mit der dreiteiligen Kerze unter dem dreimaligen Ruf *lumen Christi* an der Spitze einer Prozession bis zum Chor der Kirche, empfing hier den Segen des Bischofs und bestieg nun den Ambon, um den Gesang zu beginnen und die Weihe der Kerze vorzunehmen. Letztere stand in unmittelbarer Nähe des Ambon (Kanzel) auf einem mächtigen Kandelaber, wie man deren noch heute in Rom, Salerno, Gaeta, Capua u. s. w. sieht; so mißt z. B. der Osterkerzenleuchter zu Salerno 4 Meter in der Höhe und 27 Zentimeter in der Breite. Wegen ihres bedeutenden Gewichtes blieben sie das ganze Jahr hindurch an derselben Stelle stehen. Meistens sind sie reich verziert, entweder mit sogenannter Kosmatenarbeit, d. h. es sind bunte Glas- oder Marmorstückchen in geometrischen Mustern reihenförmig in den Marmor eingelassen, oder mit plastischen Darstellungen aus den Evangelien oder der Liturgie; so zeigt der Kandelaber zu Capua in einer Reihe die drei Marien am Grabe und den Auferstandenen, in einer zweiten Reihe den Erzbischof zwischen Askolythen und einen die Kerze anzündenden Diakon.¹⁾

5. Mag der Diakon anfangs das Präkonium vielleicht auch aus dem Gedächtnis vorgetragen haben, jedenfalls hat man es frühzeitig aufgeschrieben, mit Neumen versehen und vom Blatt abgesungen; sicher war das der Fall, als sein Wortlaut eine feste Form angenommen hatte und nicht mehr dem Belieben des Diakon überlassen war. Wir finden ihn daher auch in den ältesten Handschriften zwischen der Karfreitag-Liturgie oder in dem von Alkuin hinzugefügten Anhang verzeichnet, von wo er aber bei neuen Abschriften allmählich in den Osterkreis einrückte. Diese Stelle hat er bekanntlich auch heute noch inne.

Es ist nun interessant zu beobachten, wie man um das Jahr Tausend in Süditalien diese Gewohnheit verließ und zu einer antiken Praxis zurückkehrte, indem man den Text des Exultet quer auf längliche Pergamentstreifen schrieb, die man aneinanderreichte und aufrollte. Es hat sich eine Anzahl solcher Schriftstücke erhalten, die in der Geschichte der Liturgie und der Miniatur den Namen Exultetrollen führen. Während der Diakon auf dem Ambon das Exultet vortrug, rollte er den Pergamentstreifen ab und ließ ihn über die Brüstung herabhängen. Nach südländischer Weise drängte sich das Volk heran, nicht um den Text zu lesen, wozu es nicht im stande

¹⁾ Vergl. Kraus, *Gesch. der christl. Kunst* II, 1, 232, woselbst Abbild. der Kandelaber zu Rom (S. Paolo), Gaeta, Capua. Venturi, *Storia dell' arte italiana* III (Milano 1904) 646—664.

war, sondern um die in denselben eingestreuten Bilder zu betrachten. Der Hauptinhalt des Exultet war nämlich in Miniaturen dargestellt, und zwar standen diese Bilder auf dem Kopf, d. h. im Verhältnis zum Schrifttext waren sie umgekehrt gemalt. Rollte der Diakon den Pergamentstreifen ab, dann erschienen die Bilder dem Volke in richtiger Stellung. Die Miniaturen erfüllten also einen lehrhaften Zweck. Die Gläubigen erkannten daraus den Inhalt des vom Diakon so feierlich vorgetragenen Hymnus.

Diese eigenartigen liturgischen Rollen sind wegen ihrer bildnerischen Ausstattung schon mehrfach Gegenstand der kunsthistorischen Forschung gewesen. Langlois, Rohault de Fleury, Kraus, Ebner, Venturi und besonders Bertaux haben sich mehr oder weniger eingehend mit ihnen beschäftigt; ich selbst konnte eine Anzahl von ihnen in Pisa, Rom, Monte Cassino studieren. Der Gegenstand ist interessant genug, um hier etwas genauer dargestellt zu werden.¹⁾

Es haben sich im ganzen ungefähr 20 Exultetrollen erhalten, u. a. in Bari, Salerno, Gaeta, Rom, Pisa, Monte Cassino. Ihre Größe ist verschieden, die Breite bewegt sich im allgemeinen zwischen 20 und 30 Zentimeter (Salerno 47 Zentimeter); ihre Länge ist 3, 5, 7 Meter. Die Rolle zu Bari, welche aus acht Stücken Pergament besteht, mißt 5.295 Meter, wozu noch ein anderes liturgisches Stück von 3.13 Meter kommt. Auch ihre bildnerische Ausstattung ist sehr verschieden, nicht nur bezüglich des künstlerischen Wertes, sondern noch mehr in bezug auf die Anzahl der Miniaturen; da nämlich die Rollen unabhängig von einander entstanden sind, wurden nicht überall die gleichen Textstellen illuminiert. Wenn ich versuche, im folgenden die Illustrationen der Exultetrollen zu beschreiben, so kann es sich natürlich nur um eine allgemeine Uebersicht handeln; die Eigenart der einzelnen Rollen muß unberücksichtigt bleiben.

7. Noch bevor der Text des Exultet beginnt, bringt die schönste Rolle, diejenige von Bari (um 1025), bereits eine Miniatur, nämlich den Heiland in der Mandorla (Glorienschein), wie er majestätisch sitzt auf dem Regenbogen, der zu beiden Seiten eine kleine Kerze trägt. Es ist die Veranschaulichung des unmittelbar vorausgegangenen Rufes: Lumen Christi, Deo gratias. Nun hebt der Hymnus in jubelnden Tönen an:

Exultet iam angelica turba coelorum,
exultent divina mysteria, et pro tanti
Regis victoria tuba insonet salutaris.

Aufjuchze nunmehr die englische Heerschar
des Himmels, auffauchze die himmlische
Geistervelt und ob so großen Königs
Siege ertöne die Drommete des Heils.²⁾

¹⁾ Vergl. für das Folgende: Langlois in *Mém. d'arch. et d'hist.* VI (Rome 1886) 466. Kraus a. a. D. 59 f. Rohault de Fleury, *La Messe* III (Paris 1884) pl. 194 ss. A. Ebner, *Handschriftliche Studien über das Praeconium paschale*, in *Kirchenmusik-Jahrbuch* VIII (Regensburg 1893) 73—83. Venturi, l. c. 726—754; besonders E. Bertaux, *L'Art dans l'Italie méridionale* I (Paris 1904) 217—240, dazu eine ikonographische Uebersichtstabelle unter dem Titel *L'iconographie comparée des rouleaux d'Exultet*; Latil, *Les Miniatures des rouleaux d'Exultet*, Mont-Cassin 1899 ss. — ²⁾ Die Uebersetzung zumeist nach Reisch's *Passionale*, Regensburg 1854.

Diesem Drommetenstoß entspricht ein Bild, das die himmlische Engelschar in freudiger Erregung aufjubelnd darstellt; in einzelnen Handschriften hebt sich über der zusammengepreßten Schar ein Engel empor und stößt in ein mächtiges Horn. In zwei Rollen (Salerno und Rom, Bibl. Casanatense) sind die divina mysteria angedeutet durch ein Lamm, das Symbol Christi, in einem farbigen Kreise, der von den vier Evangelistenzeichen umgeben ist; dieselben Handschriften zeigen außerdem an dieser Stelle, wie Christus dem angeschmiedeten Höllendrachen die Kreuzesfahne in den Rachen stößt oder ihm mit erhobener Rechte gebietet.

Gaudeat et tellus tantis irradiata
fulgoribus: et aeterni Regis splendore
illustrata totius orbis se sentiat
amississe caliginem.

Es freue sich auch die Erde, mit solchem Glanze überstrahlt und von des ewigen Königs lichtem Schein erleuchtet fühle sie sich auf dem weiten Erdenrund befreit von der Finsternis.

Ein seltsames und unserm modernen Empfinden fremdes Bild erläutert den ersten Gedanken dieses Sazes. Die Erde, in antiker Weise personifiziert, sitzt als ein bis auf die Hälfte entblößtes Weib zwischen Blumen und Bäumen auf einer niedrigen Anhöhe, aus ihren stark entwickelten Brüsten saugen zwei Tiere (Bär, Ochs, Hirsch, Schlange) das Leben. In einer Hand hält sie ein Füllhorn, mit der andern verscheucht sie die Finsternis (caligo) in Form eines schwarzen Knaben. Hiermit verbinden mehrere Rollen ein zweites Bild, Gott Vater in der Glorie, der die Welt mit hellem Lichtglanz überstrahlt. In der Rolle zu Bari, deren Miniator offenbar ein Grieche war, ist die „Tellus“ als eine stehende, in prachtvolle Gewänder gehüllte Frau zwischen Bäumen und Tieren dargestellt.

Laetetur et mater Ecclesia, tanti luminis adornata fulgoribus, et magnis populorum vocibus haec aula resultet.

Es freue sich auch die Mutter, die Kirche, geschmückt mit solchen Lichtes Glanz und von des Volkes lauten Stimmen halle wider dieses Gotteshaus.

Am treuesten in der Wiedergabe dieses doppelten Gedankens ist die Rolle aus Bencvent. Die Mater Ecclesia ist als Frau in Drantenform (mit ausgebreiteten Armen) dargestellt, sie sitzt auf dem Dache einer Basilika und ist von zahlreichen Kerzen umgeben (tant s luminis adornata fulgoribus). Vor ihr steht eine laut rufende Volksmenge, an deren Spitze sich ein König befindet. Die Andeutung des Tempels (aula) sehen wir noch auf sechs anderen Rollen. Die Handschrift aus Sorrent und eine Cassinenser Rolle zeigen nur eine Schar von Laien und Klerikern zur Bezeichnung der lauten Stimmen des Volkes (magnis populorum vocibus).

Quapropter adstantes vos, fratres carissimi, ad tam miram hujus saceti luminis claritatem, una mecum. quaesio, Dei omnipotentis misericordiam invokeate, ut qui me non meis meritis, intra Levitarum numerum

Deshalb geliebteste Brüder, die ihr hier zugegen seid, bei dieses heiligen Lichtes wunderbarer Klarheit, rufet, ich bitte euch, vereint mit mir das Erbarmen des allmächtigen Gottes an, damit er, welcher ohne mein Verdienst

dignatus est aggregare, luminis sui claritatem infundens, cerei hujus laudem implere perticiat.

unter die Zahl der Leviten mich aufzunehmen sich würdigte, seines Lichtes Klarheit mir einflößend, das Lob dieser Osterkerze mich vollziehen lasse durch unsern Herrn . . .

Diese Worte gaben Veranlassung, den Ritus der Kerzenweihe darzustellen. Mit einer Uebereinstimmung, die sich an keiner anderen Stelle findet, zeigen hier zwölf Rollen den Diakon, wie er auf einem Ambon oder auf einem Podium stehend die Weihe vornimmt; hier und da entrollt er gerade den Pergamentstreifen oder weist auf die Kerze hin, während Volk und Klerus, darunter auch der Bischof, herumstehen. Die Miniatur war so beliebt, daß sie fast nie ausblieb; eine Anzahl Rollen bringen sie gleich zu Beginn des Textes.

Vere dignum et justum est, invisibilem Deum Patrem omnipotentem Filiumque ejus unigenitum Vominum nostrum Jesum Christum toto cordis ac mentis affectu et votis ministerio personare.

Wahrhaft würdig und gerecht ist es, den unsichtbaren Gott, den allmächtigen Vater und seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum mit des Herzens und Gemüthes ganzer Innigkeit und mit der Stimme zu lobpreisen.

Nach dem Präfationszeichen — ein verschlungenes, reichverziertes „V“ und „D“ — zeigen die Handschriften entweder den allmächtigen Vater oder noch öfter „seinen eingebornen Sohn“ in der Herrlichkeit, wie er auf dem Throne sitzt, oder auch als Lamm umgeben von den vier Evangelistenzeichen, meistens ist die Miniatur innerhalb des Präfationszeichens angebracht. Nur zwei Rollen zu Gaeta, die übrigens in engster Abhängigkeit voneinander stehen, haben an dieser Stelle den Gef Kreuzigten.

Qui pro nobis aeterno Patri Adae debitum solvit et veteris piaculi cautionem pio cruore deterisit.

Der für uns dem ewigen Vater die Schuld Adams bezahlt und den Pfandbrief alter Schuld liebevoll mit seinem Blute gelöst hat.

In sechs Rollen wird diese Stelle illustriert durch das Bild des Heilandes am Kreuze, unter dem die heiligen Personen und die Henker stehen, nur die jüngste Handschrift (Pisa) fügt noch zur Erläuterung des Adae piaculum die Stammeltern unter dem verhängnisvollen Baum hinzu.

Haec sunt enim festa Paschalia, in quibus verus ille Agnus occiditur, cujus sanguine postes fidelium consecrantur.

Denn dies ist die Osterfeier, in welcher das wahre Lamm geschlachtet wird, mit dessen Blut die Pforten der Gläubigen geheiligt werden.

Nur eine Rolle bietet zu diesen Worten eine Miniatur, nämlich die jüngste Handschrift zu Pisa, welche die Schlachtung des Lammes vorführt, sie wird stehenden Fußes vorgenommen, man bestreicht die Türpfosten und macht sich auf den Weg.

Haec nox est, in qua primum patres nostros filios Israel eductos de Aegypto mare rubrum sicco vestigio transire fecisti.

Dies ist die Nacht, in welcher du zuerst unsere Väter, die Kinder Israels, aus Aegypten führtest und durch das Meer trocknen Fußes ziehen ließest.

Wohl die Hälfte der Koteln führt hier die Rettung der Israeliten und den Untergang Pharaos im Roten Meere vor; letzteres ist als breiter Fluß gebildet, in welchen der König mit seinem Wagen hineinstürzt, während die von einer mächtigen Feuersäule geleiteten Juden drüben Gott Lob und Dank sagen. In Einzelheiten weichen die Miniaturen sehr voneinander ab.

Haec igitur nox est, quae peccatorum tenebras columnae illuminatione purgavit. Haec nox est, quae hodie per universum mundum in Christo credentes a vitiis saeculi et caligine peccatorum segregatos reddit gratiae sociat sanctitati.

Dies ist also die Nacht, welche die Finsternis der Sünde durch die leuchtende Säule verdrängt hat. Dies ist die Nacht, welche heute über die ganze Welt hin die an Christus Glaubenden ausscheidet aus den Lastern der Zeit und dem Dunkel der Sünde, sie wiedergibt der Gnade, zugesellt der Heiligkeit.

Nur die jüngste Bisancer Handschrift hat wieder versucht, diese abstrakten Gedanken bildlich darzustellen; es ist dem Maler nur schlecht gelungen. Christus mit dem Kreuzstab bedräut segnend eine schwebende, fast nackte Frauensperson, die Leppigkeit (?), welche von dem Heiland getrennt ist durch eine geometrische Figur, welche wohl die Welt (vitia saeculi) symbolisieren soll.

Haec nox est, in qua destructis vinculis mortis Christus ab inferis victor ascendit. Nihil enim nobis nasci profuit, nisi redimi profuisset.

Dies ist die Nacht, in welcher Christus die Bande des Todes zerbrach und siegreich aus der Unterwelt emporstieg. Nichts nützte es uns nämlich, geboren zu werden, wäre es uns nicht vergönnt gewesen, erlöst zu werden.

Mit seltener Einmütigkeit zeigen hier fast alle Handschriften den Zuschauern, wie Christus, umgeben von einem Strahlenkranz, mit der Siegesfahne hinabsteigt in die Unterwelt, deren Tore zerbricht, den Satan unter seinen Füßen tritt und Adam (und Eva) bei der Hand nimmt, um sie aus der Borchölle herauszuführen. Der Kotel von Bari fügt noch zwei gekrönte Personen (David und Salomon) hinzu, die von einer Balustrade diesem Vorgange zuschauen.

O mira circa nos tuae pietatis dignatio! O inaeestimabilis dilectio caritatis! ut servum redimeres, Filium tradidisti. O certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est. O felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemptorem.

O wunderbare Herablassung deines Erbarmens gegen uns. Dunschätzbare Huld der Liebe, um den Knecht zu erlösen, gabeſt du den Sohn dahin. O sicherlich notwendige Sünde Adams, die durch Christi Tod getilgt worden. O glückselige Schuld, die einen solchen und so großen Erlöser zu haben verdiente!

Der erste Teil dieses Abschnittes hat nur einmal eine bildliche Darstellung erfahren in dem Kotel aus Fondi: Christus wird von Judas verraten. Der Maler hat nicht unterlassen, auch die Lampen und Fackeln der Kriegsknechte, sowie den heiligen Petrus anzubringen, wie er gerade dem Malchus das Ohr abhaut. Mehrfach ist dagegen der zweite Teil, der damals aus dogmatischen Gründen bei manchen Anstoß erregte und deshalb häufig fortgelassen wurde, durch das von selbst gegebene Bild illustriert, wie Adam und Eva die verbotene

Frucht genießen; wir finden diese Miniatur aber nur in den jüngeren Handschriften.

O vere beata nox, quae sola meruit scire tempus et horam, in qua Christus ab inferis resurrexit.

D wahrhaft selige Nacht, der allein vergönnt war, zu wissen Zeit und Stunde, in welcher Christus von den Toten auferstanden ist.

In zweifacher Weise ist dieser Satz illustriert worden. Entweder wurde das Grab dargestellt, bei welchem die drei Marien sich eingefunden haben, oder das Noli me tangere, Maria Magdalena liegt zu Füßen des Auferstandenen; der Garten ist durch Bäume angedeutet.

Haec nox est, de qua scriptum est: Et nox sicut dies illuminabitur et nox illuminatio mea in deliciis meis. Hujus igitur sanctificatio noctis fugat scelera, culpas lavat, reddit innocentiam lapsis, et moestis laetitiam, fugat odia, concordiam parat, et curvat imperia.

Dies ist die Nacht, von der geschrieben steht: Und die Nacht wird erleuchtet wie der Tag und die Nacht ist mein Licht in meiner Wonne. Die Weihe dieser Nacht also verscheucht die Freveltaten, reinigt von Schuld, gibt den Sündern die Unschuld zurück, den Traurigen Fröhlichkeit. Sie vertreibt den Haß, bereitet Eintracht und beugt die Zwingsherrschaft.

Nur die letzten Gedanken dieses Abschnittes wußte der Maler bildlich darzustellen. Zwei Könige an der Spitze ihrer Getreuen nähern sich, um wieder in Frieden und Eintracht miteinander zu leben. Christus erscheint darüber als Brustbild, um den Bund zu segnen. Die Abbildungen einer neapolitanischen Handschrift zeigt die Versöhnung zwischen Männern und Frauen.

In hujus igitur noctis gratia suscipe, sancte Pater, incensi hujus sacrificium vespertinum, quod tibi in hac cerei oblatione solemni, per ministrorum manus, de operibus apum sacrosancta reddit Ecclesia. Sed jam columnae hujus praeconia novimus, quam in honorem Dei rutilans ignis accendit. Qui licet sit divisus in partes, mutuati tamen luminis detrimenta non novit. Aliter enim liquentibus ceris, quas in substantiam pretiosae hujus lampadis, apis mater eduxit.

In dieser gnadenreichen Zeit nimm auf, heiliger Vater, dieses Rauchwerkes abendliches Opfer, welches dir in feierlicher Opferung dieser Kerze durch die Hände ihrer Diener, von der Biene Kunstwerk, die heilige Kirche darbringt. Denn schon kennen wir dieser Feuersäule Lobpreis, die zu Gottes Ehren das ausglühende Feuer anzündet, das, wiewohl in Teile geschieden, dennoch an dem mitgetheilten Lichte keinen Abbruch erleidet. Denn es nährt sich von schmelzendem Wachs, welches als Stoff dieser kostbaren Leuchte die Biene mütterlich gesammelt hat.

Zu diesem Passus zeigen einige Roteln den Diakon wieder auf dem Ambon, wie er das Lob Gottes singt, während ein oder mehrere Kleriker die Kerze beräuchern (incensi hujus sacrificium). Die Kerze, welche hier als ein „Opfer“ erscheint, ist mit Blumengewinden geziert. Mehrere Handschriften betonen mehr den zweiten Gedanken des vorstehenden Abschnittes (rutilans ignis), indem sie den Moment zur Anschauung bringen, wo ein Kleriker (nicht der auf dem Ambon befindliche Diakon) die Kerze anzündet.

In den letzten Sätzen wird zweimal die Beihilfe der Biene (apis mater) in der Bereitung der Kerze erwähnt. Mit dieser kurzen

Erwähnung gab man sich früher nicht zufrieden. Wir hörten bereits die Tadelsworte des heiligen Hieronymus über den rhetorischen Wortschwamm, der sich an dieser Stelle breit mache. Diese Lobpreisung der Biene war auch noch im 12. und 13. Jahrhundert üblich, sie gab Veranlassung zu einem Ausblick auf die jungfräuliche Gottesmutter. Es sei gestattet, dieses Bienenlob hier unverkürzt anzuführen:

Apis ceteris, quae subiecta sunt homini, animantibus antecellit. Cum sit minima corporis parvitate, ingentes animos angusto versat in pectore, viribus imbecilla, sed fortis ingenio.

Die Biene zeichnet sich vor den übrigen Tieren aus, welche dem Menschen untertan sind. Wenngleich von sehr winziger Gestalt, trägt sie ungeheure Geisteskräfte in ihrer engen Brust. Zwar schwach an Macht, aber stark durch ihren Mut.

Huic explorata temporum vice, cum canitiem pruinosa hyberna posuerint et glaciale senium verni temporis moderatio deteraserit, statim prodeundi ad laborem cura succedit, dispersaeque per agros libratis paululum pennis, cruribus suspensis insidunt, parte ore legere flosculos, oneratae victualibus suis ad castra remeant, ibique aliae inaestimabili arte cellulas tenaci glutino instruunt, aliae ore natos fingunt, aliae collectis e foliis nectar includunt.

Wenn der bereifte Winter sein eisgraues Kleid ablegt und die laue Frühlingsluft die alte Eisdecke aufgelöst hat, merkt sie gleich den Wechsel der Zeit und sofort stellt sich bei ihr der Drang ein, an die Arbeit zu gehen. Sie zerstreuen sich über die Gefilde und lassen sich mit sanft sächelnden Flügeln und mit aufgezogenen Beinchen nieder, teils sammeln sie mit dem Munde den Blütenstaub und kehren beladen mit ihrer Beute ins Gehäuse zurück; einige stellen dort mit unbeschreiblicher Kunst aus zähem Wachs die Zellen her, andere ziehen mit dem Munde die Zungen heran, andere schließen den aus den Blüten gesammelten Honig ein.

O vere beata et mirabilis apis, cuius nec sexum masculi violant, foetus non quassant, nec filii destruunt castitatem. Sicut sancta concepit virgo Maria, virgo peperit et virgo permansit.

O wahrhaft glückselige und wunderbare Biene, deren Geschlecht die Nachkommenschaft nicht schwächt oder beeinträchtigt und deren Unversehrtheit die Brut nicht verlegt. So hat auch die heilige Maria als Jungfrau empfangen, als Jungfrau geboren und ist doch Jungfrau geblieben.

Nur wenige Handschriften haben diese Ausführungen, bei denen man sofort an den Brief des heiligen Hieronymus denkt, ohne Illustrationen gelassen, sie gehören zu den interessantesten der ganzen Reihe und besitzen auch einigen kulturhistorischen Wert. Da sieht man mehrere Reihen Kästen übereinander, aus denen die Bienen herauskommen, um scharenweise auf die Sträucher und Bäume zu fliegen, hier und da sind auch Männer beschäftigt, einen Schwarm Bienen in einem Sacke einzufangen, während andere die Honigwaben entleeren, selbst den Rauch zum Verscheuchen der Bienen hat man nicht vergessen. Der wichtige Schlußsatz wurde verschiedenartig illustriert, entweder wie Maria von dem Engel die Botschaft ihrer Auswählung empfängt, oder wie sie neben dem Neugeborenen in einem Bette ruht oder mit dem göttlichen Kinde auf einem Throne sitzt, verehrt von zwei langbeflügelten Engeln.

O vere beata nox, quae expoliavit Aegyptios, ditavit Hebraeos! Nox, in qua terrenis coelestia, humanis divina junguntur! Oramus ergo te, Domine, ut cereus iste, in honorem tui nominis consecratus, ad noctis hujus caliginem destruendam, indeficiens perseveret, et in odorem suavitatis acceptus, supernis luminaribus misceatur. Flammam eius lucifer matutinus inveniat. Ille, inquam lucifer, qui nescit occasum. Ille qui regressus ab inferis humano generi serenus illuxit.

O wahrhaft selige Nacht, welche die Aegypter beraubt und bereichert hat die Hebräer! Die Nacht, in welcher mit dem Irdischen das Himmlische, das Menschliche mit dem Göttlichen sich vereinigt. So bitten wir Dich denn, o Herr, daß diese Kerze, zur Ehre Deines Namens geweiht, zur Zerstreuung des Dunkels dieser Nacht ungeschwächt fortbauere, und als lieblicher Wohlgeruch angenommen, mit den Lichtern des Himmels sich vereinige. Ihre Flamme finde der Morgenstern; jener Morgenstern, der nicht kennt den Untergang jener, der aus dem Grabe erstiegen, dem Menschengeschlechte hell leuchtend aufgegangen ist.

Ungefähr die Hälfte der Handschriften illustriert diesen Abschnitt wieder durch die Darstellung des Diakons, wie er die Rolle ganz entfaltet hat und die letzten Worte des Hymnus singt, oder auch wie er, beziehungsweise der Bischof, neben der Kerze stehend den Segenswunsch ausspricht, sie möchte recht lange zur Zerstreuung des Dunkels ihre Dienste tun. Auf einigen Abbildungen wird dieser Segen sofort von Gott bestätigt, in der Höhe erscheint nämlich die von einem Strahlenkranze umgebene Hand Gottes.

Precamur ergo te, Domine, ut nos famulos tuos omnemque Clerum, et devotissimum populum, una cum beatissimo Papa nostro N. et Antistite nostro N. quiete temporum concessa, in his Paschalibus gaudiis, assidua protectione regere, gubernare et conservare digneris.

So bitten wir Dich denn, o Herr, daß Du uns, Deinen Dienern und allen Priestern und dem gläubigen Volke, mit unserm heiligen Vater, dem Papste N. und unserm Bischofe N. Zeiten der Ruhe gewähren und in diesen österlichen Festfreuden sie in ununterbrochener Obhut leiten, regieren und bewahren wollest.

Dieser Schlußbitte entspricht das Bild des Herrschers, Papstes, Bischofs oder Abtes, unter welchem die Rolle angefertigt wurde oder auch des Heiligen, dem sie der Maler geweiht hatte. So zeigt die Rolle zu Bari zwei griechische Kaiser in reicher Prachtgewandung, wahrscheinlich Basilus II. und Konstantin VIII. (gestorben 1028), die Rolle der Barberinischen Bibliothek (Rom) einen von Klerikern umgebenen Papst und einen Kaiser, vielleicht Heinrich VI., neben welchem ein Graf mit einem Falken auf der Faust sitzt.

Nicht alle Rollen enthielten, wie schon oben bemerkt, sämtliche hier aufgezählten und beschriebenen Bilder, am reichsten sind die jüngeren Handschriften damit verziert. Jedenfalls aber wurde die Aufmerksamkeit der Gläubigen durch die feierliche Absingung des Exultet und die bildergeschmückten Rollen mit Nachdruck auf die hohe Bedeutung der Kerzenweihe hingelenkt; mit Interesse werden sie die Darstellungen betrachtet haben, wie es noch jetzt der Fall ist in Salerno, wo alljährlich am Karfreitag nach alter Gewohnheit eine solche Rolle an dem marmornen Ambon aufgehängt wird.

8. Fragen wir zum Schlusse nach der Verbreitung und Dauer der Exsultetrolle, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie auf das kleine Gebiet des südlichen Italiens beschränkt geblieben ist. Darauf deutet nicht nur der Umstand, daß in den Kirchen und Archiven dieser Gegend fast alle Rollen aufgefunden wurden und größtenteils noch vorhanden sind, sondern besonders der beneventanische (longobardische) Charakter der Schriftzeichen. Ihre Zeitdauer beträgt ungefähr 300 Jahre, da die älteste Rolle (Pisa) im 10. Jahrhundert, die jüngste, ebenfalls in Pisa, um 1300 entstanden ist. Doch wird immerhin der Gebrauch der Rollen noch manches Jahrzehnt andauert haben, wenn auch keine neuen Exemplare mehr angefertigt wurden.

Fast möchte man bedauern, daß der schöne Gebrauch der Exsultetrollen auf so enge Grenzen an Raum und Zeit beschränkt blieb; wäre er doch sicherlich imstande, dem tiefsinnigen Benediktionshymnus der Osterkerze mehr Freunde zu gewinnen als er jetzt besitzt. Möchten ihm diese wenigstens unter den Klerikern nicht fehlen!

Das Kruzifix in der anglikanischen Kirche.

Von U. Zurburg, Morschach.

Als durch Newman, Keble und Pusey das religiöse Leben durch die bekannte Oxford-Bewegung in der anglikanischen Kirche neue Impulse erhielt, kam auch das Kruzifix zur besonderen Geltung.

Die schärfsten Gegner der Traktarianer mußten den Geistlichen dieser Richtung das Zeugnis geben, daß sie und ihre mehr ritualistischen Nachfolger die Seelen des Volkes im Sturme eroberten und Tausende aus den verworfensten Quartieren Londons zu sittlichem und religiösem Denken und Handeln angespornt haben. Es war dies ein Werk, wie es bisher keine andere Richtung in der englischen Staatskirche kaum je versucht, geschweige denn ausgeführt hätte. Das Volk der armen Quartiere strömte den neugezierten Gotteshäusern zu, wo überall das Kruzifix bald auf dem Kommuniontisch, bald auf der Kanzel oder an der Mauer angebracht worden war. Männer aus den nobelsten Ständen pflegten hier den Gottesdienst zu besuchen; so finden wir den berühmten Gladstone, den späteren Ministerpräsidenten neben den Advokaten Hope-Scott und Bellasis regelmäßig in der einfachen Kapelle von Old Margareth Street in London. Das Kruzifix blieb dieser Kapelle noch erhalten, als ein fanatischer Ansturm der sogenannten „Evangelicals“ die Unterdrückung verschiedener ritualistischer Neuerungen durch den Staat hier zur Folge hatte.

Die Entscheidungen der anglikanischen Bischöfe und der kirchlichen Gerichtshöfe, die aber zumeist in den Händen von Laien sich befinden, über die Gesetzmäßigkeit des Kruzifixes in der anglikanischen

Kirche sind sehr unbestimmt und auseinandergehend. Unter Bischof Samuel Wilberforce von Oxford, einem ausgesprochenen Gegner der katholischen Kirche, finden wir das Kruzifix auf dem „Altare“ angebracht und als Prozessionskreuz verwendet, während Bischof Tait von London (später Erzbischof von Canterbury) es auf dem Altare verbot, dagegen an der Mauer angebracht gestattete (1857). Ein religiöser Verein wurde 1855 ins Leben gerufen, „Der Verein des heiligen Kreuzes“¹⁾, dem die hervorragendsten Geistlichen Englands angehörten. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Mitglieder dieser Genossenschaft das Kruzifix in ihren Kirchen wieder zu besonderer Geltung brachten. In den Kirchen und neugegründeten Klöstern — es sind meistens Frauenklöster — werden am Karfreitag selbst die ergreifenden Zeremonien der Kreuzenthüllung eingeführt. Letzteres, verbunden mit der darauffolgenden Adoratio crucis, hat wiederholt tumultuarische Störungen des Gottesdienstes von Seiten der gegnerischen Richtung der Low Church veranlaßt.²⁾

Der Kirchenkongreß von York veranstaltete 1866 eine Ausstellung kirchlicher Kunst, wobei besonders schöne gotische Kruzifixe aus einigen anglikanischen Kirchen vorgezeigt wurden.

Zwar verfügten zuweilen die Gerichtshöfe, daß das Kruzifix aus den Kirchen entfernt werde. So wurde 1870 das Kruzifix aus Metall in einem einzelnen Falle verboten. Meistens hatte hiebei die Gefahr des „römischen Aberglaubens“ die Richter bestimmt, dem Drängen der Church-Assoziation nachzugeben. Letzterer Verein scheute die größten Opfer nicht, um die Wirksamkeit ritualistischer Geistlichen zu hindern.³⁾ Dies geschah in erhöhtem Maße, als ihnen das neue Gesetz,⁴⁾ das gegen den Gottesdienst der Ritualisten auf Erzbischof Tait's Bemühung hin eingeführt, noch zu Hilfe kam. Hohe Geldbußen und selbst Gefängnis vermochten aber die Pioniere der neuen Richtung nicht einzuschüchtern. Ihre Haltung und ihr religiöser Eifer und die Opferwilligkeit, mit der sie besonders arme

¹⁾ Dieser Verein verpflichtete seine Mitglieder zum Zölibat. — ²⁾ Am Karfreitag 1898 machte der Buchhändler Kenit seinen ersten Angriff in seiner eigenen Pfarrkirche in London. Die Anbetung des Kreuzes hatte schon stattgefunden, als Kenit dem Kreuze sich näherte, doch anstatt niederzufallen auf der untersten Stufe, stieg er hinauf, ergriff das Kreuz, hielt es hoch der Gemeinde entgegen und rief: „Im Namen Gottes, ich protestiere gegen den Götzendienst in der Kirche von England; Gott helfe mir! Amen.“ Noch konnte er gerade das Kreuz dem Geistlichen übergeben, da brach der Sturm in der Gemeinde los. Große Verwirrung, Geschrei, ja Handgemenge entstand; man überfiel und schlug ihn; da schrie er: „Mörder Ich sterbe, ein Märtyrer des protestantischen Glaubens“ — ³⁾ Die Prozesse verschlangen enorme Summen, 50, 100, 200 bis 300 Tausende von Franken. Wurde ein Geistlicher verurteilt, war er finanziell mehr als ruiniert, sofern ihm nicht die ritualistische English Church-Union beisprang. Die Church-Assoziation hatte beim Beginn ihrer Kampagne in ihrer Konferenz in Willis Rooms beschlossen, einen Garantiefond von 1¼ Millionen Franken zu beschaffen. Sie rühmte sich, 2 Millionen Franken verausgabt zu haben, um damit 60 ritualistische Geistliche zur Aburteilung zu bringen. — ⁴⁾ Public worship regulation Act vom 7. August 1874.

und verwahrloste Pfarreien sich erwählten, hat ihnen die Verehrung selbst solcher Kreise zugezogen, die sonst jedem religiösen Leben gleichgültig gegenüberstanden.

Vor dem Bild des Gekreuzigten, das er in möglichster Realistik in seinem Zimmer malen ließ, verrichtete der ritualistische „Märtyrer“ Mackonochie, Pfarrer von St. Alban (London), seine täglichen Gebete und die Betrachtung. Von ihm gestand Bischof Tait, der ausgesprochene Gegner ritualistischer Neuerungen: „Ich habe in meiner Diözese keinen besseren Mann.“ Als dieser Geistliche infolge der vielen Anstrengungen und Verfolgungen erkrankt, 1885 fern von seiner Gemeinde in Schottland starb, wurde die Leiche nach St. Alban gebracht. Angetan mit kirchlichen Gewändern, mit dem Kruzifix und Brevier auf der Brust, wurde er begraben. Bei dem imposanten Leichenzug durch die Straßen Londons wurde ein großes silbernes Kruzifix vorausgetragen.¹⁾

Mit Ernennung des Traktarianers Church, des edlen Freundes Newmans, zum Dechanten von St. Pauls Kathedrale (1871) zog auch das Kruzifix in die Hauptkirche Londons ein. Die bisherige Dede und Kälte im Sinne des strengen Puritanismus verschwand. Bischof Blomfield von London sagte seinerzeit zu seinem Kollegen Wilberforce, als sie vor St. Paul standen: „Ich wüßte nichts, was dieses große Gebäude jemals für die Sache Jesu Christi getan hat.“ Der berühmte Busby hatte noch 1870 dieses riesige Bauwerk den „Augiasstall“ in der evangelischen Kirche genannt.²⁾

Im Juni 1888 veranlaßte die satissam bekannte Church-Association — die „Persecution Compagny“, wie man sie getauft — einen Prozeß gegen das Kapitel von St. Paul wegen Errichtung eines kunstvollen Altaraufsatzes aus Marmor mit Altarbild. Dieses Kunstwerk war auf eine Million Franks zu stehen gekommen. Das Altarbild mit der Mutter Gottes und dem Heiland am Kreuze, betonte die Anklägerin, „sei angetan, abergläubische Andachten herbeizuführen“. Bischof Temple von London — 1902 als Erzbischof von Canterbury gestorben — der bei seinen rationalistischen Ansichten gegen alle Richtungen seiner Kirche offen und gerade war, erhob das Veto, um diesen Prozeß, den er töricht und eigensinnig nannte, niederzuschlagen. Als er deswegen von der Church-Association angegriffen und letzterer das Obergericht (Queens Bench) Recht gab, appellierte er an das Oberhaus, welches dann 1891 das absolute Recht, in dieser Sache zu entscheiden, dem Bischof zuerkannte.³⁾

Die Angriffe gegen das Kruzifix in der anglikanischen Kirche haben seither nicht aufgehört, es hat aber mit dem Vordringen des Ritualismus sich eine hervorragende Stellung im gottesdienstlichen Leben der Staatskirche erobert.

¹⁾ (fr. Memoir of Rev. A. H. Mackonochie by E. A. T. p. 280—296.

— ²⁾ Life and Letters of Liddon (1879—90) by J. Johnston p. 135.

³⁾ (fr. History of the English Church-Union p. 304, 315, 319, 320, 324.

In neuester Zeit, z. B. Ende 1900, haben sogenannte „aggrieved parishioners“, wie sie das Gesetz vorsieht, unzufriedene Pfarrgenossen, Strohmannen der Church-Assoziation, da und dort gegen einzelne Pfarrer Prozesse angestrengt, doch haben die Bischöfe durch ihr Veto das Gerichtsverfahren sistiert. Da man gegen die Personen nichts mehr tun kann, sucht man die sachlichen Neuerungen von den Konsistorialgerichten als ungesetzlich verbieten zu lassen. Da diese Richter Laien und vielfach total indifferent in Glaubenssachen sind, geben sie sich schneller her, jene kirchlichen Ornamente, welche gewisse Puritaner verlegen können, entfernen zu lassen. Der französische Akademiker Thureau-Dangin schreibt in seinem berühmten Werke über England: „Das Schauspiel, das diese Advokaten darboten, indem sie über Fragen des Kruzifixes sich verbreiten, ist sonderbar und entbehrt nicht des Lächerlichen; was das Resultat betrifft, ist nur ein geringer Erfolg zu verzeichnen, denn die Ornamente, welche in einer bestimmten Kirche verboten werden, finden sich weiterhin in einer großen Anzahl benachbarter Kirchen vor.“¹⁾

In dem oben erwähnten Prozesse gegen das Cathedral-Kapitel von St. Paul in London betonte der Richter Lord Lindley: „Was in betreff von Bildern, Kreuzen, Kruzifixen und anderen derartigen Gegenständen in Kirchen bezüglich ihrer Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit gesagt werden kann, hängt davon ab, ob diese Gegenstände an dem Orte, wo sie angebracht worden, Veranlassung bieten oder bieten könnten zu abgöttischer oder abergläubiger Verehrung oder ob solches nicht der Fall ist. Wenn daher in einem bestimmten Falle der Bischof der Meinung ist, daß das betreffende Bild, Kreuz, Kruzifix oder ein anderes Skulpturstück keine Tendenz hat, zu solcher Verehrung zu führen, ist er, nach meiner Meinung, vollkommen gerechtfertigt, wenn er den Streitfall gegen diesen Gegenstand einfach niederschlägt.“

Ob das Kruzifix als solches in der anglikanischen Kirche gesetzlich oder ungesetzlich sei, darüber verlautet nichts. Die Ornamentenrubrik im offiziellen Gebetbuch der Staatskirche enthält diesbezüglich keine Bestimmung. Die Praxis der Bischöfe geht auf weiteste Toleranz. Ein Geistlicher der Diözese Norwich ladet öffentlich zu seinem ultra-ritualistischen Gottesdienst ein und betont, es geschehe dies mit Erlaubnis des Bischofes. Ein Korrespondent der „Times“ bemerkte daselbst ein schönes Prozessionskreuz nebst einem Kruzifix aus Metall auf dem Altar. Der gegenwärtige Bischof von London Dr. Ingram betont: „Der Gebrauch des Prozessionskreuzes ist in der St. Paulus-Kathedrale schon längst eingeführt, findet sich ebenfalls in vielen Kirchen meiner Diözese; ich finde keinen Grund, dagegen etwas zu bestimmen.“²⁾

¹⁾ La Renaissance Catholique en Angleterre au XIXe siècle (Paris 1906) III 521. — ²⁾ The Tablet 1905, I, 51.

Die „Kruzifix-Freundlichkeit“ wurde diesem Prälaten anlässlich seiner Inthronisation in London vom Buchhändler Kensit als besonders belastend vorgehalten, aber die Regierung schritt über diese lächerliche (10 seitige) Auflage zur Tagesordnung. — Der Bischof von Winchester bestimmte, es müsse bei Anbringung von Bildern und Statuen zc. in den Kirchen seiner Diözese jedesmal die Erlaubnis des Bischofs eingeholt werden.

Kanzler Eschin, ein Laie, der als Richter am Konsistorialgerichtshof der Diözese Liverpool funktionierte, erklärte daselbst am 28. Februar 1902: „Es kann nicht behauptet werden, daß im Kruzifix etwas speziell und besonders Römisch-Katholisches liegt. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in lutherischen Kirchen und ist daselbst meistens hinter und über dem Altar angebracht. Ich habe es in hundert von lutherischen Kirchen in allen Teilen Deutschlands gesehen und ich habe in Deutschland nie gehört, daß es daselbst zu abergläubischen Zwecken mißbraucht würde.“¹⁾ Im betreffenden Fall wurde das schöne Kruzifix aus Eichenholz, 4 Fuß und 6 Zoll lang mit einem Christus von 2 Fuß und 3 Zoll in der Kirche belassen. In vielen Fällen sind die kostbaren Kruzifixe Geschenke frommer Anglikaner, welche jeweils von den Kirchgenossen-Versammlungen bestens verdankt werden.

Eine etwas sonderbare Entscheidung des Kanzlers Tristram von Chichester (August 1902) in einem Falle, der eine ritualistische Kirche in Brighton betraf, endigte in einem wilden Bildersturm des Mob, den die sogenannten „Wicliffe-Prediger“, Kensits Freunde, entzündet hatten. Mit Äxten wurde die Kirche erbrochen, einzelne Gegenstände zertrümmert, anderes im Triumph hinausgeschafft, später aber auf Entscheidung des Bischofs den Pfarrgenossen wieder eingehändigt und von denselben unter Absingen religiöser Lieder in die Kirche zurückgebracht. Die protestantische Presse machte zu diesem ärgerlichen Vorfall einen scharfen Kommentar. Der „Pilot“ schrieb: „Die Gefühle jeder rechtlich denkenden Person sind verletzt worden durch das, was sich ereignet hat bei der Entfernung der Ornamente.“ Die „Church=Times“ betonte: „Abgesehen von den Fragen der Gesetzlichkeit ist es ein arger Schimpf auf das Christentum, Bilder unseres Herrn, der seligen Gottesmutter und Kruzifixe herabzureißen.“²⁾

In einer kleinen Gemeinde der Diözese Oxford verlangten 63 Kirchgenossen mit Unterschrift die Beibehaltung des Kruzifixes, während nur einige fanatische Anhänger Kensits dagegen Verwahrung eingelegt hatten (Mai 1904).

Ein Fall in Shirebrook (Derbshire) vom Dezember 1905 zeigt, daß, trotzdem der Bischof verschiedene Kultusgegenstände in der

¹⁾ The Tablet 1902, I, 342. — ²⁾ The Tablet 1902, II, 272; 1903, II, 360, 408, 435, 461, 463.

dortigen Pfarrkirche gelassen, die Gegner dennoch einen Prozeß heraufbeschwören konnten. Es waren daselbst auch drei Kruzifixe. Auf die Frage des Kanzlers an den Pfarrer: „Würden Sie nicht die Kruzifixe entfernen, wenn die Pfarrkinder es wünschen“, antwortete derselbe: „Es würde mir sehr wehe tun, wenn das Symbol unserer Erlösung entfernt würde.“ Auf die Frage: „Aus welchem Grunde haben Sie denn das Kruzifix auf der Kanzel angebracht?“ lautete die Antwort: „Damit die christlichen Seelen darauf schauen; es ist dieses Zeichen dem Prediger von unschätzbarem Wert.“¹⁾

Die Gerichtsverhandlungen, welche wegen des Wegkreuzes auf dem Besitztum des Ritualistenführers Lord Halifax durch fanatische Hecker inszeniert wurden, entbehren nicht des Humors. Ein Kruzifix an der Landstraße war besonders als Angriffspunkt gewählt: Präsidant: „Wird es ein Pferd scheu machen?“ Mr. Badger: „Nein, es ist von Bäumen umgeben!“ — Das Kruzifix steht heute noch.

Es ist uns nur ein Fall bekannt, wo das Kruzifix in einer Schule Anstoß erregte und wo von einigen Personen dessen Entfernung verlangt wurde. Es betraf zudem noch eine Staatsschule in Efflas, Kent. Die ganze Geschichte war von einer Frau angezettelt, welche behauptete, ihr Kind habe vor dem Kruzifix seine Strafe, welche ihm die Lehrerin wegen Ungehorsam diktierte, abbüßen müssen. Der anglikanische Geistliche Evans, der die ebenfalls protestantische Lehrerin in Schutz nahm, drückte sein Bedauern aus, daß die Eltern nicht schon früher bei den Schulbehörden oder bei der Lehrerin reklamierten, sofern sie etwas gegen das Kruzifix einzuwenden hätten; er sei überzeugt daß selbes auf allgemeines Verlangen entfernt worden wäre. Er könnte übrigens nicht einsehen, wie es Leute gäbe, welche gegen ein Kruzifix als solches mehr abgeneigt wären als gegen eine Darstellung der Kreuzigung im Bilde.

Es scheinen übrigens die Ankläger hier nicht allzu feiner Sitten gewesen zu sein. Als der Geistliche bemerkte: „Wenn Ihr kleine Kinder von fünf oder sechs Jahren fragt, ob solche Dinge (Verbeugungen, Abbitte) vorgekommen seien oder nicht, was für eine Antwort könnt Ihr dann erwarten?“ — antwortete ein gewisser Buß: „Ich würde demselben gerade soviel glauben als Ihnen; es sind nicht alle Lügner.“ (Gelächter und Entrüstung.)

Die eigentliche „Bilderverehrung“ ist noch 1906 von der Kommission, welche vom Parlamente mit der Untersuchung kirchlich-ritueller Ungefeßlichkeiten in der anglikanischen Kirche betraut wurde, als ungefeßlich und entgegen der Lehre der anglikanischen Kirche dargestellt worden.

Das Kruzifix hat sich vor allem durch die Ritualistenbewegung Eingang in manches anglikanische Gotteshaus verschafft; mit ihm hat das religiöse Leben in seiner Entwicklung, seiner Vertiefung und

¹⁾ The Tablet 1905, II, 1028.

seinem Aufschwung gleichen Schritt gehalten. Gladstone war sichtlich erfreut als ihn Lady Grosvenor zu seinem 88. Geburtstag mit einem kleinen Kreuzifix beschenkte. In seiner Tagebuchnotiz (Dez. 29, 1886) notierte er dieses „erfreuliche Geschenk“ mit der anschließenden Bemerkung: I am rather too independent of symbol.¹⁾ Königin Viktoria hat mit ihrer entschiedenen Abneigung gegen die Puseyiten und Ritualisten nie zurückgehalten, sie war zu sehr in den Anschauungen der Broad Church auferzogen, um ein Verständnis für das zu haben, was sie als „Enthusiasmus“ in der Religion wie in der Politik zurückwies. Der Ritualismus hat jedoch durch eine ihrer Töchter selbst in die königliche Hauskapelle sich den Eintritt verschafft und mit einiger Verwunderung erwähnte die Presse den Umstand, daß man auch in ihrem Sterbezimmer ein Kreuzifix vorfand.

Die dogmatischen Differenzen der katholischen und der griechisch-orientalischen Kirche.

Von Josef Lachmayer S. J. in Innsbruck.

Erfreulicherweise ist auf katholischer Seite das Interesse an der griechisch-orientalischen, speziell an der russischen Kirche in sichtlichem Wachstum begriffen. Die Ansichten über die orthodoxe Theologie sind jedoch vielfach irrig. Man ist geneigt, das Fortbestehen des Schismas fast einzig auf politische Verhältnisse zurückzuführen und die Bedeutung der streng theologischen Fragen recht gering anzuschlagen, denn, so heißt es oft, außer dem päpstlichen Primat und dem Filioque besteht doch kein eigentlicher Unterschied. Vereinzelte Aussprüche des einen oder anderen Russen dienen leicht hin als Beleg dafür. Und doch sind nur wenige Dogmen der katholischen Kirche, die von den Orientalen nicht bestritten würden, wenn schon nicht in ihrem Wesen, so doch in ihrer Fassung und in ihrer Begründung, die Zahl der Häresien, welche der katholischen Kirche vorgeworfen werden, ist sehr groß. Es schlägt dabei wenig, daß ältere Glaubensdokumente, wie z. B. die libri symbolici,²⁾ weniger dogmatische Differenzen aufweisen. Man muß die orientalische, speziell die russische Kirche nehmen wie sie heute ist. Die so beliebte Unterscheidung zwischen der Lehre der russischen Kirche und der Lehre der russischen Theologen ist zwar berechtigt, hat aber heute in vielen Punkten nur wenig Bedeutung, da die Ansichten der Theologen durch eine starke theologische Literatur in weite Kreise getragen werden und durch die Approbation des heiligen

¹⁾ Life of W. E. Gladstone by J. Morley, London (1903) III, 523.

²⁾ Als libri symbolici gelten: 1. die auf den Patriarchalynoden von 1643 und 1662 bestätigte confessio orthodoxa; 2. die 1672 auf dem Konzil von Jerusalem erlassene confessio Dosithei; 3. in Rußland noch der große Katechismus Philarets. Er genießt etwa das Ansehen unseres Catechismus Romanus und erschien auch deutsch in Frankfurt 1872. Ausführlicher christlicher Katechismus, übersetzt von Blumenthal, nach der 59. russ. Ausgabe.

Synod auch die Sanktion der höchsten geistlichen Autorität in Rußland erlangen.

Wohl nur dann, wenn man diese Tatsache würdigt und weiterhin die Lehren der russischen Theologie kennen zu lernen strebt, wird eine gedeihliche theologisch-wissenschaftliche Tätigkeit im Dienste des großen Unionswerkes möglich sein. — Im folgenden geben wir eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Differenzen zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche, mit besonderer Berücksichtigung der neueren russischen Theologie. Das Gebotene ist eine Uebersicht und will darum keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen.

Heilige Schrift und Tradition sind Glaubensquellen ebenso in der griechisch-orientalischen wie in der katholischen Kirche. Nach der *Confessio orthodoxa* stimmt auch der Kanon der heiligen Bücher mit dem tridentinischen überein,¹⁾ seither ist man jedoch von dieser Entscheidung abgegangen. Als inspiriert gelten gegenwärtig fast allgemein nur die protokanonischen Bücher, während die deutero-kanonischen nur wegen der Heiligkeit und Heilsamkeit ihres Inhaltes hochgeschätzt, als fromme Lesungen und Ergänzungen zur Heiligen Schrift gebraucht werden.²⁾ Doch fehlt es da an Einheit. Der eine streicht dieses, der andere jenes Buch, Silvestr will in seiner Dogmatik nur einzelne Kapitel wegfällen lassen; bis in die neueste Zeit stand in den offiziellen Schulbüchern für die Seminarien das Buch Baruch unter den inspirierten, erst 1896 wurde es unter die „apokryphen“ eingereiht. — Wohl allgemein gelten von unseren kanonischen Büchern als apokryph: Tobias, Judith, liber Sapientiae, I. Ecclesiasticus und die Bücher der Makkab.³⁾

Für die Behandlung der Heiligen Schrift blieb die moderne Kritik freilich nicht ganz ohne Einfluß; doch steht noch die Mehrheit der Theologen auf dem traditionellen Standpunkte. Zahlreiche, zum Teil sehr solide Arbeiten wenden sich gegen die rationalistische und modernistische Bibelfritik, Glubokovskij verdient mit seinen Werken über die Paulusbriefe wohl einen Platz unter den ersten Bibelforschern der Gegenwart. Bibelfstudium und Liturgik dürften wohl jene Gebiete sein, auf denen die theologische Wissenschaft bei den Russen die meisten und wertvollsten Leistungen aufzuweisen hat.

Die Begriffsbestimmung des Dogmas bietet keine ernstliche Differenz. Ein Hauptvortrag aber, den man der katholischen Kirche macht, ist „Evolution der Dogmen“. Nach den Prinzipien der orientalischen Kirche hat mit dem 7. allgemeinen Konzil jede Entfaltung der Dogmen, wenn sie auch nur den Wortlaut der Kanones beträfe, aufgehört; was nicht schon explicite dort enthalten ist, kann nicht zum Dogma erhoben werden. Daher der immer wiederkehrende Protest gegen

¹⁾ Kimmel, libri symbolici, P. I. pg. 467. — ²⁾ Makarij, Vvedenie v pravosl. bogoslovie, S. Petersburg. 1897. S. 322 ff. — ³⁾ Ausführlich wird diese Frage behandelt in Stavorum Litterae theologicae, t. II., pg. 123 ff., 282 ff.; t. III. pg. 264 ff.

„die papistischen Neuerungen.“¹⁾ Das genannte Prinzip legen dann freilich die russischen Theologen für sich selbst ganz sonderbar aus.

In der Lehre de Deo trino trennt uns das Filioque von den Orientalen. Die eigentlichen Griechen sind in dieser Frage heute noch ebenso starrsinnig wie ehemals, die russischen Theologen sind gemäßiger. Man gesteht teilweise zu, „die katholische Lehre stehe nicht im Widerspruch mit der heiligen Schrift“ (Silvestr), „die Lehre der Väter darüber sei nicht klar“ (Belajev) u. s. w. Manche, wie Malcev, machen den Katholiken nur das zum Vorwurf, daß sie das Filioque widerrechtlich, d. h. ohne die Entscheidung eines allgemeinen Konzils abzuwarten, in das Credo aufgenommen haben.

Daraus besondere Unionshoffnungen schöpfen wollen, ginge aber zu weit. Wir haben hier die Ansicht einzelner Theologen vor uns, nicht die offizielle Lehre der Kirche. Und auch bei diesen Theologen ist man von einem gläubigen Umfassen des katholischen Dogmas weit entfernt. Man möchte vielmehr diese und ähnliche Differenzpunkte als belanglose Schulmeinungen der einzelnen Kirchen behandelt wissen, ohne allgemein bindenden Charakter. Die Mehrheit der Theologen hält die katholische Lehre für verwerflich. Mak. 3. B. polemisiert sehr ausführlich gegen das katholische Dogma.²⁾

Die offiziellen Textbücher und das symbolum fidei sagen, der heilige Geist gehe aus vom Vater, in der Erklärung aber wird dazugegeben „vom Vater allein“ und gerade auf dieses „allein“ wird der Hauptnachdruck gelegt. Die katholische Lehre bezeichnet man vielfach als „Häresie“, „Gotteslästerung“ oder doch als „Lächerlichkeit“.

Sehr schwierig ist es, irgendeine Klarheit zu bekommen über die Auffassung der *justitia originalis*, der Erbsünde und der Gnade. Die bei Behandlung dieser Gegenstände gebrauchten Termini sind den unsrigen oft sehr ähnlich, haben aber vielfach einen ganz anderen Sinn. Die älteren Theologen und die *libri symbolici* kommen der katholischen Lehre ziemlich nahe, die moderne Theologie dagegen hat sich, wie auch zugestanden wird, von der älteren Schule entfernt und wendet sich scharf gegen die katholische Auffassung. Leider liegt dieser Polemik meist eine ganz irrige, vorwiegend aus nichtkatholischen Werken geschöpfte Darstellung der katholischen Lehre zugrunde.

In den Hauptpunkten dürfte etwa folgendes die russische Auffassung wiedergeben. Wenige Ausnahmen abgerechnet wird nicht unterschieden zwischen natürlicher und übernatürlicher Ordnung in unserem Sinne. Man spricht nur von einem Ziel des Menschen schlechthin, das wir freilich übernatürlich nennen, weil es auch nach

¹⁾ Cfr. das Rundschreiben des Patriarchen Antimos von Konstantinopel als Antwort auf die Enzyklika Leos XIII. vom 20. Juni 1894. Das Rundschreiben, erlassen im August 1895, ist von 12 Metropolitane unterzeichnet. Die für die Serben angefertigte amtliche Uebersetzung siehe in Balkan, 1896, S. 38—53.

²⁾ Makarij, Pravoslavno-dogmatičeskoe bogoslovie¹. St. P. 1883, 1. Bd., S. 267—348. — Cfr. Rundschreiben . . n. 7, Balkan, l. c. S. 41 f.

orientalischer Auffassung die visio beatifica einschließt. Die Befähigung zu den diesem Ziele entsprechenden Akten gibt nicht ein höheres Lebensprinzip im Menschen selbst, die heiligmachende Gnade, sondern eine besondere Mithilfe und Führung Gottes, etwa wie die gratia adjuvans, oder besser wie ein concursus specialis, da die Erhebung der Natur in einen Stand der Uebernatur nicht bekannt scheint. Die Bestimmung zu jenem Ziel ist mit der menschlichen Natur gegeben, damit auch die exigentia zu jenem concursus specialis, unter dessen Mitwirkung der Mensch seine natürlichen Kräfte entfalten soll, um sein Ziel zu erreichen.

Der Mensch ging nach vielen russischen Theologen aus der Hand Gottes hervor in statu innocentiae und sollte durch Benützung der Gnade in angegebenen Sinne sich zum status justitiae erheben, durch die Sünde aber fiel er aus diesem Zustande und verlor die Gnade für sich und seine Nachkommen bis zur Wiederherstellung durch Christus. Die Erbsünde selbst wird wieder sehr verschieden erklärt, von manchen in die concupiscentia, von anderen in den Verlust der immortalitas und integritas verlegt mit Ausschluß einer culpa im katholischen Sinne, andere, so Makarij, sprechen von culpa und peccatum naturae.¹⁾ An den Verlust der heiligmachenden Gnade in katholischem Sinne ist meist nicht zu denken, wenigstens nicht bei den meisten Theologen. Die libri symbolici sprechen, wenn auch nicht hinreichend klar, von einem eigentlichen Gnadenstand, und der jetzt maßgebende Katechismus Philarets sagt: (Th. 1. A. 3., S. 29.) „Welcher Art war der Tod, der aus der Sünde Adams hervorging? Er war ein doppelter: der leibliche, da die Seele vom Leibe getrennt wird; und ein geistlicher, da die Seele der Gnade Gottes beraubt wird, welche sie zu einem höheren, geistigen Leben belebte.“

Aus dem Gesagten erfieht man wohl, daß wir auch bei der Lehre über die Gnade keine besondere Klarheit erwarten dürfen. Die ganze neutestamentliche Ordnung heißt zwar in besonderer Weise die Ordnung der Gnade; „übernatürlich“ aber ist bei Makarij wie durchweg bei den Theologen Rußlands gleichbedeutend mit „außerordentlich“, „wunderbar.“²⁾ Und so „gehören zu den übernatürlichen Gnaden als jene Gaben, welche Gott den Geschöpfen auf übernatürliche Weise mitteilt als Ergänzung der Gaben der Natur (die er als natürliche Gnaden vorher erwähnt hat), so z. B. wenn er selbst unmittelbar den Verstand der vernünftigen Wesen durch das Licht seiner Wahrheit erleuchtet und ihren Willen durch seine Kraft und Mitwirkung bei den Werken des Heiles kräftigt.“³⁾ Makarij

¹⁾ Makarij, I. c. I. 469 ff. Dieser Autor wurde hier hauptsächlich benützt, da die übrigen Theologen ihm durchweg folgen; Meinungsverschiedenheiten, die bei Antonij, Silvestr, Svätlov, Philaret u. s. w. sich finden, betreffen nur nebensächliche Modifikationen dieser Hauptsätze. Näheres bietet: Matuljevicz, doctrina Russorum de statu justitiae originalis. Cracoviae, Anczyc, 1903. ²⁾ Makarij, I. c. I. 27. 596. — ³⁾ Ibid. II. 248.

unterscheidet ferner zwar eine *gratia permanens* und *gratia transiens*, beraubt aber die erstere wieder ihrer Ähnlichkeit mit unserer *habitualis*, wenn er Gnade überhaupt definiert als „eine besondere Kraft oder Tätigkeit Gottes im Menschen“. ¹⁾

In wenigen Worten lassen sich die diesbezüglichen Differenzen etwa also zusammenfassen:

Es fehlt die Kenntnis des übernatürlichen Zieles, darum auch die Kenntnis des übernatürlichen Lebens und Lebensprinzipes der *gratia habitualis*; die Gnade übersteigt nicht die *exigentia naturae*, ist nicht *supernaturalis entitative*, sondern eher ein *concursus specialis*.

Unverkennbar ist eine große Ähnlichkeit der russischen Gnadenlehre mit einzelnen Lehrsätzen bei Bajus, während die katholische Lehre nicht selten als pelagianisch bezeichnet und der heilige Augustin zum Begründer der protestantischen Lehre gemacht wird. Leider entfernt sich die russische Gnadenlehre mehr und mehr wie von den *libri symbolici* und den älteren Theologen der griechisch-orientalischen Kirche, so auch von der katholischen Lehre.

In der Christologie stimmen die Orientalen mit uns überein, da eben die christologischen Dogmen infolge des Kampfes mit den Irrlehren schon in den ersten Konzilien genügend entwickelt wurden. Daß die Lehre vom Zweck und den Wirkungen der Erlösung nicht in katholischem Sinne entwickelt sein kann, ist nach dem eben über Natur und Uebernatur Gesagten selbstverständlich. Vereinzelt erscheint bei modernen Theologen der Vorwurf eines juridischen Formalismus in der Erlösungslehre, der uns die moralische Seite des Erlösungswerkes vernachlässigen lasse. Der Einwand ist socinianischen Ursprungs und mag darin eine scheinbare Berechtigung gefunden haben, daß manche griechische Väter gerade diese moralische Bedeutung des Werkes Christi mit Vorliebe behandelten. Auch die Herz Jesu-Andacht wird von einzelnen Fanatikern ausgebeutet, um durch allerlei Entstellungen die zwischen beiden Kirchen bestehende Kluft zu erweitern. ²⁾

Den einzigen Differenzpunkt in der Mariologie bildet das katholische Dogma von der Unbefleckten Empfängnis. Daß früher auch diese Lehre, wenn auch unklar, im Glaubensschatz der orientalischen Kirche gelegen, ist kaum zweifelhaft. Erst als auf katholischer Seite der Glaube der Kirche immer klarer hervortrat, wurde in der russischen Kirche diese Lehre mehr und mehr zurückgedrängt. Das Fest der „Empfängnis Mariä“, das an Rang über dem Fest der Empfängnis Johannes des Täufers stand, wurde zum Fest „Empfängnis der heiligen Anna“ und auf einen auffallend tiefen Rang erniedrigt. In Ploß war 1651 eine Art Kongregation zu Ehren der seligsten Jungfrau gegründet und vom russisch-schismatischen

¹⁾ Ibid. II. 249 f. ²⁾ A. Lebedev, wohl zu unterscheiden vom jüngst verstorbenen großen Kirchenhistoriker A. P. Lebedev, schrieb ein eigenes Werk über diese neue Häresie der Lateiner.

Bischof bestätigt worden. Die Weiheformel des Vereines enthielt das Versprechen, lebenslänglich die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis zu verteidigen. Auf der Akademie von Kiew wurde bis in das 18. Jahrhundert dieselbe Lehre vorgetragen. Dann wurden alle derartigen Erscheinungen unterdrückt. Die Ausdrücke in der Liturgie, welche die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis zu enthalten scheinen, mögen vielleicht für sich allein betrachtet sich auch anders erklären lassen, im Zusammenhange aber mit der Geschichte behalten sie ihre Beweiskraft. Sehr wichtig ist dabei, daß manche Sekten, die sich gerade wegen ihres starren Festhaltens an allem Hergebrachten von der Staatskirche trennten, die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis bis heute bewahren.¹⁾

Weitaus am bedeutendsten ist der Gegensatz zwischen der katholischen und sogenannten orthodoxen Kirche in der Lehre über die Kirche. Christus, so lehrt die orientalische Kirche,²⁾ hat allen seinen Aposteln und somit auch allen Bischöfen gleiche Macht eingeräumt, das alleinige Haupt der Kirche ist Christus selbst. Die Leugnung eines sichtbaren Kirchenoberhauptes bildet den Angelpunkt aller Gegensätze in der Lehre über die Kirche und, wie die Geschichte bezeugt, die einzige Rechtfertigung für die aus dem menschlichen Stolge erwachsene Kirchenspaltung. Weil alle Apostel gleiche Vollmacht besitzen, darum sind die Einzelkirchen unter ihren Bischöfen autokephal, darum kann der römischen Kirche kein Vorrang, dem römischen Bischöfe kein primatus jurisdictionis zukommen. Und erst gar die päpstliche Unfehlbarkeit! Der päpstliche Primat bildet die Frage um Sein und Nichtsein der orientalischen Kirche, darum entfällt wohl die Hälfte aller antikatholischen Polemik auf dieses Gebiet.

Mißverständnisse aller Art müssen dazu dienen, die Abneigung gegen Rom immer mehr zu schüren. Die päpstliche Unfehlbarkeit soll sich auch auf die Druckfehler in der Vulgata erstrecken, das Wesen des Primates sei in der weltlichen Herrschaft des Papstes gelegen u. s. w. A. Lebedev leistet in seinem Buche „Ueber den päpstlichen Primat“, wohl das Menschenmögliche an Verleumdung und Entstellung und hat noch die Stirne, mehrmals einzuschärfen, er schreibe ruhig, wissenschaftlich.³⁾

Die Hauptstützen für die Leugnung des Primates muß die Kirchengeschichte liefern,⁴⁾ wo allerdings noch manche Frage einer befriedigenden Lösung harret. Die Väter, die allgemeinen und par-

¹⁾ Ufr. das treffliche Büchlein: Gagarin, L'Eglise Russe et l'Immaculée Conception, Paris 1876. — ²⁾ Ausführlich dargelegt und allgemein zugänglich ist die Lehre über die Kirche in: Milas, das Kirchenrecht der morgenländischen Kirche, deutsch von Pesić, Mostar 1905, bei Pacher und Risić. S. 206 ff. — ³⁾ O glavenstvo papy²⁾, St. Petersburg 1903. — Mit besonderer Vorliebe beruft sich dieser Autor auf „einen Zeugen aus dem papistischen Lager“, dessen Janus er mehr denn 20mal zitiert. (!) — ⁴⁾ Eine Sammlung solcher Einwände siehe in Pravoslavni Sobesjednik, Juni ff. 1906 (P. Lapin, Sobor kak visij organ cerkovnoj vlasti.)

titulären Synoden müßten daher für eine erfolgreiche Polemik vor allem noch mehr erforscht und herangezogen werden. Viel weniger Bedeutung kommt der Polemik auf Grund der Heiligen Schrift zu, da man eben auf gegnerischer Seite gerade die Tradition anruft, um die betreffenden Schrifttexte zu entkräften. In der Heiligen Schrift selbst muß die Lehre des heiligen Paulus über Christus als Haupt der Kirche die Grundlage für die orthodoxe Auffassung bieten.¹⁾

Es fehlt indes auch in Rußland nicht an Stimmen, welche eine Zentralautorität für nötig erklären. Selbst der vorhin erwähnte A. Lebedev meint, die historische Entwicklung hätte notwendig zu einem Primat geführt, und dieser wäre gewiß der römischen Kirche zugefallen; Rom aber habe dieser Entwicklung eigenmächtig vorgegriffen und den Primat usurpiert, und so sei die kirchliche Einheit für immer zerstört und die naturgemäße Entwicklung der Kirche Christi für immer unterbunden.²⁾

Die Lehre von der Kirche und ihrer Verfassung ist das Gebiet, auf welchem in Rußland der theologische Liberalismus sich breit macht. Die inneren Zustände der russischen Kirche bieten dafür eine hinlängliche Erklärung. Einschränkung der Macht des heiligen Synods und der Bischöfe, Heranziehung des niederen Klerus und der Laienwelt zur Entscheidung über innerkirchliche Angelegenheiten, das ist ein Ziel, das man mit allen Mitteln zu erreichen strebt. Als wissenschaftliche Autorität dient vor allem Harnack, den man Schritt für Schritt angezogen findet. Die Moskauer theologische Zeitschrift bringt dieses Jahr mehrere historische Abhandlungen, die diesem Zwecke zu dienen scheinen; und sie steht damit wahrhaftig nicht allein da. Auf katholischer Seite kann man vielleicht dieser Entwicklung ruhig zusehen; jedenfalls würde eine größere Freiheit der russischen Kirche auch der Wahrheit leichter einen Zugang eröffnen.

In der Sakramentenlehre, soweit zunächst Wesen und Wirksamkeit der Sakramente in Betracht kommt, besteht kein eigentlicher Differenzpunkt, nur ist die orthodoxe Lehre wenig entwickelt. Wenn einzelne Theologen scharf den katholischen Terminus *ex opere operato* angreifen, so ist das auf Mißverständnis zurückzuführen; tatsächlich lehren sie doch meistens wie die katholische Kirche.³⁾ In der Lehre über die Wirkungen der Sakramente macht sich die mangelhafte Gnadenlehre sehr fühlbar. Es fehlt, wie bemerkt, der Begriff der heiligmachenden Gnade; damit hängt zusammen, daß man nur den *effectus sacramentalis* im engsten Sinne kennt und somit die Bedeutung der Sakramente für das Gnadenleben unbekannt bleibt. Ebenso muß die fehlende Unterscheidung von schweren und läßlichen Sünden, ewigen und zeitlichen Strafen sich bei der Frage nach den Wirkungen der Sakramente bemerkbar machen. Mögen auch einige

¹⁾ A. Lebedev, l. c. S. 37 ff. u. ö. Milas, Kirchenrecht, l. c. Antim, Rundschreiben. . . n. 14.—18. — ²⁾ A. Lebedev, l. c. S. 174. ³⁾ Cfr. Makarij l. c. II. 505.

Theologen über einschlägige Fragen spekulieren, der großen Mehrheit selbst der gebildeten Laien und der Geistlichen bleiben diese Gebiete unbekannt. Ein hochgebildeter russischer Konvertit erzählte kürzlich, er habe erst als Katholik etwas gehört von einem Unterschied zwischen schwerer und lässlicher Sünde. Hochgehalten werden dabei an erster Stelle die äußeren Formen, die Riten; das geistige Element wird nur zu sehr übersehen.

Die Taufe geschieht durch dreimaliges Untertauchen des Täuflings und unter Anwendung der vorgeschriebenen Formel: Der Knecht Gottes wird getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Das Besprengen an Stelle des Eintauchens ist gemäß den kirchlichen Vorschriften, außer in Krankheitsfällen oder bei Mangel an Wasser, streng untersagt; der trotzdem die Taufe auf diese Weise vollziehende Priester wird abgesetzt. In Rußland ist aber heute für Erwachsene das Begießen die gewöhnliche Art der Taufe. Die Kanones verbieten auch, „solche Personen in den Klerus aufzunehmen, welche außerordentlicher Verhältnisse wegen die Taufe nicht durch Untertauchen erhielten.“¹⁾

Die Synode von Konstantinopel entschied 1756, daß an Katholiken und Protestanten, welche in die orthodoxe Kirche übertreten, die Taufe wiederholt werde. In Rußland hielt man sich kaum einige Dezennien an diese Vorschrift, im Patriarchat von Konstantinopel gilt sie de jure noch heute, doch hält man sich nicht konsequent daran. Als die Kirche von Hellas selbständig wurde, ließ ihr das Patriarchat von Konstantinopel in dieser Sache volle Freiheit. Auch einzelne russische Theologen bezeichnen die katholische Taufe als ungültig, doch wagen sie es nicht recht, uns unter die infideles zu zählen; daß die Lehre der russischen Kirche diese Ansicht nicht teilt, geht schon daraus hervor, daß zum Schisma apostasierte katholische Priester als gültig getauft und geweiht angesehen werden.

„Der Taufe muß nach der Lehre der orientalischen Kirche unmittelbar die Firmung folgen, welche darin besteht, daß der taufende Geistliche gleich nach vollzogener Taufe an dem Betreffenden zu dessen Festigung im christlichen Wandel die Salbung bestimmter Körperteile mit dem vom Bischof geweihten Chrisam vornimmt.“²⁾ Die Spendung der Firmung ist auch der Aufnahmmeritus in die orientalische Kirche für übertretende, noch nicht gefirmte Katholiken und Protestanten.³⁾ Die Formel lautet: Das Siegel der Gabe des heiligen Geistes. Die Gültigkeit des Sakramentes ist ernstlich in Frage gestellt durch das Fehlen der Handauflegung; in Rußland wenigstens wird die Salbung mit einem Pinselchen vollzogen. Ferner leugnet man einigermaßen den character indelebilis des Sakramentes, denn „die Firmung wird an jenen, die den Namen Christi verleugnet haben, im Falle ihrer Rückkehr zur Orthodogie wiederholt.“⁴⁾

¹⁾ Milas, I. c. 554 ff. ²⁾ Ibid. 556. ³⁾ Ibid. 558. ⁴⁾ Makarij, I. c. II. 360.

Die Differenzen in der Lehre über das heiligste Altarssakrament sind wohl allgemein bekannt. Die Orientalen gebrauchen für dieses Sakrament gesäuertes Brot; die Konsekration in ungesäuertem Brote wird bald als ungültig, bald als unerlaubt, bald als gleichgültige Mitusfrage bezeichnet. Ferner ist für die Laien ebenso wie für die Priester die Kommunion sub utraque vorgeschrieben. Bei der Krankenkommunion will man diesem Gesetze dadurch genügen, daß die für die Kranken bestimmten species panis mit einigen Tropfen des heiligsten Blutes befeuchtet werden. Da aber dies am Gründonnerstag geschieht und so die Partikeln das ganze Jahr aufbewahrt werden, ist klar, daß die species vini völlig verschwinden. Nach altem Gebrauche empfangen übrigens auch die kleinen Kinder die heilige Kommunion nur unter einer Gestalt, der des Weines, was zu traurigen Verunehrungen des heiligsten Sakramentes führt. Ueberhaupt ist die Ehrfurcht vor dem heiligsten Sakramente gering. Priester und Volk machen tiefe Verbeugungen und Prostrationen vor den Heiligenbildern in der Kirche, aber am Tabernakel geht man achtlos vorüber; es kommt vor, daß Priester die Partikeln für die Krankenkommunion in einem Säckchen bei ihrem Bette hängen haben, um für den Fall des Bedarfes nicht erst in die Kirche gehen zu müssen u. s. w.

Der dritte und weitaus wichtigste Differenzpunkt liegt in der forma sacramenti. Die Wesensverwandlung geht nach der Lehre der orientalischen Kirche erst im Augenblicke der Epiklese vor sich, der Anrufung des heiligen Geistes, die etwa an der Stelle unseres „Supplices de rogamus“ steht. Während die älteren orientalischen Theologen auch die Einsetzungsworte als wesentlich ansahen, drängt man gegenwärtig ihre Bedeutung immer mehr zurück. Das schon erwähnte Rundschreiben des St. Antimos sagt über unseren Gegenstand: „Die eine heilige, allgemeine und apostolische Kirche der sieben ökumenischen Konzilien hat (die Lehre) überkommen, daß die heiligen Gaben nach dem Herabrufen des heiligen Geistes . . . verwandelt werden, wie das ja auch die alten Typiken Roms und Frankreichs bezeugen; später aber hat die römische Kirche auch darin ihre Neuerung durchgeführt und eigenmächtig angenommen, daß die Verwandlung der heiligen Gaben durch das Aussprechen der Worte des Herrn vollzogen werde: Nehmet hin u. s. w.“¹⁾

Zastrebov will der katholischen Lehre das Fundament entziehen durch die Behauptung nach dem Wortlaute der Heiligen Schrift und nach der Lehre der gesamten Tradition hätten die Worte: Dies ist mein Leib u. s. w. ausschließlich die Bedeutung eines Hinweises auf die von Christus schon vorher konsekrierten Gaben gehabt. Die Beweise, die Zastrebov dafür aus der Tradition anführt, entbehren aber aller Beweiskraft.¹⁾ Es ist die ernste Gefahr vorhanden, daß

¹⁾ Baltan, l. c. n. 10. S. 43. ²⁾ Trudy kijevskoj duh. akademiji, 1908, Jänner, S. 13 f.

viele Priester die intentio zu konsekrieren beim Aussprechen der Einsetzungsworte ausdrücklich ausschließen. Welch traurige Folgen das für die orientalische Kirche haben muß, liegt auf der Hand.

Die Lehre über das Bußsakrament ist katholisch mit Ausnahme eines Punktes: die vom Priester auferlegte Buße hat ausschließlich den Charakter eines Heil- und Präservativmittels, die katholische Lehre von der satisfactorischen Bedeutung derselben wird entschieden verworfen, wenigstens bei allen neueren Theologen. Aber auch abgesehen von diesem Irrtum steht es traurig um die heilige Beicht. Da man meist gar keinen, nur selten einen sehr unklaren Unterschied macht zwischen schweren und läßlichen Sünden, ist die Beicht nach Zahl und Gattung moralisch unmöglich gemacht; nehme man dazu, daß die Orientalen, wenigstens die der Schule entwachsenen, nur einmal im Jahre zu beichten pflegen, so begreift man, daß das Bußsakrament reine Formalität geworden ist. Gleich unklar wie die Scheidung von schwerer und läßlicher Sünde ist auch die Unterscheidung von vollkommener und unvollkommener Reue. Die katholische attritio wird vielfach heftig angegriffen. Ganz im protestantischen Sinne und vielfach mit protestantischen Waffen wird die katholische Ablasslehre bekämpft, was bei der orientalischen Lehre über Sünde und Sündenstrafen und über die Bedeutung der sakramentalen Buße nur konsequent erscheint.

Ueber die letzte Delung besteht zwischen beiden Kirchen kein wesentlicher Differenzpunkt, trotzdem manche Theologen hier wie überall allerlei „papistische Irrtümer“ aufzufinden wissen. Zu bemerken wäre höchstens, daß nach dem Ritus der orientalischen Kirche der die letzte Delung spendende Priester das Krankenöl selbst weicht, unmittelbar vor Spendung des Sakramentes.

Gelegentlich der Behandlung des sacramentum ordinis pflegen die Orientalen gegen den Bölibat des katholischen Klerus zu polemisieren, aber nur extreme Fanatiker wollen auch in dieser Sache einen dogmatischen Unterschied finden. Neuestens macht sich in der orientalischen Kirche eine starke Strömung bemerkbar gegen jenes unliebsame Verbot, das dem verwitweten Priester eine zweite Ehe unmöglich macht.

Die orientalische Kirche unterscheidet zwischen Ehekontrakt und Ehesakrament; minister sacramenti ist dann der Priester, als forma bezeichnet Makarij den consensus der Brautleute zusammen mit den vom Priester gesprochenen Worten: Der Knecht (die Magd) Gottes N. N. wird getraut im Namen des Vaters . . .¹⁾

Praktisch bedeutsamer ist die Theorie über die Auflösbarkeit der Ehe. Hören wir darüber einen der bedeutendsten Kanonisten der Gegenwart, Milas.²⁾ „Die gesetzlich geschlossene Ehe kann nur durch

¹⁾ l. c. II. 483. — ²⁾ Milas, l. c. IV. I., 3. c. die Ehe, S. 576 ff. Hierher gehören besf. 629 ff.

den Tod, oder durch ein anderes Vorkommnis, welches sozusagen die kirchliche Idee der Unauflösbarkeit der Ehe besiegt . . und ein Tod in anderem Sinne ist, gelöst werden.“ „Die Trennung erfolgt von sich selbst . . .“ Die betreffende Obrigkeit (die Kirche) . . stellt nur in geschlicher Form fest, daß . . die Ehe durch Gott selbst getrennt sei.“ Ehetrennungsgründe sind dreierlei Art.

I. Die kanonischen Ehetrennungsgründe: 1. der Ehebruch . . und folgende den Ehebruch begleitende Umstände: a) lebensgefährliche Nachstellungen des einen Ehegatten gegen den andern; b) procuratio abortus; c) verschiedene, geschlich bestimmte Ausschreitungen, wie Besuch anstandsvidriger Unterhaltungsorte u. s. w.;

2 die Hebung des eigenen Kindes aus der Taufe;

3. der Abfall des Ehegatten vom Christentum;

4. der Empfang der Bischofswürde;

5. der Eintritt in den Mönchsstand.

II. Bürgerliche, von der Kirche anerkannte Ehetrennungsgründe: 1. Hochverrat; 2. Verschollenheit des Ehegatten; 3. Der Mangel an Leistung der ehelichen Pflicht.

Die dritte Gruppe, die Milas anführt: bürgerliche, von der Kirche nicht anerkannte Ehetrennungsgründe (Wahnsinn, Ausjaß, Verurteilung zu mehrjähriger Kerkerstrafe, unüberwindliche Abneigung) ist bei der innigen Verbindung von geistlicher und weltlicher Gewalt gerade in Rußland sehr wichtig. Man will ja auch schon zeitweilige Geistesstörung, Epilepsie und Melancholie als genügenden Grund angesehen wissen. Es fehlt auch nicht an Leuten, die sich gegen Bezahlung als Zeugen begangenen Ehebruches ausgeben, um so eine gewünschte Ehetrennung herbeizuführen.

Nach den kirchlichen Vorschriften wäre eigentlich nur dem an der Trennung nicht schuldigen Gatten eine Wiederverheiratung gestattet. Gegenwärtig aber läßt man durchwegs auch den schuldigen Teil eine neue Ehe eingehen, da sich gerade dieser den sittlichen Anforderungen des ehelosen Lebens nicht gewachsen zeigte.

Sehr mangelhaft entwickelt ist die Eschatologie. Alles ist da unklar, verworren und — wenn man von einigen Hauptzügen absieht — nicht einheitlich. Diese Hauptzüge sind folgende: Das persönliche Gericht bringt nicht für alle Seelen eine endgültige Entscheidung, nur das Schicksal der Heiligen, jener, „die im gegenwärtigen Leben den Zustand der Sündelosigkeit erreicht haben“, und der „vollends Verstockten, die sich also selbst verdammt haben“¹⁾ ist definitiv entschieden. Aber bis zum jüngsten Gerichte sind die Heiligen in einem Zustande des Vorgenusses, der Erwartung; die beseligende Anschauung Gottes ist ihnen noch vorenthalten. In ähnlicher Weise dulden die Verdamnten bis zum allgemeinen Gerichtstage nur eine Art Vorleiden.

¹⁾ Jastrebny, l. c. Sept. S. 8. Auch das folgende sind meist Worte Jastrebny's. Ausführlicher, aber nicht klarer handelt darüber Makarij, II. 538 ff.

„Zwischen diesen beiden äußersten Gruppen liegt eine zahllose Menge von Zwischenstufen“ für solche Seelen, welche die endgültige Entscheidung noch erwarten. Ob man diese „Vorhölle“ mit ihren zahlreichen Abteilungen örtlich von der eigentlichen Hölle zu trennen habe oder nicht, ist belanglos und bei den russischen Theologen schwankend. Die Hauptsache ist, daß nach der allgemeinen Lehre alle, welche nicht als Heilige sterben, zunächst der Hölle verfallen sind, und daß jene, welche nicht als Verstockte starben, am jüngsten Tage aus der Hölle gerettet werden können. Dies geschieht ausschließlich kraft der Gebete und heiligen Opfer der Kirche, nicht aber infolge eines Süßneidens jener Seelen. Damit ist der Gegensatz zur katholischen Lehre über das Fegefeuer gegeben. Wie eine Schuld im Jenseits getilgt werde, darüber kann man bei der schon erwähnten mangelhaften Lehre über die Sünde keine Antwort erwarten. Und wenn für eine jener Seelen niemand betet? Verfällt eine solche Seele am jüngsten Tage für immer der Hölle? — Ein gebildeter Russe, jetzt katholischer Priester, erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, er habe mehrmals sich mit ähnlichen Fragen an Theologen gewendet, ohne eine Antwort zu bekommen.

Eine seltsame Anschauung stellen die sogenannten *Mystarstva* dar, denen wohl eine dunkle Erinnerung an das katholische Fegefeuer zugrunde liegt. *Mystarstva* sind gleichsam Stationen, an denen die nach dem Tode zu Gott wandernde und von Engeln begleitete Seele von den Teufeln angehalten wird, um Rechenschaft abzulegen. Auf der ersten Station wird gefragt über eitle Worte, auf der zweiten über Lügen u. s. w. Die Zahl der Stationen wird meist auf 20 angegeben, die Dauer der sehr mühsamen Wanderung soll 40 Tage umfassen. — „Es ist das kein Dogma“, sagt Jastrebov, „aber auch nicht eine partikuläre Ansicht, sondern kirchliche Anschauung“.

Mit den hier angeführten Punkten ist allerdings nicht die ganze Menge der Unterscheidungslehren erschöpft. Zahlreiche Spezialfragen, rein theologische sowohl wie philosophische, die mit dem Dogma im Zusammenhang stehen, verdienen erwähnt zu werden; auch auf dem weiten Gebiete der Moral liegt eine lange Reihe abweichender Auffassungen vor. Immerhin haben diese Unterschiede nicht die Bedeutung von Differenzen zwischen den Kirchen selbst, es sind vielmehr Schulmeinungen ohne weitere Verbreitung. Der eigentlichen Differenzen sind ja doch an sich schon genug.

Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß man allmählich auf russischer Seite beginnt, die katholische Kirche nicht mehr ausschließlich aus den Schriften ihrer erbitterten Feinde, sondern aus Werken ihrer Söhne zu studieren. So werden sehr viele Vorurteile von selbst schwinden. Eine größere Objektivität und Billigkeit im Urteil ist jetzt schon bei manchen Autoren wahrzunehmen. Ein gesteigertes Interesse, ein eifrigeres Studium der russischen Theologie von Seiten der Katholiken werden der gerade jetzt in hochgradiger Gährung begriffenen russischen Kirche den Weg zur Wahrheit finden helfen.

Das Maß des Verdienstes in den einzelnen Werken.

Von P. Julius Müllendorff S. J. in St. Andrä (Kärnten).

(Zweiter Teil.)

7. Wir gelangen nun zum Vergleiche der verdienstlichen Werke miteinander in betreff der Intensität oder Stärke ihres Willensaktes. Es versteht sich, daß ein verdienstliches Werk um so besser und folglich um so verdienstlicher ist, mit je mehr Willenskraft es geschieht, dagegen weniger verdienstlich, wenn es mit geringerem, schwächerem voluntarium geschieht. Hiemit haben wir ein allgemeines Prinzip des Aquinaten und aller Theologen angeführt.¹⁾ Es knüpfen sich daran mehrere Fragen, um zu erfahren, wann das Mehr oder Weniger eintritt.

Vorerst noch ein Wort über das Verhältnis der Freiheit (libertas) zu dem Willensakte, dem Freiwilligen (voluntarium). Die Freiheit, ihrem Wesen nach aufgefaßt, ist die Negation des Zwanges, den Thomas *coactio compellens* nennt. In diesem Sinne ist sie eine wie zur Sünde so zum Verdienste unumgänglich notwendige Bedingung, die aber an sich weder vermehrt noch vermindert werden kann.²⁾ Zu dem Akte, wie er erfolgt, gehört sie bereits nicht als innerer Bestandteil, aber der Akt wird ein freier genannt, weil der Wille, aus dem er hervorgegangen ist, sich anders entscheiden konnte. — In einem anderen Sinne kann allerdings von mehr oder weniger Freiheit die Rede sein, inwiefern nämlich mehr oder weniger Beweggründe zur Entscheidung für oder gegen den einen oder den anderen Teil antreiben oder disponieren; aber aus der größeren oder geringeren Freiheit in diesem Sinne kann nicht unmittelbar und an sich auf größeres oder geringeres Verdienst oder Mißverdienst geschlossen werden. Der Wille ist auch hier im ersteren und eigentlichen Sinne frei; um aber das Maß des Verdienstes einigermaßen abzuschätzen, bleibt zu untersuchen, ob er bei seiner Entscheidung den Antrieben (Beweggründen) gegenüber, welche die Freiheit (im uneigentlichen Sinne) beschränken oder erweitern, einer größeren oder geringeren Kraft bedurfte, eine größere oder geringere Tätigkeit als Wille geübt hat.³⁾

¹⁾ S. Thom. in 2. dist. 29. q. 1. a. 4.; in q. dist. 30 q. 1. a. 3.; de Verit. q. 26. a. 7. ad 1. Für die sündhaften Werke gilt selbstverständlich das gleiche Prinzip. (1. 2. q. 73 a. 6.; q. 77. a. 6.). — ²⁾ Der Zwang (*necessitas, coactio compellens*) muß schließlich entweder vorhanden sein oder nicht; im zweiten Falle ist Freiheit, im ersteren nicht. (S. Thom. In 2. dist. 25. a. 4; 1. q. 59 a. 3. ad 3: *Libertas non suscipit magis et minus secundum essentiam (tantum n gatio coactionis), sed secundum dispositionem subjecti.* (So dem Sinne nach.) Die „*libertas a coactione inducente vel impellente*“ kann allerdings größer oder geringer sein, wie wir demnächst sagen werden: das Maß dieser Freiheit kommt aber in unserer Frage betreffs der Verdienstlichkeit nur insofern in Betracht, als das voluntarium insofern desselben stärker oder schwächer wird, wie wir sagen werden — ³⁾ Aus den hier angegebenen Gründen halten wir es nicht für angemessen, von größerer oder geringerer Freiheit, sondern nur von

Diese Untersuchungen wurden weitläufig und mit großer Klarheit von dem Aquinaten angestellt. Es wird genügen, die Resultate derselben mit einigen Bemerkungen zusammenzustellen, um daraus besonders die dreifache Frage zu lösen, welchen Einfluß 1. die Leidenschaft; 2. die Gewohnheit; 3. überhaupt die Schwierigkeit oder Leichtigkeit beim Handeln auf die Willenskraft, das voluntarium, womit die verdienstlichen Werke verrichtet werden, ausübt, mit anderen Worten: inwiefern daraus eine Vermehrung oder Verminderung der Verdienstlichkeit in den Werken entsteht, daß der Wille sich von ihnen beeinflussen läßt.

Die Leidenschaft verfinstert, wenn sie vorausgeht, das Urtheil der Erkenntnis, die dem Willen vorausgehen und ihn bewegen muß.¹⁾ Je lebhafter und klarer die Erkenntnis dem Willen das Object als gut vorhält, desto kräftiger wird der Wille dazu angeregt, darnach zu streben. Die Leidenschaft aber nimmt gleichsam einen Theil der Seelentätigkeit für sich in Anspruch, und die höheren Fähigkeiten entwickeln, wenn jene dabei wirksam ist, nicht die ganze Tätigkeit, deren sie sonst fähig wären.²⁾ Wo also die Tätigkeit der Leidenschaften (des Gefühles, des Herzens, wie man zu sagen pflegt) vorwaltet, werden im allgemeinen, wenn man sich nicht besonders bemüht, die höheren Fähigkeiten zu betätigen, nicht so viele Verdienste bei den guten Werken erworben, als wo diese eine weitere Vorherrschaft erlangt haben.

Indes können die Regungen der Leidenschaften, fast wie der äußere Akt, von dem wir geredet haben, zur Vollendung des guten Werkes beitragen. Gleichwie Leidenschaft oft die höheren Fähigkeiten zur Tätigkeit anregt, so scheint es auch zur Vollkommenheit des geistlichen Lebens zu gehören, daß Leidenschaft zur Vollendung der guten Werke beitrage. Der ganze Mensch soll als Eines auf Gott gerichtet sein. Ersolgt auf den vorhergegangenen Willensakt die Regung des niederen Begehrens wie von selbst (per modum redundantiae), so haben wir ein Zeichen, daß der Willensakt stark gewesen sein muß; aber der Wille kann sich auch mit Hilfe der Leidenschaft, die er anregt, eigens verstärken, um kräftiger zu wirken; dann ist ohne Zweifel die Güte des Werkes, folglich auch dessen Verdienstlichkeit größer.³⁾ Dabei ist wohl zu beachten, daß an und für sich immer nur unser Willensakt verdienstlich ist.

mehr oder weniger Freiwilligem (voluntarium) zu reden. Wir folgen auch hierin dem heiligen Thomas. Wo dieser in unserer Frage (über den Wert der guten Werke) von dem liberum arbitrium redet, versteht er darunter das libere voluntarium. So 1. 2. q. 114. a. 4. in c. und an den in der vorletzten Anmerkung angegebenen Stellen. — ¹⁾ Unter „Leidenschaft“ (passio) verstehen wir hier jede Regung des niederen Begehrensvermögens; sie ist an sich moralisch weder gut noch schlecht. Vgl. den heiligen Thomas an den vielen Stellen, wo er von passio, appetitus sensitivus handelt. — ²⁾ Vgl. S. Thom. 1. 2. q. 24. a. 3. besonders ad 1. — ³⁾ S. Thom. De verit. q. 26. a. 7.; cf. 1. 2. q. 24. a. 3.

„Per se passionibus non meremur . . Id quod primo et per se est meritorium, est voluntarius actus gratia informatus“ (S. Thom. De verit. q. 26. a. 6.) Die anderen Akte werden nur in ihrem Verhältnisse zu dem Willen, von dem sie abhängen, „quasi per accidens“ verdienstlich genannt. „Actus intantum est peccatum (und dasselbe gilt vom Verdienste), inquantum est voluntarius et in nobis existens. Esse autem aliquid in nobis dicitur per rationem et per voluntatem. Unde quando ratio et voluntas ex se aliquid agunt, non ex impulsu passionis, magis est voluntarium et in nobis existens, et secundum hoc passio minuit peccatum (et meritum), inquantum minuit voluntarium.“ Noch besonders verdient folgende Stelle beachtet zu werden: „Etsi motus voluntatis sit intensior ex passione excitatus, non tamen ita est voluntatis proprius, sicut si sola ratione moveretur ad peccandum.“ (1. 2 q. 77. a. 6. ad 3.) Nach dieser Erklärung ist also die major intensitas voluntarii dem Willensakte selbst als solchem nicht innerlich, kommt daher in der Abschätzung des Verdienstes oder Mißverdienstes nicht in Betracht, wenn sie nicht veranlaßt, daß das voluntarium in sich selbst vermindert oder vermehrt wird, inwiefern es der Vernunft folgt oder entgegenwirkt.

Was über die Leidenschaft gesagt wurde, kann dazu helfen, auch über die Verdienstlichkeit der Werke zu urteilen, die aus der Gewohnheit hervorgehen. Die höheren Fähigkeiten sind bei diesen oft nicht sehr tätig, sondern lassen sich wie auf gebahnten Wegen von den niederen fortbewegen. In dieser Hinsicht ist das Verdienst geringer. Indes nimmt die Leichtigkeit, mit welcher diese Werke verrichtet werden, ihrem Verdienste, wie wir demnächst erklären werden, an und für sich nichts weg. Vielmehr kann die Freude (delectabilitas), welche mit den aus Gewohnheit verrichteten Werken verbunden ist, den höheren Kräften Anlaß geben, sich dabei mit besonderer Stärke zu betätigen.¹⁾ Jedenfalls verdient bei diesen Werken das voluntarium in causa besonders berücksichtigt zu werden. Im Guten wie im Schlechten kann eine ganze Serie von Handlungen auf dem Fundamente einer Ursache, einer Einrichtung, einem Entschlusse beruhen, und besonders bei guten Werken wird das Bewußtsein und der Wille dieses Fundamentes von Zeit zu Zeit erneuert und gestärkt, damit die daraus hervorgehenden Handlungen geistig kräftiger belibt und verdienstlicher seien.

Das gleiche allgemeine Prinzip kommt also immer zur Geltung: das Maß des Verdienstes steht in geradem Verhältnisse zu der Stärke der Willenskraft, welche wirkt; es gilt, mag diese Wirksamkeit in Uebereinstimmung mit Leidenschaft und Gewohnheit stattfinden, oder im Widerspruche mit diesen geschehen. Doch wollen wir die Frage, ob die Schwierigkeiten, unter denen ein gutes Werk geschieht, notwendig eine Vermehrung seiner Verdienstlichkeit nach sich ziehen, noch etwas genauer untersuchen.

8. Vor allem möchten wir eine Lehre des Aquinaten in Erinnerung bringen, der zwar sein Ansehen allein keine vollständige Sicherheit gewährt und die er auch nicht sowohl mit durchschlagenden besonderen Argumenten, als mit seiner bis heute unübertroffenen

¹⁾ „Consuetudine sunt delectabilia ad operandum, inquantum sunt quasi connaturalia.“ S. Th. 1. 2. q. 32. a. 8. ad 3.; a. 2. ad 3.

Furcht vor Beschwerden, aus Bequemlichkeits- oder Genußsucht. Desgleichen haben die Sünden gegen Religion, Pietät, Gehorsam, Gerechtigkeit, selbst gegen Demuth (die übrigens Thomas zur Mäßigkeit zählt) immer (wenigstens in den Anfängen) ihren tieferen Grund in einer oder mehreren Sünden gegen Starkmut oder Mäßigkeit. Die Schwierigkeiten kommen also vom Mangel an diesen Tugenden her (weshalb auch die Askeriker für den Anfang der Befehrung besonders die sogenannte *via purgativa* mit Recht betonen), gehen jedoch auf die höheren Tugenden gleichsam über: dies scheint eben der Grund zu sein, weshalb Thomas sagt: „*Difficultas praecipue attenditur in virtutibus, quae sunt circa passionibus.*“

Nach dieser Auffassung des Aquinaten rühren die Schwierigkeiten bezüglich der anderen Tugenden (außer Mäßigkeit und Starkmut) nicht unmittelbar von einem Schwanken des Willens gegenüber dem Gegenstande her; sondern von den Unordnungen, mit welchen der Wille bereits die Tugenden der Mäßigkeit und des Starkmutes zu verletzen sich entschieden hat. Ein erhabener Trost liegt hierin für den Gerechten, der um die Erreichung des Zieles besorgt ist, wenn er diese Tugenden zu üben entschlossen ist. Recht schön erklärt dieses Thomas, indem er beschreibt, welche Schwierigkeit die Feindschaft (gegenüber dem Nächsten) der Liebe Gottes bereitet. „Insofern haßt jemand, sagt er, als er das Gut liebt, das ihm der Feind entzieht. Wer den Feind haßt, liebt ein geschaffenes Gut mehr als Gott.“¹⁾ Ein geschaffenes Gut mehr zu lieben als Gott, wird er aber nur dadurch versucht, daß er bereits eine der zwei genannten Tugenden verletzt hat: dann erst gerät er in die schrecklichere Versuchung, den Nächsten nicht zu lieben, ja Gott selbst nicht zu lieben. Die Verletzung einer dieser niederen Tugenden geht der einer höheren notwendig voraus — ein Grundsatz, der für die praktische Theologie sehr beachtet zu werden verdient.

9. Nach dieser näheren Bestimmung der Frage treten wir an deren Lösung heran. Schwierigkeit und Leichtigkeit gehören zu dem, was dem verdienstlichen Werke vorausgeht, sie machen also nicht selbst eine Vermehrung oder Verminderung am Verdienste aus. Sie können aber eine Vermehrung oder Verminderung des Verdienstes veranlassen, und wenn der verdienstliche Akt erfolgt, kann man gewiß daraus, daß er größere Schwierigkeiten überwunden hat, schließen, daß ihm ein stärkeres *voluntarium*, mithin ein höheres Verdienst eigen ist, als wenn das Werk ohne diese Schwierigkeiten mit dem mindesten Kraftaufwand, der dazu erfordert war, erfolgt wäre.

Zur Ueberwindung einer größeren Schwierigkeit ist offenbar, wie bei den leiblichen Arbeiten, ein größerer Kraftaufwand erforderlich. Die Schwierigkeit selbst, die Leidenschaft, treibt, wie Thomas sagt, den Gerechten dazu an, den guten Willen mehr zu betätigen und anzustrengen. „*Circa difficilia enim magis conamur.*“²⁾ Erfolgt

¹⁾ S. Thom. De virt. q. 2. (q. un. de car.) a. 8. in c. Hiemit hängt eng zusammen, daß nach Thomas (2. 2. q. 34. a. 5) der Haß nicht die erste Sünde sein kann, sondern die letzte ist. (Siehe den Text in der 2. Anmerkung auf Seite 307.) — ²⁾ S. Thom. De verit. q. 26. a. 6.

wirklich diese größere Betätigung, das stärkere voluntarium, im Guten, so ist das Verdienst ein größeres. Indes kann selbstverständlich die Vortrefflichkeit eines Werkes (seinem Objecte nach) einen tugendhaften Willen, auch dann, wenn keine Hindernisse entgegenstehen, antreiben, einen energischeren Kraftaufwand zu betätigen, als wenn Hindernisse vorhanden wären.¹⁾ Hierin ist sowohl die Lösung dieser Frage als auch eine Ergänzung zu den vorher gegebenen Lösungen nach Thomas enthalten.

So einfach diese Lösung auch ist, möge doch ihre Wichtigkeit für Moral und Asketik nicht verkannt werden. Die Darlegung der verdienstlichen Wirksamkeit nach dem Aquinaten zeigt gleichsam in einem Bilde, wie die Anordnungen der göttlichen Vorsehung die Verdienste der Gerechten zu erhöhen beabsichtigen, nämlich in den Werken der niederen Kardinaltugenden durch die fortwährend sich erhebenden Schwierigkeiten, in den Werken der höheren, auch der theologischen Tugenden durch die immer vorschwebende Erhabenheit ihres Gegenstandes. Wir sehen in diesem Bilde, wie das geistliche Leben der Gerechten sich zu einer hohen Verdienstlichkeit erhebt. Alle einzelnen Tugenden stehen in so engem Verhältnisse zu einander, daß sie sich oft gegenseitig fördern und der Gerechte in denselben Werken das Verdienst mehrerer Tugenden zugleich erwirbt, immer unter der gemeinsamen Regierung der alles belebenden, alles stärkenden und erhaltenden Liebe. Was die niederen Tugenden der Stärke und der Mäßigkeit erheischen, hängt von dem ab, was die höheren wünschen und verlangen, alles nach dem höchsten und gewissermaßen einzigen Gebote der Liebe des höchsten Gutes. Darum ist zum verdienstlichen Leben, besonders in den Anfängen, vor allem notwendig, die Mäßigkeit und den Sturmut zu üben, um die Leidenschaften zu beherrschen, die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Uebung der höheren Tugenden entgegenstellen, zu überwinden, und den Willen im Guten zu befestigen und zu stärken.²⁾ Damit die heilsamen Wirkungen dieses

¹⁾ „Difficultas non facit ad meritum, nisi in quantum facit maiorem inclinationem et conatum (bonae) voluntatis in aliquid.“ S. Thom. In 3. dist. 30. q. 1. a. 3. ad 3.; besonders ibid. a. 5. ad. 4. Indes kann die Schwierigkeit auch bewirken oder veranlassen, daß das gute Werk, das erfolgt, nur mit einem gewissen Widerwillen zustande kommt, wie wir nachher (S. 309) mit Thomas bezüglich der „Schwierigkeit des Willens“ noch sagen werden: dann ist das voluntarium nicht so groß, als wenn das Werk mit ganzem Willen zustande käme, aber es kann doch stärker sein, als wenn das Werk ohne die Schwierigkeiten zustande gekommen wäre. — ²⁾ Hiemit stimmt vollkommen überein, was Thomas über den entgegengesetzten Vorgang, die Zerstörung, lehrt. „In his quae contra naturam fiunt, paulatim id quod est naturae corrumpitur; unde oportet quod primo recedatur ab eo quod est minus secundum naturam, et ultimo ab eo quod est maxime secundum naturam, quia id quod est primum in constructione, est ultimum in resolutione. Id autem quod est maxime et primo naturale homini, est quod diligit bonum et praecipue bonum divinum et bonum proximi; et ideo odium . . . non est primum in destructione virtutis, quae fit per vitia, sed ultimum.“ (2. 2. q. 34. a. 5.) — Alles höchst wichtig für die Pädagogik!

Furcht vor Beschwerden, aus Bequemlichkeits- oder Genußsucht. Desgleichen haben die Sünden gegen Religion, Pietät, Gehorsam, Gerechtigkeit, selbst gegen Demut (die übrigens Thomas zur Mäßigkeit zählt) immer (wenigstens in den Anfängen) ihren tieferen Grund in einer oder mehreren Sünden gegen Starkmut oder Mäßigkeit. Die Schwierigkeiten kommen also vom Mangel an diesen Tugenden her (weshalb auch die Astetiker für den Anfang der Besehrung besonders die sogenannte *via purgativa* mit Recht betonen), gehen jedoch auf die höheren Tugenden gleichsam über: dies scheint eben der Grund zu sein, weshalb Thomas sagt: „*Difficultas praecipue attenditur in virtutibus, quae sunt circa passiones.*“

Nach dieser Auffassung des Aquinaten rühren die Schwierigkeiten bezüglich der anderen Tugenden (außer Mäßigkeit und Starkmut) nicht unmittelbar von einem Schwanken des Willens gegenüber dem Gegenstande her; sondern von den Unordnungen, mit welchen der Wille bereits die Tugenden der Mäßigkeit und des Starkmutes zu verletzen sich entschieden hat. Ein erhabener Trost liegt hierin für den Gerechten, der um die Erreichung des Zieles besorgt ist, wenn er diese Tugenden zu üben entschlossen ist. Recht schön erklärt dieses Thomas, indem er beschreibt, welche Schwierigkeit die Feindschaft (gegenüber dem Nächsten) der Liebe Gottes bereitet. „Insofern haßt jemand, sagt er, als er das Gut liebt, das ihm der Feind entzieht. Wer den Feind haßt, liebt ein geschaffenes Gut mehr als Gott.“¹⁾ Ein geschaffenes Gut mehr zu lieben als Gott, wird er aber nur dadurch versucht, daß er bereits eine der zwei genannten Tugenden verletzt hat: dann erst gerät er in die schrecklichere Versuchung, den Nächsten nicht zu lieben, ja Gott selbst nicht zu lieben. Die Verletzung einer dieser niederen Tugenden geht der einer höheren notwendig voraus — ein Grundsatz, der für die praktische Theologie sehr beachtet zu werden verdient.

9. Nach dieser näheren Bestimmung der Frage treten wir an deren Lösung heran. Schwierigkeit und Leichtigkeit gehören zu dem, was dem verdienstlichen Werke vorausgeht, sie machen also nicht selbst eine Vermehrung oder Verminderung am Verdienste aus. Sie können aber eine Vermehrung oder Verminderung des Verdienstes veranlassen, und wenn der verdienstliche Akt erfolgt, kann man gewiß daraus, daß er größere Schwierigkeiten überwunden hat, schließen, daß ihm ein stärkeres voluntarium, mithin ein höheres Verdienst eigen ist, als wenn das Werk ohne diese Schwierigkeiten mit dem mindesten Kraftaufwand, der dazu erfordert war, erfolgt wäre.

Zur Ueberwindung einer größeren Schwierigkeit ist offenbar, wie bei den leiblichen Arbeiten, ein größerer Kraftaufwand erforderlich. Die Schwierigkeit selbst, die Leidenschaft, treibt, wie Thomas sagt, den Gerechten dazu an, den guten Willen mehr zu betätigen und anzustrengen. „*Circa difficilia enim magis conamur.*“²⁾ Erfolgt

¹⁾ S. Thom. De virt. q. 2. (q. un. de car.) a. 8. in c. Damit hängt eng zusammen, daß nach Thomas (2. 2. q. 34. a. 5) der Haß nicht die erste Sünde sein kann, sondern die letzte ist. (Siehe den Text in der 2. Anmerkung auf Seite 307.) — ²⁾ S. Thom. De verit. q. 26. a. 6.

wirklich diese größere Betätigung, das stärkere voluntarium, im Guten, so ist das Verdienst ein größeres. Indes kann selbstverständlich die Vortrefflichkeit eines Werkes (seinem Objekte nach) einen tugendhaften Willen, auch dann, wenn keine Hindernisse entgegenstehen, antreiben, einen energischeren Kraftaufwand zu betätigen, als wenn Hindernisse vorhanden wären.¹⁾ Hierin ist sowohl die Lösung dieser Frage als auch eine Ergänzung zu den vorher gegebenen Lösungen nach Thomas enthalten.

So einfach diese Lösung auch ist, möge doch ihre Wichtigkeit für Moral und Asketik nicht verkannt werden. Die Darlegung der verdienstlichen Wirksamkeit nach dem Aquinaten zeigt gleichsam in einem Bilde, wie die Anordnungen der göttlichen Vorsehung die Verdienste der Gerechten zu erhöhen beabsichtigen, nämlich in den Werken der niederen Kardinaltugenden durch die fortwährend sich erhebenden Schwierigkeiten, in den Werken der höheren, auch der theologischen Tugenden durch die immer vorschwebende Erhabenheit ihres Gegenstandes. Wir sehen in diesem Bilde, wie das geistliche Leben der Gerechten sich zu einer hohen Verdienstlichkeit erhebt. Alle einzelnen Tugenden stehen in so engem Verhältnisse zu einander, daß sie sich oft gegenseitig fördern und der Gerechte in denselben Werken das Verdienst mehrerer Tugenden zugleich erwirbt, immer unter der gemeinsamen Regierung der alles belebenden, alles stärkenden und erhaltenden Liebe. Was die niederen Tugenden der Stärke und der Mäßigkeit erheischen, hängt von dem ab, was die höheren wünschen und verlangen, alles nach dem höchsten und gewissermaßen einzigen Gebote der Liebe des höchsten Gutes. Darum ist zum verdienstlichen Leben, besonders in den Anfängen, vor allem notwendig, die Mäßigkeit und den Sturmut zu üben, um die Leidenschaften zu beherrschen, die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Uebung der höheren Tugenden entgegenstellen, zu überwinden, und den Willen im Guten zu befestigen und zu stärken.²⁾ Damit die heilsamen Wirkungen dieses

¹⁾ „Difficultas non facit ad meritum, nisi in quantum facit maiorem inclinationem et conatum (bonae) voluntatis in aliquid.“ S. Thom. In 3. dist. 30. q. 1. a. 3. ad 3.; besonders ibid. a. 5. ad. 4. Indes kann die Schwierigkeit auch bewirken oder veranlassen, daß das gute Werk, das erfolgt, nur mit einem gewissen Widerwillen zustande kommt, wie wir nachher (S. 309) mit Thomas bezüglich der „Schwierigkeit des Willens“ noch sagen werden: dann ist das voluntarium nicht so groß, als wenn das Werk mit ganzem Willen zustande käme, aber es kann doch stärker sein, als wenn das Werk ohne die Schwierigkeiten zustande gekommen wäre. — ²⁾ Hiemit stimmt vollkommen überein, was Thomas über den entgegengesetzten Vorgang, die Zerstörung, lehrt. „In his quae contra naturam sunt, paulatim id quod est naturae corrumpitur: unde oportet quod primo recedatur ab eo quod est minus secundum naturam, et ultimo ab eo quod est maxime secundum naturam, quia id quod est primum in constructione, est ultimum in resolutione. Id autem quod est maxime et primo naturale homini, est quod diligit bonum et praecipue bonum divinum et bonum proximi; et ideo odium . . . non est primum in destructione virtutis. quae sit per vitia, sed ultimum.“ (2. 2. q. 34. a. 5.) — Alles höchst wichtig für die Bädagogik!

geistlichen Kampfes fortwährend eintreten, läßt die göttliche Vorsehung auch nach vielen Jahren verdienstlichen Lebens der Gerechten die Schwierigkeiten immer, manchmal ganz besondere, zu deren Ueberwindung Starfmuth und Mäßigkeit geübt werden, noch bestehen. Dabei ist jenes Universalmittel anzuwenden, welches Abtötung, Selbstüberwindung genannt zu werden pflegt und zwar keine spezielle Tugend ist, aber mit dem Schimmer und dem Verdienste jener einzelnen Tugenden (wenigstens der Liebe) sich umkleidet, denen es entweder mit allgemeinen oder mit besonderen Maßregeln dient.¹⁾ Was dabei besonders zu beachten ist, damit das Vorgehen ein zweckdienliches und behutames sei, wird von den Asketikern (besonders z. B. in dem vorzüglichen Büchlein von Scupoli, das den Titel „Der geistliche Kampf“ führt) ausführlich erklärt.

Indes erlangt der Gerechte doch, wenigstens nach und nach immer in den meisten Materien, manchmal sogar in den schwierigsten, jene Leichtigkeit, das Gute zu tun, welche das Wesen der erworbenen Tugend, den habitus acquisitus, ausmacht, bei den Heiligen ganz erstaunlich schön. Die Schwierigkeiten sind gleichsam geschwunden oder der Tugendhafte gewahrt sie nicht mehr.²⁾ Ist nun in diesem Falle das an sich schwere gute Werk, das für diesen Tugendhaften leicht und sogar angenehm geworden, weniger verdienstlich für ihn? Aus dem vorhin Gesagten ergibt sich klar die Begründung der verneinenden Antwort. Mit Schwierigkeit zu wirken, macht nicht einen Bestandteil des guten Werkes oder größeren Verdienstes aus; größeres Verdienst wird dadurch erworben, daß mehr Willenskraft zum Guten verwendet wird. Den größeren Kraftaufwand, den das gute Werk an sich erfordert, hebt aber die Leichtigkeit, welche die Tugend als habitus acquisitus gewährt, nicht auf; der Kraftaufwand hat sich in der Tugend, wenn wir so sagen dürfen, kristallisiert und verhärtet, er ist daher indem Werke tätig, ohne daß jener Widerstand von Seiten der anderen Kräfte stattfindet oder sich gewahren läßt. So kann auch ohneweiters die Liebe den Kraftaufwand, den das an sich schwierige Werk verlangt, befehlen; dann wird das Werk leicht, weil die Liebe alles erleichtert, das Verdienst wird deshalb in dem Werke selbst nicht geringer, vielmehr in der Liebe, die es befiehlt, größer.³⁾

¹⁾ Die Abtötung kommt nirgends bei Thomas als eine selbständige spezielle Tugend vor; sie nimmt die Spezies jener Tugend an, der sie dient, wie auch jenes Lasters, dem sie sich zu Gebote stellt; denn von Abtötungen ist die Welt ganz voll. — ²⁾ „Non habenti virtutem est valde difficile (opus virtutis prompte et delectabiliter exercere), sed per virtutem redditur facile.“ S. Thom. 1. 2. q. 107. a. 4. in c. — ³⁾ Hierher gehört auch der Vergleich der Freundesliebe mit der Feindesliebe, von dem wir (Heft I, Seite 53) gehandelt haben. — „Quanto aliquis virtuosior est, tanto facilius opera virtutis exercet. Nec tamen dicendum est, quod quanto virtuosior est, minus mereatur.“ (In 2. dist. 29. q. 1. a. 4. in c. et ad 3.) Cf. 1. 2. q. 114. a. 4. ad 2.; in 3. dist. 30. a. 5. ad 4.; in 4. dist. 15. a. 4. sol. 1. ad 2.; ib. Cist. 14. q. 2. a. 2. ad 5.

Thomas erklärt eben dieses noch mit anderen Worten, indem er eine Schwierigkeit des Werkes und eine Schwierigkeit des Willens unterscheidet, desgleichen eine Leichtigkeit des Werkes und eine Leichtigkeit des Willens. Schwierig ist das Werk wegen der Ueberwindung des niederen Begehrens, die es, an sich betrachtet, voraussetzt oder einschließt; diese Schwierigkeit vermindert, wenn das Werk doch erfolgt, sein Verdienst nicht, oder nicht ganz, sie vermehrt es vielmehr, inwiefern sie veranlaßt, daß der Wille mehr Kraft auf das gute Werk verwendet. Schwierig ist gleichsam der Wille, wenn er das Widerstreben des niederen Begehrens nicht ganz überwindet, das gute Werk nicht mit ganzer Bereitwilligkeit vollbringt: dann ist das Verdienst geringer, als wenn das Werk mit ganzem Willen vollbracht würde. Aber die erworbene Leichtigkeit (Fertigkeit) der Tugend oder auch der Befehl der Liebe kann diese Mangelhaftigkeit des Willens ganz aufheben; dann ist das Verdienst zum wenigsten den überwundenen Schwierigkeiten entsprechend groß; dann besteht eine Leichtigkeit des Willens, die das Verdienst nicht vermindert, sondern vermehrt.¹⁾

Was von dem Verdienste gesagt worden, gilt auch von dem Genußungswert der guten Werke; dieser nimmt deshalb nicht ab, weil die Beschwerden des Werkes freudig ertragen und vor Liebe gleichsam nicht empfunden werden.²⁾

10. Es bleibt uns schließlich der Vergleich der verdienstlichen Werke noch zu besprechen a) bezüglich der Dauer der einzelnen Werke, b) bezüglich der Würde (des Grades der heiligmachenden Gnade) in dem handelnden Subjekte. Ist das Verdienst eines Aktes größer dadurch selbst, daß er länger dauert? Ist das Verdienst eines Aktes deswegen selbst größer, weil das Subjekt in der heiligmachenden Gnade bereits höher gestiegen ist? Die Beantwortung der einen wie der anderen dieser Fragen greift indes nach unserem Erachten nicht so tief wie die der früheren in das praktische Leben ein, die Behauptungen mancher Autoren scheinen uns auch nicht hinreichend begründet zu sein; daher sehen wir uns genötigt, nur die Zweifel bezüglich dieser Fragen so klar als möglich vorzulegen.³⁾

a) Bei der ersten Frage, ob ein Akt, der länger dauert, verdienstlicher sei, als der, welcher nicht so lange dauert, muß doch wohl vorausgesetzt werden, daß ein Akt dem anderen in Bezug auf Gutherit

¹⁾ Den Habitus der Tugend und den Befehl der Liebe unterscheidet Thomas besonders klar In 3. dist. 30. a. 5. ad 4.: „Et quia habitus et amor ex hoc faciunt facilitatem, quia faciunt maiorem inclinationem voluntatis, ideo talis facilitas non diminuit rationem meriti.“ Ueberhaupt „diminutio difficultatis ex promptitudine voluntatis non diminuit meritum, sed auget.“ (In 4. dist. 15. a. 4. sol. 1. ad 2.) -- ²⁾ „Diminutio poenalitatis ex promptitudine voluntatis, quod facit caritas, non diminuit efficaciam satisfactionis, sed auget.“ (In 4. dist. 15. a. 4. sol. 1. ad 2.) -- ³⁾ Thomas hat sich, so viel ich weiß, über diese zwei Fragen nicht klar ausgesprochen und die Spekulationen späterer Theologen haben, wie mir scheint, das Dunkel, das diese Fragen umhüllt, nicht ganz aufgeklärt.

ganz gleich ist. Wie nun der eine Akt bloß deswegen, weil er mehr Zeit braucht, um das zu sein, was der andere ist, verdienstlicher sein sollte, als dieser, ist nicht leicht zu erkennen. Manche Theologen haben die Voraussetzung, daß der Akt durch die Dauer nicht notwendig einen physischen reellen Zuwachs erhalte (nicht notwendig besser und wertvoller werde) verworfen; andere sagen, es müsse durch die Dauer dem bereits erfolgten Akte wenigstens moralisch etwas hinzukommen. Die Ansicht dieser dürfte wohl mit Recht als von der Ansicht jener wirklich nicht verschieden angesehen werden, da der moralische Wert des Werkes, also auch dessen Zuwachs, doch immer in der Wirksamkeit des Willens, dem das Werk angerechnet werden soll, seinen Grund haben muß. Der höhere Wert des länger dauernden Aktes muß dem Willen zuzuschreiben sein, und in dieser Voraussetzung wird gewiß niemand eine Schwierigkeit finden, diesen Theologen beizustimmen und dem Akte, der länger dauert, eine größere Verdienstlichkeit zuzuerkennen, als dem, der nicht so lange dauert. Der länger dauernde Akt kommt in diesem Sinne moralisch mehreren Akten gleich oder besteht auch physisch aus mehreren.

Es handelt sich also hier nicht um das Zustandekommen des guten Werkes; denn offenbar ist ein Werk deswegen nicht verdienstlicher, weil es mehr Zeit braucht, um zustande zu kommen, als ein anderes; es könnte sogar weniger verdienstlich sein, inwiefern es das Entstehen anderer guter Werke verhindert.

Inwiefern aber die Voraussetzung der gewöhnlichen Ansicht begründet ist, daß die Fortdauer des bereits erfolgten guten Aktes immer eine Erhöhung seines moralischen Wertes bewirke, wollen wir hier nicht weiter untersuchen.

b) In Betreff der Frage, ob die Würde des handelnden Subjektes, der Grad der heiligmachenden Gnade selbst, dem guten Werke eine höhere Verdienstlichkeit verleihe, wenn diese Würde höher ist, oder mit anderen Worten, wenn zwei Gerechte das gleiche gute Werk verrichten, derjenige mehr Verdienst erwerbe, der mehr heiligmachende Gnade besitzt, sind die Theologen seit mehreren Jahrhunderten in zwei fast gleiche Lager geteilt, doch sind die Verteidiger der bejahenden Antwort besonders in neuerer Zeit zahlreicher.¹⁾

Alle stimmen darin überein, daß die Würde der handelnden Person überhaupt eine zum Verdienste erforderliche Grundlage ist, weshalb zu einem Verdienste von unendlichem Werte eine unendliche Würde, zu einem Verdienste von übernatürlichem Werte für das ewige Leben die Würde der übernatürlichen Kindschaft Gottes erfordert ist. Alle geben auch zu, daß nicht deshalb, weil die heiligmachende Gnade bei dem einen größer ist, der Akt, dessen Willensaufwand und Objekt

¹⁾ Die Theologen, welche die bejahende Antwort verteidigen, stimmen jedoch in der Erklärung, in welcher Weise, nach welchem Maße und unter welchen Bedingungen ein größeres Verdienst von dem erworben wird, der mehr heiligmachende Gnade hat, nicht ganz überein.

bei beiden an Verdienstlichkeit gleich ist, physisch in diesem besser sei als in dem anderen, wenn auch die heiligmachende Gnade physisch als entferntes Prinzip (durch ihren Einfluß oder den der eingegossenen Tugenden) die Uebernatürlichkeit des Werkes hervorbringt.

Die Verteidiger der bejahenden Ansicht sagen aber, das Werk dessen, der mehr heiligmachende Gnade besitzt, habe moralisch mehr Wert, er handle mehr als Kind Gottes, da er als solcher handle, der er ist. Jeder schätzt doch das, was ihm von einer würdigeren Person erwiesen wird, höher, als was gewöhnliche Leute des Volkes für ihn tun, also auch Gott. Der gleiche Lohn hätte auch für eine würdigere Person verhältnismäßig nicht denselben Wert, da doch jeder, der wirkt, den Lohn im Verhältnisse zu seiner Würdigkeit zu schätzen berechtigt ist. Gleichwie also eine Fürbitte mächtiger ist, wenn sie von einer verdienstreicheren Person ausgeht, so ist das Verdienst der Handlung dessen größer, den eine höhere Würde auszeichnet.

Eine besondere Beweiskraft scheinen mir diese Argumente wirklich nicht zu haben. Gott schätzt das höher, was mehr ist. Es wird aber vorausgesetzt, daß das Werk des einen dem des andern gleich sei, wohl doch in beiden gegen über Gott. Unter Menschen fordert eben das, was von einer würdigeren Person geleistet wird, auch eine in sich würdigere Leistung. Ob nun aber die Leistung gegenüber Gott gerade deshalb, weil sie von einer würdigeren Person ausgeht, höher steht, müßte erst bewiesen werden. Was den Lohn betrifft, kann ja selbstverständlich nicht von einer materiellen Gleichheit bezüglich dieser zweien die Rede sein. Der Vergleich mit der Fürbitte schließlich läßt sich einfach als unästhetisch zurückweisen, weil die Fürbitte sich gerade auf das hohe Maß der Würde stützt, während das Verdienst diese nur als Bedingung fordert.

Noch besonders suchen diese Theologen ihre Ansicht zu stützen durch den Vergleich mit den Verdiensten Christi. Die habituelle Gnade des Gerechten verhält sich in ähnlicher Weise zu dessen Werken wie die hypostatistische Gnade zu den Werken des Erlösers. Weder die eine noch die andere wirkt physisch unmittelbar auf die Werke ein, aber sowohl die eine wie die andere erhöht moralisch deren Wert durch die Würde, die sie dem Handelnden verleiht. Die Werke des Gottmenschen, obgleich an sich endlich, haben einen unendlichen Wert, weil sie aus einer unendlichen Würde und Gnade hervorgehen: so (sagen sie) gewinnen auch die guten Werke des Gerechten moralisch aus der höheren Würde der Kindschaft Gottes einen höheren Wert und höheres Verdienst. Die heiligmachende Gnade ist nämlich bei den Gerechten (wie Ripalda insbesondere betont) ein wesentliches, konstitutives Element des verdienstlichen Werkes, und wo ein solches Element erhöht ist, muß auch das Verdienst des Werkes ein größeres sein.

Die Theologen, welche die entgegengesetzte Ansicht verteidigen, sagen, wer mehr heiligmachende Gnade hat, handle deshalb allein nicht mehr als Kind Gottes, wenn sein Akt in sich nur ebenso gut ist, als der desjenigen, der weniger Gnade hat. Die heiligmachende Gnade, die Würde als Kind und Freund Gottes, ist allerdings zur Verdiensterwerbung erforderlich, sie trägt auch positiv zu derselben

bei und nicht einzig zur Beseitigung des Hindernisses der Sünde (wie einige Theologen gemeint haben), sie verhält sich auch zum verdienstlichen Akte nicht (wie einige gesagt haben) bloß materiell und per accidens; aber da der Akt als solcher doch nicht bestimmt von ihr abhängt, sondern von der Wirksamkeit des Willens, der den Habitus gebraucht in dem Maße, wie er sich entscheidet; da der Grad der heiligmachenden Gnade als solcher nicht in Anschlag kommt bei dem verdienstlichen Werke, sondern nur die Würde überhaupt: so bleibt es zweifelhaft, ob durch den Grad der heiligmachenden Gnade allein das Verdienst gesteigert werde, und so lange die Beweise für diese Behauptung nicht stichhaltig sind, ist diese wohl nicht berechtigt. Eher dürfte man fast sagen, derjenige verdiene weniger Lohn, der nicht besser handelt, während er doch mehr dazu vorbereitet wäre. Kann aber auch dies nicht gesagt werden, so kommt dies eben daher, daß die Würdigkeit nur im allgemeinen zur Geltung kommt, nicht ihrem Grade nach, ebensowenig nach diesem Grade, als der Grad der Schlechtigkeit des Sünders in Betracht kommt bei dem schlechten Werke, das er jetzt verübt.¹⁾

Die Beweise für die bejahende Ansicht sind nach unserem Dafürhalten diesen und anderen Angriffen gegenüber nicht stark genug; einige derselben wurden sogar von Verteidigern dieser Ansicht widerlegt. Wir können uns hier auf eine noch weitere Darlegung nicht einlassen.²⁾ Nur möchten wir hinzufügen, daß selbst das Argument aus dem Vergleiche mit den Verdiensten Christi, das von den Verteidigern nach ganz verschiedenen Erklärungen dargelegt wird, keine entscheidende Kraft in dieser Frage zu besitzen scheint, auch selbst von Suarez nur als

¹⁾ Diese Theologen haben nicht gesagt, die heiligmachende Gnade überhaupt verhalte sich zum verdienstlichen Akte bloß materiell und per accidens, sondern dieser höhere Grad oder das Uebermaß derselben bewirke keinen Unterschied; weshalb z. B. Markus Struggl ganz richtig schreibt: „Ad rationem meriti condigni ex parte merentis . . . solum requiritur ratio generica status amicitiae, cum illa sit praeium proportionatum statui amicitiae: quando igitur maior gratia sanctificans in ra genus causae efficientis in meritum non influit intensius, ejus excessus intra genus causae formalis moraliter dignificantis se solum habet per accidens et materialiter.“

— ²⁾ Aus Thomas von Aquin wird besonders eine Stelle für die bejahende Antwort angeführt, wo er sagt: „Cum meritum non consistat in habitu sed in actu, nec in actu quolibet sed in eo qui per habitum gratiae informatur, actus autem omnis meritorius ex voluntate procedat, oportet quod meritum aliquid habeat a gratia et aliquid a voluntate et aliquid etiam ab objecto actus, unde species actus trahitur: et ideo ex his tribus efficacia merendi mensurari potest: ex gratia, voluntate et objecto. Quando enim majori caritate et gratia actus informatur, tanto magis est meritorius: similiter etiam“ etc. (In 2. dist. 29. q. 1. a. 4.) Suarez fügt zwar mit Recht hinzu: „Dicitur autem actus informari gratia eo ipso quod est in subiecto grato“ (De gratia l. 12. cap. 22. n. 3); in diesem ganzen Artikel jedoch, wo Thomas das Verdienst vor dem Sündenfalle mit dem nach dem Sündenfalle vergleicht, nimmt er auf die uns beschäftigende Frage keine Rücksicht und versteht unter gratia auch die gratia actualis, die zum verdienstlichen Akte doch ebenfalls erfordert ist. (Vgl. den Text, den wir Heft I, Seite 47, angeführt haben.)

wahrscheinlich geltend gemacht wird. Die Verdiensterwerbung in dem gerechten Menschen ist doch eine andere als die in dem Gottmenschen und Erlöser. Christus erwirbt, verdient für sich selbst die Verherrlichung des Leibes und Erhöhung, nicht die Vereinigung mit Gott, nicht die Liebe, nicht deren Vermehrung, nicht die Seligkeit; sein Verdienst bezieht sich der Hauptsache nach auf uns. Seine Werke müssen allerdings heilig, aus seinem Willen auf die Verherrlichung Gottes und die Vereinigung mit Gott gerichtet sein, aber nicht diese Heiligkeit seiner Werke an sich betrachtet, gibt ihnen unendlichen Wert, sondern die hypostatische Gnade. Die geschaffene Heiligkeit ist ihnen Fundament, das unendliche Verdienst haben sie von der unendlichen Würde seiner Person. Wie geht dagegen die Verdiensterwerbung bei den Gerechten vor sich? Die von Christus erworbene Würde der Kindschast Gottes ist ihr Fundament, aber ihre Vereinigung mit Gott müssen die Kinder und Freunde Gottes erst durch ihre Werke mit der von Christus verdienten Gnade sich erwerben. Das Werk des Gerechten ist insofern Verdienst, als es zur Herstellung seiner Vereinigung mit Gott gehört. Das ganze Wesen des verdienstlichen Aktes besteht nicht in dem Wohlgefälligkeit, sondern in dem Wohlgefälligerwerden.

Da also die übernatürliche Würde des Gerechten nur als entferntes Prinzip zu jener Tätigkeit erfordert ist, welche die Seele mehr mit Gott vereinigt zum verdienstlichen Werke, so scheint nach allen angestrebten Versuchen der sichere Beweis dafür nicht erbracht zu sein, daß ein höherer Grad der Würde jedem verdienstlichen Akte einen höheren Wert und ein größeres Verdienst zusichere. Wir erlauben uns schließlich eine Vermutung: Die Lösung dieser Frage wird wohl abhängen von den genaueren Kenntnissen, welche die Theologie aus der Offenbarung etwa schöpfen kann über das Verhältnis der aktuellen zu der habituellen Gnade und des verdienstlichen Werkes zu dem Lohne. Thomas scheint dieses anzudeuten dadurch, daß er jeden verdienstlichen Akt in der Verbindung auffaßt, die derselbe mit dem vorhergegangenen Akte der Liebe hat.¹⁾ Genauere Kenntnisse würden uns vielleicht lehren, daß bei verschiedener Heiligkeit der Lohn für das gleiche Werk immer verschieden sein muß. Drei Stufen Erhöhung für den, der schon eine gewisse Höhe erreicht hat, dürften doch wohl etwas anderes sein als drei Stufen für den, der noch niedriger steht; was drei Stufen sind für den einen und für den anderen, vermögen wir nicht zu bestimmen.

Haben wir uns nun lange mit Fragen über das Verdienst befaßt, so ist ja das Verdiensterwerben auch das einzige, was wir in dieser Welt zu tun haben, wie der große Augustinus (ep. 130. ad Prob. c. 7.) uns eindringlich in Erinnerung bringt.²⁾

¹⁾ Vgl. die Texte, die wir oben Heit I. Sei e 41, angeführt haben. ²⁾ „Neque enim in tempore utiliter vivitur. nisi ad comparandum meritum, quo in a ternitate vivatur. Ad illam ergo unam vitam, qua cum Deo et de Deo vivitur, caetera, quae utiliter et doctenter optantur, sine dubio referenda sunt.“

Oeuvres de Saint François de Sales.¹⁾

Auch dieser Band der Korrespondenz unseres Heiligen, der die Briefe von 1611 bis April 1613 umfaßt, enthält manches Ungedruckte. Sein Hauptwert besteht jedoch darin, daß wir den Geist des Heiligen, seine Lehrmethode, den großartigen Einfluß, den er ausgeübt, besser kennen lernen. Die älteren und neueren Biographen, selbst Hamon und seinen deutschen Bearbeiter Lager sind nicht ausgenommen, haben die Briefe nicht ausgiebig benützt, ja vielfach unbestimmten und übertriebenen Gerüchten Glauben geschenkt und die schönsten in seinen Briefen zerstreuten Gedankenperlen am Wege liegen lassen, statt ihnen in der Lebensbeschreibung die rechte Fassung zu geben. Die Briefe des Bischofs von Genf haben einen unnachahmlichen Reiz, manche sind psychologische Meisterstücke, wie die meisten Briefe an Madame de Chantal, Mademoiselle de Blonay, an Jacqueline d'Arnauld. Für Priester und Seelenführer sind sie gleich den Briefen Fenelons eine wahre Goldgrube, denn wenige haben die Gabe des Anempfindens, des sich Hineindenkens in die Stimmungen und Bestrebungen ihrer Beichtkinder in demselben Grade beseffen, so freimütig und offen und doch mit so zarter Rücksicht auf die Schwächen und Fehler aufmerksam gemacht und zu gleicher Zeit die Heilmittel angegeben. Cf. Lavissee, *Histoire de France* VII. P. 1, 96, der den heiligen Franz „le directeur délicieux“ nennt und ihn einem St. Cyran gegenüberstellt.

Als Führer der katholischen Reformation, zunächst in der Diözese Genf und in der Umgegend, sehen wir ihn anfangs mit der Kleinarbeit beschäftigt und durch die Eifersucht seines Landesherren Karl Emanuel an einer großartigeren Wirksamkeit in Paris und den bedeutenderen Provinzialstädten Frankreichs verhindert. Diese Eifersucht des Herzogs hatte das Gute, daß der Heilige die so glücklich begonnenen Reformen seiner Diözese durchzuführen, die von den Reformierten seiner Kirche geschlagenen Wunden zu heilen vermochte. Die hier abgedruckten Briefe berichten uns, mit welchem Erfolg er die Verirrten auf die rechten Wege zurückgeführt, den Gläubigen gepredigt, die Kinder katechetisiert, die unterdrückten oder zerstörten Pfarreien wieder hergestellt, die zerstreuten Ordensleute zurückgerufen, ihnen neue Konvente erbaut, sich ihrer in der Seelsorge bedient hat.

Besonders segnet war seine Wirksamkeit in der Balley Ger, welche die Protestanten an Frankreich abtreten mußten. Er verweilte daselbst in den Monaten Mai, November, Dezember 1611 und vom 14. bis 31. Juli 1612. So reich der von ihm gestiftete Segen war, so zahlreich waren die Widersprüche, so unentwirrbar die Hemmungen aller Art. In seinem Eifer betrachtete er sie als ehrenvoll und süß; denn selbst die Protestanten mußten gestehen, die katholische Wahrheit sei schön, aber schwer zu fassen. In einem Brief,

¹⁾ T. XV Letters Vol. V., von Witte, 1908, 4°, p. XIV, 468, Preis 8 Fr.

p. 71, äußerte er sich über die Calvinisten also: Wir werden sie vielleicht nicht bekehren, weil sie sich gewöhnlich weit mehr durch weltliche Rücksichten als durch ihr Seelenheil bestimmen lassen; aber wir glauben nicht wenig erreicht zu haben, wenn wir ihnen das Geständnis, daß wir Recht haben, abzwingen. Er versäumte natürlich keineswegs, behufs Geltendmachung seiner gerechten Ansprüche den Rechtsweg zu beschreiten und die Prediger zu der Herausgabe der widerrechtlich den Katholiken entrißenen Pfarreien zu zwingen. Weil er selbst vor Gericht erschien, konnten die königlichen Kommissäre es nicht wagen, das Recht zu beugen. Wer sein Betragen tadeln möchte, möge bedenken, daß dem milden Bischof nur die Wahl zwischen Nachgiebigkeit gegen die Protestanten und Grausamkeit gegen seine arme Herde blieb. Er stellte sich auf die Seite der letzteren, sein apostolisches Herz erlaubte ihm nicht, des lieben Friedens wegen seinen Schäflein die wahre Lehre vorzuenthalten, die religiöse Zwietracht zu verewigen.

Gerade um diese Zeit trug seine Milde und Sanftmut einen außerordentlichen Sieg davon. Madame de Saint Cergues, geborene de Cartal, hatte ihren katholischen Gatten verlassen, um sich nach Genf zurückzuziehen (1588). Hier machte sie sich durch ihre Begeisterung für den Calvinismus bemerkbar und durch den Eifer, mit welchem sie den Damen predigte. Man nannte sie die Erzpredigerin. Sie stand in der Tat in der Behandlung von Kontroverspunkten, deren Studium sie 22 Jahre gewidmet hatte, den vornehmsten Predigern wenig nach. Sie lebte in demselben Hause mit Theodor Beza und schien mehr als je verhärtet. Ein Besuch ihres Bruders Jean Francois de Buttet in Anneci (Jänner 1611), veranlaßte sie, dem Drängen ihrer Verwandten nachzugeben und den Heiligen, dem sie, als wäre er ein Zauberer, mißtraute, zu besuchen. Der Bischof zeigte sich ihrer stürmischen Beweisführung gegenüber so geschmeidig und höflich, so bescheiden und friedfertig und setzte ihren Ausführungen so solide Gründe entgegen, daß sie sich überzeugen ließ, übertrat und eine treue Tochter der katholischen Kirche blieb, die sie in ihrer Jugend verlassen hatte.

Der Heilige hatte Mutter de Chantal und ihre Töchter aufgefordert, für die Bekehrung der Dame zu beten und die Kapelle der jungen Kommunität für das Fest der Rückkehr eines verirrtten Schäfleins ausermählt. So sehr er wünschte, daß seine Töchter verborgen von der Welt lebten und ihr Leben dem Dienste Gottes und der Erziehung der weiblichen Jugend widmeten, so glaubte er doch ihrem Seeleneifer durch einen tiefen Einblick in das Elend der Verirrten neue Nahrung zuführen zu müssen. In der Tat sind durch seine Töchter manche Reformierte aus vornehmen Familien bekehrt worden. Der Bischof gehörte natürlich nicht den Proselytenmachern an, welche durch Bekehrungen von Protestanten ihren Ruhm zu erhöhen suchten, seine wahre Absicht lernen wir aus einem Brief an Herrn Ph. Quoer kennen.

„Unsere gute Kranke (de Chantal) würde bereitwillig ihr Leben für die geistige Gesundheit ihres Arztes geben, und was würde ich armer geringer Hirte nicht geben für das Seelenheil dieser beklagenswerten Seele. So wahr Gott lebt, vor dem ich spreche, ich würde mein Leben geben, um ihn zu bekleiden, mein Blut, um seine Wunden zu heilen, mein zeitliches Leben, um ihn vom ewigen Tod zu erretten“ (p. 169). Paul Offredi verhinderte die Befehung seines Vaters, dagegen wurde sein Bruder Karl Katholik.

Versuchen wir es, sagt der Herausgeber P. Navatel p. XI, einen ehrfurchtsvollen, diskreten Blick in das Heiligtum des Herzens des Bischofs zu werfen. Es genügt, die an Mutter Chantal gerichteten Briefe zu lesen.

Die meisten sind weit mehr heilige Hymnen als Briefe und mystische Erhebungen, in denen die durch die göttliche Gnade entzückte Seele des Heiligen vor Freude aufjubelt, im Verein mit einer Seele, die ihn verstehen und ihm antworten kann. So eilte die seligste Jungfrau voll des heiligen Geistes zu ihrer Base Elisabeth und brach in ihren Lobgesang aus, so verkündete der „Poverello“ von Assisi den Vögeln die Wunder der göttlichen Liebe. Es ist die göttliche Liebe, welche die Herzen des heiligen Franz und der heiligen Johanna, Franziska vereinigte und gleichsam ineinander aufgehen, verschwaben (Umland) ließ. Ihre Freundschaft war keine natürliche, sondern eine geistliche. „Ein Feuer, welches alles, was mit ihm in Berührung kommt, durchglüht, so schrieb er, möge unser Herz verwandeln, daß es nur Liebe, daß wir nicht mehr (Gott) Liebende, sondern Liebe seien; nicht zwei, sondern ein einziges Selbst, weil die Liebe alles in souveräner Einheit verbindet“ (p. 102). „Unser Herr, sagt er an einer anderen Stelle, hat Ihnen niemals die heiße Sehnsucht nach Reinheit und Vollkommenheit verliehen, ohne dieselbe auch mir zu gewähren. Die souveräne Vorsehung will, daß wir eine Seele behufs Durchführung desselben Werkes, behufs der Reinheit, der Vollkommenheit seien“ (p. 107). (Die Titel, mein Bruder, meine Mutter, meine Schwester, meine Tochter finden sich häufig in den Freundesbriefen.) „Obgleich meine Freunde sterblich sind, so äußerte sich der Bischof, so liebe ich doch an ihnen vornehmlich das Unsterbliche“. Wir haben allen Grund, an die Aufrichtigkeit des Heiligen zu glauben. Die von Herzog P. R. E. Protestantische Realenzyklopädie aufgestellte Theorie, der in dem Verhältnis der beiden Heiligen eine feine Sinnlichkeit sehen will, verdient keine Widerlegung.

Franz von Sales verband mit gründlicher Kenntnis der positiven und spekulativen Theologie eine seltene Vielseitigkeit, war aber weit entfernt, seine Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen oder seine Zeit und seine Talente an Fragen zu verschwenden, die keine praktische Bedeutung für ihn hatten. Er schrieb an einen italienischen Bischof: „Wenn in Frankreich die Prälaten, die Sorbonne, die Ordensleute, innig vereint wären, dann wäre es innerhalb 10 Jahren

um die Häresie geschehen“ (p. 188). „Aus natürlicher Neigung, infolge der Besorgnis, welche sich aus der Erwägung der Sachlage ergibt und wie ich glaube infolge göttlicher Eingebung hasse ich alle Dispute und Streitigkeiten unter Katholiken, besonders zu einer Zeit, in der die Geister mit solcher Heftigkeit aufeinanderplagen und durch ihre Kritik und Schmähsucht die christliche Liebe ver-
lezen.“ Weil er ein inneres Leben führte, weil er alle Katholiken mit gleicher Liebe und Wohlwollen umfaßte, darum gab es so viele, die ihm gleichsam den Schlüssel ihres Herzens überließen, ihm erlaubten, tiefe Blicke in ihr Inneres zu tun. Wir wissen, daß der Heilige sich mit dem Gedanken trug, eine den Visitantinnen ähnliche Kongregation von Männern zu gründen, die leider nicht zur Ausführung kam.

In diese Zeit fallen seine Bemühungen, die geistliche Beredsamkeit zu heben, den Mißbräuchen, die sich eingerissen, vor allem dem Streben nach falscher Gelehrsamkeit und Prunk entgegenzutreten und zu der evangelischen Einsamkeit zurückzukehren. Auch auf diesem Gebiete hat er Großes geleistet und den großen Kanzelrednern Frankreichs die Wege gebahnt.

Eine der wichtigsten Aufgaben, die dem Bischof von Genf vorbehalten war, war die, dem großen Bossuet die Wege zu bereiten, den furchtbaren Mißbräuchen, die sich ins Predigtamt eingeschlichen hatten, entgegenzutreten. — Treppel, Cours d'Eloquence sacrée, 7. Leçon, hebt hervor, wie sich die Predigt in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts gegen alle Regeln der Kunst und gesunden Kritik versündigte. Man übertrieb alles, die Formen der Beweisführung, die Gelehrsamkeit, die rhetorischen Figuren. Man kannte kein Maß und keine Ordnung. In diesem Chaos der durcheinander sichwirrenden Gedanken fehlte es nicht an kräftigen Elementen, nicht an Versuchen, zu einer einfacheren Redeweise zurückzukehren; aber, um den rechten Ton zu treffen, ließen sich die einen zu sehr herab und verloren sich ins Triviale, die anderen flogen zu hoch und verfielen dem Bombast. Vergebens hatten die Heiligen Ignatius, Franz Xaver, Philipp Neri zur Betrachtung der Geheimnisse Christi, der Erforschung des eigenen Selbst, zum Schreiben von Predigten aufgefordert, welche die Zuhörer über die Religion unterrichteten, die Herzen rührten; vergebens hatten in Italien und Deutschland Jesuiten und Oratorianer bessere Methoden eingeführt; in Frankreich wollten die Prediger noch immer ihre Gelehrsamkeit zur Schau tragen und durch ihre geschmacklosen Erzählungen und Gleichnisse ihre Zuhörer verblüffen. Volksprediger, wie der Jesuit Emond Augé, hatten sich zum Teil von dieser plumpen, ungefügen Predigtweise emanzipiert, aber für Festpredigten behauptete sie sich noch immer, bis unser Heiliger durch seine einfachen Predigten seine Zuhörer entzückte. Doktoren der Theologie, Seelsorger, Laien waren voll der Bewunderung; es entstanden Predigervereine in Dinan, Avignon, Toulouse,

die sich den heiligen Franz zum Muster nahmen. Religiöse Orden wie Benediktiner, Jesuiten, Oratorianer bemühten sich, seiner Predigtmethode durch ihre Schriften Eingang zu verschaffen, vor allen Binet, Caussin, Kardinal Berulle und Monsieur Vincent (so nannte man den heiligen Vinzenz von Paul). Letzterer ist das Verbindungsglied zwischen dem Bischof von Genf und Bossuet.

Wir haben vielfach nur Analysen und unvollkommene Nachschriften, auch die ausgearbeiteten Predigten des Heiligen gehören nicht den besten Zeiten an und leiden an einer gewissen Ueberschwenglichkeit. Die Form der späteren entbehrte der Feile. Sie reichen deshalb an die Meisterstücke eines Bossuet nicht heran. Gleichwohl werden sie von manchen denen des Adlers von Meaux vorgezogen. Unter den durch manche Schönheiten ausgezeichneten Reden nennen wir die an die Klosterfrauen gehaltenen, die indes nicht immer getreu wiedergegeben sind. Der Heilige hat allem, was er gesagt und geschrieben, den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufgedrückt. Seine Briefe, seine geistigen Unterhaltungen, seine Predigten, sogar seine zahlreichen Predigtskizzen atmen einen Geist der Liebe, des Mitgefühls, wie man ihn nur bei den Heiligen findet, die in den Fußstapfen des großen Völkerapostels gewandelt und allen alles geworden sind. Für diese Gefühle, die ihn beseelten, hat er einen eigenen Stil geschaffen, der zum Herzen dringt. Manche Neuere mögen schönere, geistreichere Gedanken, eine bessere Disposition, vollkommeneren und schlagendere Argumente vor ihm voraus haben und doch werden sie nicht entfernt die großen Wirkungen der Reden unseres Heiligen hervorbringen, den Redner, der aus ihnen lernen will, nicht in demselben Maße anregen. A. Zimmermann.

Die Gottesdienstanschlage an den Kirchentüren,

der gegenwärtige Stand dieser Frage.

Von Dr. S.

„Caritas urget nos.“ 2. Cor. 5., 14.

In einem Artikel „Das schwarze Brett in der Kirche“, welcher sowohl in der „Linzer Quartalschrift“ 1907, Nr. 2, pag. 267. als auch in einer eigenen kleinen Broschüre erschienen ist, habe ich es versucht, die Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Gottesdienstanschlage an den Kirchentüren darzulegen. Die Begründung hiefür legte ich hauptsächlich in die Mannigfaltigkeit der Verkehrsmittel unserer Zeit, in den allgemeinen Reisetrieb und in die starke Fluktuation der Bevölkerung. Es wurde in jenem Artikel auch darauf hingewiesen, daß das Bedürfnis der Kirchenanschlage sich nicht allein auf die sonn- und werktägigen heiligen Messen und Andachten, sondern ganz besonders auch auf die Gelegenheit zum Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altares beziehe.

Das Bestehen dieses Bedürfnisses, das sich nur scheinbar auf eine Kleinigkeit bezieht und die begründete Aussicht auf pastorellen Erfolg, welcher durch das Anschlagen der Gottesdienstordnung erzielt werden kann, sind im Laufe des letzten Jahres durch eine größere Anzahl Referate in theologischen Zeitschriften und außerdem auch von autoritativer Seite vielfach anerkannt worden. Letzteres beweisen verschiedene oberhirtliche Handschriften an den Verfasser des obengenannten Artikels, ebenso einige oberhirtliche Schreiben durch den bischöflichen Sekretär oder Generalvikar, ganz besonders aber eine große Anzahl oberhirtlicher Ausschreibungen und Verordnungen in den Amtsblättern deutscher und österreichischer Diözesen, in welchen die Kirchenanschläge teils dringend empfohlen, teils angeordnet werden. In diesen privaten Schreiben und amtlichen oberhirtlichen Erlassen werden den Gottesdienstanschlagen an den Kirchentüren die Prädikate: „in der Tat zweckmäßig“, „sehr praktisch“, „beachtenswert“, „eine durchaus zeitgemäße Einrichtung“, ¹⁾ „eine sehr dankenswerte Anregung“, „optimum consilium“ u. gegeben. Von anderen kirchlichen Oberbehörden wird es zugestanden, „daß die Kanzelverkündigungen und die Veröffentlichung der Gottesdienstordnung in einem Lokalblatte nicht mehr hinreichend seien“, „das Gewicht der Gründe, welche für die Einrichtung der Kirchenanschlätze sprechen, wird anerkannt“, sie werden „eine scheinbare Kleinigkeit genannt, welche nicht geringe pastorelle Erfolge nach sich ziehen würde“. So weit es mir bekannt geworden ist, wurde im Laufe des letzten und zum Teil des vorletzten Jahres in folgenden 31 deutschen und österreichisch-ungarischen Diözesen das Anschlagen der Gottesdienstordnung am Eingange der Kirchen angeordnet oder dringend den Herren Kirchenvorständen empfohlen:

In Deutschland in den Diözesen: Bamberg, Limburg, Regensburg, München-Freising, Würzburg, Augsburg, Passau, Speier, Eichstätt, Straßburg, Rottenburg, Freiburg i. B., Trier, Fulda, Hildesheim, Posen, Ermland, Mez. In den größeren Städten der Diözese Culm sind die Anschlüsse schon länger im Gebrauch.

In Oesterreich-Ungarn in den Diözesen: St. Pölten, Linz, Leitmeritz, Rosenau, Kalocsa, Fünfkirchen, Siebenbürgen, Lemberg (rit. Arm.), Pola, Gran, Gurk (Klagenfurt), Seckau (Graz), Krakau.

Außerdem habe ich erfahren, die genannten Gottesdienstanschlätze seien seit längerer Zeit „zum Teil“ schon in Gebrauch in größeren Städten der Diözesen: Mainz, Münster, Wien, Prag, Freiburg i. d. Schweiz, auch in verschiedenen Städten der Erzbischöfe

¹⁾ Auch die „Kölnische Volkszeitung“ veröffentlichte im Februar 1908 den Erlaß des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Hildesheim betreffs Anschlagens der Gottesdienstordnung an den Kirchentüren unter der Epigramme: „Eine zeitgemäße Anordnung“.

Köln, in der Stadt Dresden, in einzelnen Kirchen der Stadt Breslau zc.

Es steht also fest, daß die Kirchenanschlüge zum Teil schon früher als notwendig erachtet und gebraucht worden sind und daß neuerdings eine beträchtliche Anzahl deutscher, österreichischer und ungarischer Oberhirten das Bestehen des Bedürfnisses der Kirchenanschlüge anerkennt und es wünscht, daß zum Besten der Gläubigen und zur Förderung des religiösen Lebens solche gemacht werden. Die einzelnen oberhirtlichen Erlasse stimmen auch darin vollständig überein, daß jene Bekanntgebungen an den Kirchentüren sich nicht allein auf die sonn- und werktägigen heiligen Messen, Predigten und Andachten, sondern auch auf die Beicht- und Kommunion-Gelegenheiten erstrecken sollen. Einzelne Ordinariate schreiben auch das Anschlagen der Fast- und Abstinenztage vor, was aber in manchen anderen Diözesen schon lange auf eigenen Plakaten an den Kirchentüren geschieht. Hinsichtlich der räumlichen Ausdehnung des Bedürfnisses der Kirchenanschlüge läßt sich in den Verordnungen unserer hochwürdigsten Herren Oberhirten nicht die gleiche Uebereinstimmung konstatieren, wie betreffs der Materie des Anschlages. Manche oberhirtliche Behörden haben ihre Verordnungen auf alle Kirchen der Diözese ausgedehnt, in welchen regelmäßig Gottesdienst gehalten wird, andere auf alle Pfarr- und Filialkirchen, wieder andere auf alle Kirchen in Städten, Märkten, größeren Dörfern, sowie Kur- und Wallfahrtsorten, einige Ordinariate machen ihre Verordnung schlechtweg für alle Städte und bedeutenderen Orte der Diözese. Aus diesen verschiedenartig lautenden Vorschriften geht jedoch die eine Tatsache zweifellos hervor: Eine beträchtliche Anzahl unserer hochwürdigsten Herren Oberhirten wünscht und verlangt es, daß wenigstens in allen Kirchen, welche im Bereiche des Verkehrs gelegen sind, die Kirchenanschlüge gemacht werden.

Ich selbst habe allerdings in meinem früheren Artikel „Das schwarze Brett in der Kirche“ einer allgemeinen Einführung der Kirchenanschlüge auch in den Landkirchen das Wort geredet. Nachdem ja die modernen Verkehrsmittel auf allen Straßen sich bewegen und dahinsaußen, und nachdem heutzutage die Fluktuation der Bevölkerung auch auf dem Lande eine große ist, kann ich das vollständige Fehlen des Bedürfnisses der Kirchenanschlüge auf dem Lande nicht zugeben und mancher seeleneifrige Priester auf dem Lande hat mir schon pastorelle Erfolge genannt, welche er durch Anschlagen der Beichtgelegenheit zc. erzielt habe. Es mag aber trotzdem Gegenden geben, in welchen die Anschlüsse auf dem Lande weniger wichtig sind. So wurde mir aus der Diözese Culm mitgeteilt, daß in größeren Städten die Gottesdienstanschlüge schon in Übung, die anderen wenigen Orte der Diözese mit katholischen Kirchen dem Verkehr aber tatsächlich vollständig entrückt seien. In gleicher Weise muß aber zugestanden werden, daß es andere Landstriche gibt, in welchen auch noch die entlegensten

Kirchen am Sonntage von Fremden frequentiert werden können. Dies trifft z. B. zu während des sommerlichen Touristenverkehrs in Tirol, den Gebirgskantonen der Schweiz, im Schwarzwald, im Bayerischen Wald, am Mittelrhein, in der Umgebung größerer Städte etc.

Nachdem also eine allgemeine Notwendigkeit der Kirchenanschläge auch in jeder Landkirche von verschiedenen oberhirtlichen Behörden noch nicht als dringend bestehend erachtet wird, so ist der guten Sache aber sicherlich auch damit schon sehr viel gedient, überall daran festzuhalten, daß die Kirchenanschläge wenigstens in allen im Bereiche des Verkehrs gelegenen Kirchen sich künftig finden müssen. Ich glaube sicher annehmen zu dürfen, daß diesem Grundsatz auch die hochwürdigsten Herren Oberhirten jener deutschen, österreichischen und schweizerischen Diözesen beipflichten, in welchen noch keine Verfügung betreffs der Kirchenanschläge erfolgt ist.

Es fragt sich nun, haben die oberhirtlichen Ausschreibungen und Verordnungen, welche im Laufe des letzten und vorletzten Jahres gegeben wurden, es schon erreicht, daß in den betreffenden obengenannten Diözesen wenigstens die im Bereiche des Verkehrs gelegenen Kirchen mit Gottesdienstanschlägen versehen wurden? Wurde von Seiten der Herren Kirchenvorstände den oberhirtlichen Mahnungen und Verordnungen überall entsprochen? Dies muß leider entschieden verneint werden. Von einigen wenigen Diözesen kam mir allerdings die Nachricht zu, daß die Kirchenanschläge ziemlich pünktlich gemacht wurden, dies kann vielleicht auch in einigen weiteren Diözesen der Fall sein, von welchen ich hierüber nichts erfahren konnte. Soweit ich aber mich auf Reisen selbst überzeugen oder durch priesterliche Freunde sichere Erkundigungen einziehen konnte, muß konstatiert werden, daß in vielen der obengenannten Diözesen, trotz oberhirtlicher Mahnung, nur ein kleiner Teil der im Bereiche des Verkehrs liegenden Kirchen im letzten Jahre mit Gottesdienstanschlägen versehen wurde, ja, daß in manchen sehr verkehrsreichen Plätzen derselben fast gar nichts geschehen ist. Ich wäre in der Lage, eine sehr große und verkehrsreiche Stadt von weit über 100.000 Einwohnern zu nennen, welche in einer Diözese liegt, von deren Behörde die Anschläge oberhirtlich empfohlen und verordnet wurden. Es wurde festgestellt, daß zehn Monate nach Erscheinen des oberhirtlichen Erlasses von zirka 35 Kirchen nur drei einen der Ordinariatsvorschrift entsprechenden Anschlag gemacht hatten. An zwölf anderen Kirchen wurden zwar, wie zum Teil auch schon früher, die heiligen Messen, aber nicht die Beicht- und Kommuniongelegenheiten bekanntgegeben, während die Herren Kirchenvorstände der übrigen Kirchen der oberhirtlichen Vorschrift überhaupt nicht nachgekommen waren. — In einer Stadt von 80.000 Einwohnern, welche in einer anderen Diözese liegt, wurde konstatiert, daß von 15 Kirchen nur vier den Gottesdienstanschlag gemacht haben. — Aus einer dritten Diözese, deren oberhirtliche Behörde das Anschlagen der Gottesdienstordnung den Herren Kirchen-

vorständen dringend nahegelegt hatte, wurde mir von einer Stadt mit 50.000 Einwohnern bekannt, daß innerhalb Jahresfrist von 20 katholischen Kirchen nur fünf dem oberhirtlichen Wunsche nachgekommen sind. Zwei weitere Kirchen hatten nach Erscheinen der Ordinariatsvorschrift ihre Türen mit den Anschlägen versehen; die betreffenden Plakate seien aber nach einiger Zeit „wieder verschwunden“!¹⁾ Dagegen kann von einer kleineren Stadt der gleichen Diözese lobend hervorgehoben werden, daß dank der energischen Umsicht des Stadtpfarrers an den drei vorhandenen Kirchen alles pünktlichst ange schlagen ist. — Wieder in einer anderen Diözese ist mir von einem Kurorte mitgeteilt worden, daß seine Kurliste die Zahl 5000 übersteigt und daß derselbe einen sicherlich noch höheren Touristenverkehr aufweist. Nach einem früheren Ordinariatserslasse hätten in diesem Kurorte schon vor fünf Jahren wenigstens die heiligen Messen an den Kirchentüren bekanntgegeben werden sollen. Es findet sich aber nunmehr in Jahresfrist nach Erscheinen der neuen oberhirtlichen Vorschrift über Anschläge der Gottesdienstordnung das vorgeschriebene Plakat nur an der Türe einer Vorstadtkirche, während in der Pfarrkirche und in der Klosterkirche nichts geschehen ist. — Ferner in einem der besuchtesten deutschen Wallfahrtsorte hat auf die oberhirtliche Ausschreibung hin zwar eine Klosterkirche einen Anschlag bekommen, die Wallfahrtskirche selbst und die Pfarrkirche weisen aber keinen auf. Ich könnte noch auf viele andere derartige Beispiele aus den verschiedensten Diözesen hinweisen, will mich aber nur darauf beschränken, noch anzuführen, daß in einer Diözese, in welcher oberhirtlich dringend aufgefordert wurde, in allen Kirchen die Anschläge zu machen, auf dem Lande gar nichts geschehen sei. Ferner äußerten sich zwei hochwürdigste Ordinariate dahin, daß die vorgeschlagenen Kirchenanschläge in ihren Diözesen schon seit Jahren in Uebung seien. Ich muß leider konstatieren, daß die beiden hochwürdigsten Ordinariate sich im Irrtum befinden. Die eine der beiden Diözesen habe ich früher selbst bereist. Hierdurch und durch neuerlich eingezogene Erkundigungen ist mir bekannt, daß sich jene Uebung auf einzelne Kirchen in den größten Städten beschränkt.

Es muß somit volens nolens die Tatsache zugegeben werden, daß eine große, ja, in vielen Diözesen die größte Zahl der Herren rectores ecclesiae derartige oberhirtliche Ausschreibungen und Verordnungen nicht genug beachtet. Traurige Erfahrung! Priester selbst sind es, welche aus Mangel an verständnisvollem Eingehen auf die bischöflichen Wünsche

¹⁾ Wo die Gefahr vorliegt oder die Erfahrung es lehrt, daß von unbefugter Hand die Aufschlagszettel weggerissen oder mit anderen Plakaten überklebt werden, dürfte zu empfehlen sein, den Gottesdienstanschlägen einen separaten Platz an der Kirchentür zu geben oder noch viel besser dieselben an einem „offiziellen Anschlagbrett“, welches mit einer Glas- oder Drahtgittertüre verschließbar ist, aufzuhängen.

und aus Mangel an Beobachtung der oberhirtlichen Verordnungen es erschweren, eine allgemein nützliche und zeitgemäße Einrichtung zu treffen, durch welche anerkanntermaßen viel Gutes gestiftet und auch manche Seele gerettet werden könnte! Setzen wir den Fall, die preussische, bayerische, österreichische oder ungarische Staatseisenbahndirektion würde vorschreiben, daß in sämtlichen Wartesälen des Landes ein Plakat mit gewissen Bekanntmachungen für die Reisenden aufzuhängen sei — nach Ablauf kaum eines Monates würde sich in allen Wartesälen, selbst auf den kleinsten Stationen, dieser Anschlag finden. Oder nehmen wir an, der deutsche Reichstag würde im Verein mit dem Bundesrate es zum Geetze erheben, daß an allen Straßeneckungen Warnungstafeln für die Automobilfahrer aufzustellen seien — auch diese Tafeln würden in kürzester Zeit überall angebracht sein. Und worum handelt es sich bei derartigen Vorschriften der weltlichen Behörden? Meistens um einen Geldgewinn, höchstens um die Sicherheit des leiblichen Lebens. Jeder weltliche Beamte kommt diesen Verordnungen sofort nach, um seine Karriere nicht zu verderben. Er fürchtet, von einem höheren Beamten „kontrolliert“ oder von einem gleichgestellten „angezeigt“ zu werden. Müssen wir es da nicht lebhaft bedauern, daß ähnliche Verfügungen der kirchlichen Oberbehörden, wie sie bei den Kirchenanschlägen vorliegen, von Seiten der Beamten, welche Diener des Altars sind, so mangelhaft Folge geleistet wird? Handelt es sich in unserem Falle nicht auch um viel mehr als um Geldgewinn oder Sicherstellung des leiblichen Lebens? Dürfen wir uns bei der Durchführung einer derartigen Einrichtung, durch welche zweifellos das religiöse Leben der Gläubigen gefördert würde, vom Staate und den weltlichen Gesellschaftsvereinigungen übertreffen lassen? Soll etwa die Braut Jesu Christi unfähig sein, zu leisten, was der Staat analog auf seinem Gebiete in kürzester Zeit erreicht hätte?

Dem Laien ist mit den Kirchenanschlägen nur dann wirklich geholfen, wenn er sich darauf verlassen kann, wenigstens in jeder Kirche, welche im Bereiche des Verkehrs liegt, einen „Wegweiser zu finden für seine religiösen Bedürfnisse“ — wie sich das hochwürdigste Ordinariat Freiburg i. B. in seinem Erlasse vom 16. Januar 1908 so treffend ausdrückt. Man denke sich nur einmal hinein, welch berechtigter Unmut einen Laien anwandeln muß, welcher am Samstag abends in einer fremden Stadt eigens etwa $\frac{1}{4}$ Stunde weit nach einer Kirche geht, um dort durch den Gottesdienstanschlag zu erfahren, wann er am folgenden Tag eine heilige Messe in dieser Kirche hören könne. Er findet jedoch keinen Anschlag an der Kirchentüre und sieht sich gezwungen, einen vor der Kirche spielenden Knaben zu befragen. Am Sonntag morgens muß er aber die sehr unliebsame Bemerkung machen, daß dieser ihn falsch instruiert habe. Um noch eine heilige Messe hören zu können, was jeder gute Katholik nach Möglichkeit tun würde, und wozu er je nach Umständen auch die Pflicht

hat, „ist er nun genötigt, 1—2 Stunden Zeit zu opfern, vielleicht sogar seine Reisedispositionen zu ändern“. Und welchem Laien, der viel auf Reisen ist, wäre etwas ähnliches nicht schon passiert? Dabei hat an sich der Laienkatholik, auch auf der Reise, insofern ihn kein anderer Grund entschuldigt, unter der größten Strafe, die es gibt, „unter der ewigen Höllestrafe“, die Pflicht, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizumohnen! Trotzdem wollen nur „einzelne rectores ecclesiae“ sich herbeilassen, ihn vor Infurrierung dieser Strafe durch die Anschläge zu schützen. Was tut in einem ähnlichen Falle die Militärbehörde? Sie verpflichtet allerdings auch unter empfindlichen Strafen, welche aber mit der obengenannten Strafe gewiß lange nicht zu vergleichen sind, die Soldaten der Reserve und der Landwehr, bei den Kontrollversammlungen zu erscheinen, aber weist nicht die zum Erscheinen Verpflichteten auf das Fragen an sie: Wann und wo ist die Kontrollversammlung? Sie gibt den Termin derselben auch nicht bloß durch Anschläge an „einzelnen“ Kontrollversammlungslokalen bekannt, sondern es werden Anschläge gemacht an allen Kontrollversammlungslokalen, ja sogar an allen Plakatfäulen und an vielen Straßenecken der Städte und Dörfer. Fragen wir uns endlich noch, was würden wir sagen, wenn künftig nur in „einzelnen“ Bahnhöfen der Fahrplan angeschlagen würde, in den anderen aber die Reisenden auf das Fragen, wann der Zug abgehe, angewiesen blieben und man durch falsche Informationen der Gefahr ausgesetzt würde, den Zug zu versäumen. Auf der Reise muß aber die Zeit für das Hören der heiligen Messe und den Empfang der heiligen Sakramente, ebenso wie die Stunde der Weiterreise genau in die Tageseinteilung passen und voraus bestimmt sein. So lange also nur ein Teil der im Bereiche des Verkehrs gelegenen Kirchen die Anschläge macht, bleibt der Vorteil der ganzen Einrichtung für den Laienkatholiken ein verhältnismäßig geringer.

Um nun den Laien eine gewisse Sicherheit zu bieten, daß er die Kirchenanschlänge namentlich auch auf der Reise findet, scheint mir deshalb leider nach den bisherigen Erfahrungen eine Kontrolle über die Beachtung der oberhirtlichen Vorschriften hinsichtlich Anschlagens der Gottesdienstordnung unbedingt nötig zu sein. Ohne eine Kontrolle liegt auch die Gefahr vor, daß das Anschlagen der Gottesdienstordnung „wieder einschläft“ oder daß nach einigen Jahren wie ich es früher schon gesehen — alte vergilbte Zettel an den Kirchentüren hängen, deren verblichenes Aussehen dem Betreter der Kirche deutlich verkündet, die Bekanntmachungen auf dem Zettel seien allerdings vor einigen Jahren gültig gewesen, aber gegenwärtig könne man sich nicht mehr darauf verlassen. Liegen uns nicht auch in der Kirchengeschichte die Beweise vor, wie viele gute Vorschriften der kirchlichen Oberen, welche nicht kontrolliert wurden, durch das Nichtbeachten von Seiten der Untergebenen abrogirt worden sind?

Als Kontrolle über das Vorhandensein der Kirchenanschlüsse könnte man an die hochwürdigsten Ordinariate die Bitte richten, es möchten die Herren Dekane beauftragt werden, in ihrem Wirkungskreise es von Zeit zu Zeit zu kontrollieren, ob die Kirchenanschlüsse vorhanden sind. Eine derartige Bitte dürfte wohl um so mehr statthaft sein, nachdem bereits eine oberhirtliche Behörde in ihrer Diözese diese Kontrollmaßnahme getroffen hat. Es liegt mir nämlich die deutsche Uebersetzung einer erzbischöflichen Kurrende Nr. III vom 28. Februar 1908 Sr. Eminenz des hochwürdigsten Herrn Kardinal-Erzbischofs von Gran vor. Dieselbe enthält in Nr. 1263 folgendes Dekret:

„Es ist für die Seelsorgspriester unnötig, zu betonen, wie wichtig es sei, daß die Gläubigen ihrer Sonntagspflicht pünktlich entsprechen, ihre österliche Pflicht verrichten, auch an Wochentagen nach Möglichkeit dem Gottesdienste beizuhören mögen, ja, daß das Dekret Sr. Heiligkeit über die öftere heilige Kommunion immer mehr in weiteren Kreisen am zweckentsprechendsten zur Tat werde. Dennoch kommt es sehr oft vor, daß in großen Städten die Gläubigen, noch mehr aber die Durchreisenden, kaum in der Lage sind, zu erfahren, in welcher Ordnung in irgend einer Kirche die heilige Messe gelesen, um welche Stunden die heilige Beichte verrichtet werden könne, wann sie kommunizieren könnten, ohne daß sie die übrigen Obliegenheiten des Seelsorgers stören und den geordneten Gang des Gottesdienstes aufhalten würden. Es ist daher sehr zu wünschen, daß es einestheils den Gläubigen den religiösen Pflichten zu entsprechen erleichtert, andererseits die Wirksamkeit der hochwürdigen Seelsorgsgeistlichkeit erfolgreicher werde.

Diese Motive leiten mich, wenn ich hiermit befehle und verordne, daß in den Städten, Wallfahrtsorten, Bade- und Kurorten die Pfarrer und Rectores ecclesiarum als auch die Vorstände der Ordenskirchen Sorge tragen mögen, daß an die Kirchentüren ihrer Kirchen oder öffentlichen Kapellen eine Ankündigungstafel angeschlagen werde mit pünktlichem Verzeichnisse der heiligen Messen an Sonn- und Wochentagen, der Gelegenheit zur heiligen Beicht und heiligen Kommunion, als auch der Zeit der Predigten, der Christenlehre und der Nachmittagsgottesdienste. Es ergibt sich aus dem Vorhergesagten von selbst die Pflicht, diese angekündigten Zeiten dann auch gehörig einzuhalten.

Auch in größeren Marktgemeinden und Dörfern kann eine ähnliche Ankündigungstafel vom besten Erfolge sein.

„Ich¹⁾ fordere hiermit die hochwürdigen Herren Dekane der Bezirke auf, daß sie in ihrem Wirkungskreise die Ausführung dieses meines Dekretes kontrollieren.“

Budapest, den 28. Februar 1908.

Claudius,
Kardinal, Erzbischof.

¹⁾ Vom Verfasser durchschossen gedruckt.

Es könnte vielleicht auch die Bitte gestellt werden, es möchte gelegentlich der Pfarrvisitationen das Vorhandensein der Kirchenanschlüge kontrolliert werden. Dies wäre später wohl genügend. Für den Anfang wären jedoch die oben angedeuteten eigenen Kontrollen durch die Herren Dekane wohl nicht zu umgehen, da in vielen Diözesen die Pfarrvisitationen nur alle 3, 6, 7 Jahre und auch noch seltener stattfinden.

Das hochwürdigste bischöfliche Ordinariat Speier hat gleichfalls eine Kontrollmaßnahme getroffen. Dasselbe verordnete nämlich am 1. Juni vorigen Jahres die Gottesdienstanschlüge für alle Kirchen, in welchen regelmäßig Gottesdienst gehalten wird, und fügte die weitere Anordnung hinzu, binnen eines Monats Abschriften der Anschläge einzusenden.

Es sind jedoch auch noch andere Methoden der Kontrolle denkbar. Um das Vorhandensein der Kirchenanschlüge einer Kontrolle zu unterziehen, bedarf es nämlich nicht wie bei den anderen Kontrollen der pfarrlichen Visitationen des Aufsperrens der Sakristei, des Aufschließens des Pfarrarchivs, des Aufschlagens der Tauf- und Ehestandsregister, sondern jeder seeleneifrige Priester, welcher sich sagt, man darf die Seelen nicht verloren gehen lassen, die durch die Kirchenanschlüge so leicht gerettet werden können, ist imstande, beim Besuche einer fremden Kirche sich zu überzeugen, ob genügende und richtige Anschläge der Gottesdienstordnung vorhanden sind. Es ist demnach naheliegend, anzunehmen, daß eine gegenseitige Selbstkontrolle der Priester ein guter und brauchbarer Weg zur Einführung und Ueberwachung der Kirchenanschlüge wäre. Jeder gewissenhafte Priester, welcher eine Kirche im Bereiche des Verkehrs ohne die Anschläge findet, könnte zunächst den betreffenden rector ecclesiae in mitbrüderlicher Weise mahnen, den oberhirtlichen Verordnungen betreffs der Kirchenanschlüge nachzukommen. Dieser Modus der Beförderung der guten Sache schließt aber allerdings für den mahnenden, sowie für den gemahnten Priester manches Unangenehme mit ein. Es wird deshalb von demselben seltener Gebrauch gemacht werden und eine derartige Mahnung könnte in vielen Fällen auch ohne Erfolg bleiben. Aussichtsvoller scheint mir eine freundschaftliche Besprechung der Nützlichkeit der Kirchenanschlüge auf den Pastorkonferenzen zu sein, wobei darauf hingewiesen werden könnte, daß die Anschläge in dieser oder jener Kirche fehlen und inkorrekt seien. Es gibt jedoch auch noch andere ganz sicher wirksame Arten dieser priesterlichen Selbstkontrolle, zu welcher jeder in der Diözese reisende Priester oberhirtlich aufgefordert werden könnte. Ich möchte jedoch davon abstehe, einen solchen Modus näher zu beschreiben oder vorzuschlagen, weil es mir gänzlich ferne liegt, etwa anderen erprobten oberhirtlichen Maßnahmen für derartige Angelegenheiten vorgreifen zu wollen. Aber es scheint mir eine Ehrensache des ganzen Priesterstandes zu sein, die

Kirchenanschläge, welche von einer großen Anzahl unserer hochwürdigsten Herren Oberhirten und von vielen Priestern für unsere Zeit zur Beförderung des religiösen Lebens und auch zur Rettung von Seelen als zweckmäßig befunden worden sind, nicht wieder fallen zu lassen, sondern durch eine Kontrolle zu konsolidieren. In der Realisierung einer derartigen Einrichtung dürfen wir uns nicht von den weltlichen Beamten, welche derartige Vorschriften der Behörden meist aufs pünktlichste befolgen, beschämen lassen.

Ich will es ferner auch nicht unterlassen, noch einen anderen Punkt hervorzuheben. Nachdem einmal die Frage des Anschlagens der Gottesdienstordnung aufgeworfen und in der Literatur besprochen worden ist, nachdem viele Ordinariate das Bestehen des Bedürfnisses durch ihre Erlasse anerkannt haben, steht zu befürchten, daß die Laien, welche gewohnt sind, in unserem Zeitalter der Reklame und des Verkehrs auf jedem anderen Gebiete der menschlichen Gesellschaft durch Anschläge und Plakate Erleichterung zu genießen, zu einer gewissen Selbsthilfe schreiten, insoferne wir die Kirchenanschläge wieder einschlafen lassen. Sie könnten die öffentliche Presse, namentlich die kirchenfeindliche Presse benützen, um auf das Fehlen der Gottesdienstanschläge in dieser oder jener Kirche hinzuweisen. Anfänge hiervon haben sich in der Tagespresse schon gefunden. Hierbei könnten sie aber in empfindlicher Weise die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit des betreffenden rector ecclesiae aufdecken und dadurch dem ganzen Priesterstande schaden. Hätten die Laien denn nicht auch recht, wenn sie sich beklagen würden, daß jede Wahlversammlung, jede Bürgerversammlung, jede Tanzgelegenheit eines Plakates wert ist, aber ein Informationsanschlag über die glorreichste Versammlung der Darbringung des heiligen Mesopfers wird ihnen vorenthalten? Findet man nicht vor der Türe eines jeden Krämerladens die verschiedensten Spezialitäten und die gewöhnlichsten Dinge durch Plakate zum Verkauf ausgebauten — eben deshalb, weil der Kaufmann weiß, daß er dadurch die Leute in den Laden hineinzieht und größeren Geldgewinn hat? Aber die höchsten Güter der Menschheit — durch deren Ausspendung allerdings keine klingende Münze verdient wird — die heiligen Sakramente, sind noch vielen Kirchenvorständen trotz oberhirtlicher Mahnung oder Verordnung eines Anschlags an der Kirchentüre nicht wert. Gleichwohl unterliegt es keinem Zweifel, daß durch einen solchen auch manche Seele in die Kirche hineingezogen und zum Empfange der heiligen Sakramente aufgefordert oder dieser ihr wenigstens erleichtert würde. Und was für einen Eindruck muß es auf den Laien machen, wenn er an der Kirchentüre die Anschläge über die Gottesdienstordnung nicht findet, wohl aber große, in die Augen fallende Plakate zur Information, wann man den Turm besteigen oder den Kirchenschatz besichtigen kann, also Anschläge, welche dem Mesner oder vielleicht sogar dem Kirchenvorstande selbst Geld einbringen?

Daß die Laien das Nichtanschlagen der Gottesdienstordnung schon lange als eine nicht geringe Nachlässigkeit auffassen, hierfür möchte ich nur zwei Beweise anführen: Ein Dr. R. R., Teilhaber einer großen chemisch-mechanischen Fabrik Norddeutschlands, welchen ich selbst als guten Katholiken kenne, schreibt mir hinsichtlich der Kirchenanschlätze folgende schwerwiegende Worte: „Ich habe mich schon oft über die Gleichgültigkeit gewundert, mit welcher das offensichtliche Bedürfnis der Kirchenanschlätze bis jetzt bei uns so vielfach ignoriert worden ist. In England findet man übrigens zuweilen auch in den Hotels die Gottesdienstordnung angeschlagen, während man bei uns im Hotel gar keinen oder falschen Beiseid erhält. Selbst in dem katholischen süddeutschen Gebirgsstädtchen K. ist mir dies passiert.“ — Ferner erhielt ich von einer mir vollständig unbekannten adeligen Dame, welche in einer großen Stadt Oesterreichs wohnt und wie es scheint, meinen früheren Artikel „Das schwarze Brett in der Kirche“ in die Hand bekommen hat, einen Brief, in welchem sie schreibt: „Hochwürden, schon lange habe ich nichts mehr mit solcher Freude gelesen als das, was Sie in Ihrer Broschüre schreiben. Alles das habe ich auch schon zu wiederholten Malen ausgesprochen. In unserer Zeit der Reklame findet man für alles Plakate, nur über das Notwendigste nicht, nämlich die Gottesdienstordnung.“ — Ja, gute und brave Laienkatholiken haben mir schon gewichtige Bemerkungen darüber gemacht, woran es läge, daß in den Kirchen keine Anschläge gemacht würden, während dies in jedem anderen öffentlichen Gebäude geschehe. Diese Bemerkungen sind allerdings leider wahr, aber für das Ohr eines jeden seeleneifrigen Priesters so verletzend, daß ich sie lieber nicht der Presse anvertraue.

Alle diese Tatsachen machen es wohl sehr wünschenswert, daß eine gemeinsame Maßnahme in allen Diözesen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz zustande käme, die auch eine wirkliche Kontrolle über die Gottesdienstanschlätze in sich schließt. Zum allgemeinen Besten würden sich einer solchen sicherlich auch jene Diözesen anschließen, in welchen die Kirchenanschlätze jetzt schon pünktlich gemacht werden. Ich glaube nicht falsch zu prognostizieren, wenn ich behaupte, daß ohne eine wirkliche Kontrolle auch in zehn Jahren es noch nicht erreicht sein wird, daß die Gläubigen in allen im Bereiche des Verkehrs gelegenen Kirchen die nötigen Anschläge finden.

Außerdem möchte ich noch die weitere Anregung geben, daß doch jeder seeleneifrige priesterliche Leser dieses Artikels sich bemühen möge, die zeitgemäße und sicherlich überall Gutes stiftende Einrichtung der Gottesdienstanschlätze nicht nur in den obengenannten Ländern zu konsolidieren und in den noch fehlenden Diözesen einzuführen, sondern auch in anderen Ländern zu verbreiten. Wir sind katholische Priester, d. h. berufen, unseren Seeleneifer *καὶ τὸν λόγον τοῦ κόσμου* auszudehnen. Die Eisenbahn und verschiedene

andere Verkehrsmittel tragen aber ebenso wie den Priester, welchen seine heilige Messe, die heilige Kommunion zc. überallhin begleiten, auch den Laien in wenigen Stunden über die Grenze seines Vaterlandes hinaus und auch dort wünscht dieser in den Kirchen einen Wegweiser zu finden für seine religiösen Bedürfnisse. Es kann also wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß das Bedürfnis der Kirchenanschläge seit Ende des 19. Jahrhunderts ein internationales geworden ist. Auf der Reise befindliche und auch vorübergehend ansässige Ausländer finden sich heutzutage fast überall. Man denke aber dabei nicht allein an die Ausländer höherer Stände, sondern auch an die italienischen, böhmischen und polnischen Arbeiter, welche sich z. B. so häufig bei uns in Deutschland vorübergehend ihr Brot verdienen. Dazu kommt, daß mancher in einem Lande reist, welcher jene Landessprache zwar lesen, aber nicht sprechen kann, und der sich folglich durch den Kirchenanschlag sehr wohl informieren könnte, der aber außerstande ist, durch Fragen die nötige Auskunft zu erhalten. Man wird mir aber einwenden, es gibt auch viele Ausländer, welche die Landessprache weder sprechen noch lesen und diesen ist mit den Kirchenanschlägen auch nicht geholfen. Ich gebe beides zu, möchte aber darauf hinweisen, daß es ein sehr einfaches Mittel gibt, zu helfen und dieses sei im folgenden zur Erwägung und Prüfung vorgelegt.

Ich bekam vor kurzem von einem Pfarrer aus Ungarn ein „Drei Sprachen=Plakat“ zugesandt. Auf demselben ist das Formular für Veröffentlichung der Gottesdienstordnung in ungarisch, deutsch und slowakisch vorgedruckt und dadurch sehr wenig übersichtlich. Auch wird durch diesen Anschlag der Franzose, der Spanier, der Russe, der Japaner zc. nicht informiert. Es scheint mir nun der Gedanke nahelegend, es müßte das Vorteilhafteste sein, in jedem Lande mit einheitlicher Landessprache die Gottesdienstordnung nur in der Landessprache anzuschlagen, aber überall lateinische Dolmetschervorteile hinzuzufügen. Ich denke mir ein derartiges Schema etwa in folgender Art:

Gottesdienstordnung

(ordo cultus divini)

in dieser¹⁾ Kirche

(in hac ecclesia)

bis auf weiteres (usque ad mutationem)

An Sonn- und Feiertagen (Dominicis et diebus festis):

Amt (missa solennis) Uhr (hora)

Predigt (praedicatio) " "

¹⁾ Das Wort „dieser“ gebraucht der † hochselige Herr Bischof von Linz in dem seinem Erlasse vom April vorigen Jahres im Linzer Diözesanblatt Nr. 8 bei-

| | |
|----------------------------------------------|------------|
| Heilige Messen (missae) | Uhr (hora) |
| Christenlehre (catechesis) | " " |
| Vesper (vesperae) | " " |
| Andachten (devotiones vespertinae) | " " |

An Werktagen (feriis):

| | |
|----------------------------------------------|------------|
| Heilige Messen (missae) | Uhr (hora) |
| Traueramt (requiem) | " " |
| Andachten (devotiones vespertinae) | " " |

Beichtgelegenheit (occasio confitendi):

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------|------------|
| Jeden Samstag (sabbato) | Uhr (hora) |
| Jeden Vorabend vor Feiertagen (vigiliis) | " " |
| Jeden Sonn- und Feiertag morgens (domin- icis et diebus festis mane) | " " |

Die heilige Kommunion wird gewöhnlich gereicht (S. Communio distribuitur):

| | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------|
| An Sonn- und Feiertagen (domin- icis et diebus festis) vor (ante), während (inter), nach (post) ²⁾ den heiligen Messen (missas) | Uhr (hora) |
| An Werktagen (feriis) vor (ante), während (inter), nach (post) den heiligen Messen (missas) | Uhr (hora), insoferne sich Kommunikanten an der Kommunionbank ein- finden. |

Andere Verrichtungen (alia officia):

Sollte es gelingen, daß derartige Kirchenanschläge mit lateinischen Dolmetschervorten in allen Kulturländern sich einbürgern, so würde fast jeder Katholik schon in der Jugend in seinem Vaterlande beim Lesen der Gottesdienstordnung diese 20 lateinischen Ausdrücke lernen, namentlich wenn Prediger und Katecheten auf den Zweck derselben aufmerksam machen. Tatsächlich sind andere lateinische Worte, wie „sanctus“, „gloria“, „ite missa est“ u. schon längst fast allen Katholiken geläufig. Es könnte auf das Formular in der Landessprache auch der Vermerk unten hinzugefügt werden: „NB! Wer nach dem Auslande reist, präge sich die wenigen in Klammern stehenden lateinischen Worte ein. Er wird mittels derselben in jedem Lande fähig sein, die Kirchenanschläge zu verstehen.“ So oft der Laien-

gedruckten Schema. Dieses Wort erscheint mir sehr vorteilhaft, weil die Fremden oft den Namen der Kirche nicht kennen und, insoferne gleichzeitig Einladungsplakate zu außerordentlichen gottesdienstlichen Feiern in anderen Kirchen an der Kirchentüre aufgehängt sind, Verwechslungen leicht möglich werden. Es dürfte also zu empfehlen sein, das Wort „dieser“ statt z. B. Annakirche allgemein zu gebrauchen. Der Name der Kirche könnte aber handschriftlich darunter gesetzt werden. — ¹⁾ Je nach dem Gebrauche in der Kirche wird die eine oder andere der Präpositionen gestrichen.

katholik später einen derartigen Anschlag in seiner Muttersprache liest, würden die lateinischen Worte wieder in seinem Gedächtnisse aufgefrischt. Kommt er sodann ins Ausland, so ist es gleich, ob seine Muttersprache deutsch, französisch, englisch, italienisch oder irgend eine andere Sprache mit lateinischen Schriftzeichen ist. Ja, es könnte mit leichter Mühe den Kindern, deren Muttersprache andere Schriftzeichen hat (z. B. russisch, japanisch etc.), diese 20 lateinischen Worte von den Katecheten lesen und verstehen gelehrt werden. Praktisch kann man wohl sagen, daß auf diese Weise die reisenden Katholiken „aller Nationen“ in den Stand gesetzt werden, „überall“ die Kirchenanschläge zu verstehen. Derjenige, welcher sich die Dolmetscherworte wirklich nicht merken könnte, wäre in der Lage, vor seiner Abreise ins Ausland dieselben in seiner Heimatskirche sich zu notieren. Ein besonderer Vorteil einer solchen Einrichtung scheint mir darin zu liegen, daß durch ebendenselben mit Dolmetscherworten versehenen Anschlag die Einheimischen diese lateinischen Worte lernen und die Ausländer die gewünschte Information erhalten. In Grenzorten und Städten, in welchen zwei oder drei verschiedene Sprachen vorherrschend sind, sollten womöglich zwei respektive drei verschiedene Plakate nebeneinander in den zwei respektive drei Landessprachen und jedes mit den lateinischen Dolmetscherworten versehen aufgehängt werden, wenn nicht anzunehmen ist, daß alle Einheimischen eine der drei Sprachen lesen können. Für die Ausländer genügen die lateinischen Dolmetscherworte.

Mancher Pfarrer, dessen Kirche im Bereiche des Verkehrs liegt, wird wohl sagen: „In meine Kirche kommt niemals ein Ausländer, ich kann die lateinischen Dolmetscherworte weglassen.“ Hierauf erwidere ich ihm, daß dann die Kinder und die Gläubigen seiner Pfarrei auch die Dolmetscherworte nicht lernen und durch seine Schuld später, wenn sie ins Ausland kommen sollten, den Kirchenanschlag dort nicht verstehen. Wie viele brave junge Leute, die mit guten Prinzipien das Vaterland verlassen haben, sind im Auslande schon verloren gegangen, weil sie anfangs nicht wußten, wann sie ihre Sonntagspflicht erfüllen, wann sie die heiligen Sakramente empfangen könnten! Es stellte sich immer größere Launigkeit, schließlich der gänzliche Ruin ein. Die einheitlichen Kirchenanschläge mit den lateinischen Dolmetscherworten würden aber nicht allein vom praktischen, sondern auch vom moralischen Standpunkte segensreich wirken. Man denke sich einen armen Arbeiter, der sich hauer im Auslande sein Brot verdienen muß. Er versteht die Landessprache nicht und hat keinen Menschen, mit welchem er seine Gedanken austauschen kann. Nur durch Zeichen und fast unverständliche Laute kann er sich verschaffen, was er für Nahrung und Schlaf gebraucht. Da tritt er vor die Kirchentüre und liest dort ihm aus den Kirchenanschlägen in seinem Vaterlande wohlbekannte Dolmetscherworte, welche ihm als Wegweiser dienen, seine religiösen Pflichten zu erfüllen und die heiligsten und geheimsten

Bedürfnisse seines Herzens zu befriedigen. Welch erhabene Vorstellung von der Einheit und von der mütterlichen Fürsorge der heiligen katholischen Kirche müßte ein solcher gewinnen! Mit wie wenig Mühe wären dabei derartige Kirchenanschläge zu machen und in welchem Gegensatze würde eine derartige Einrichtung zu dem gegenwärtig von vielen *rectores ecclesiae* noch aufrecht gehaltenen Zustande sein, der weiter oben geschildert wurde! Die Arbeitsvermehrung bestände tatsächlich nur darin, daß in der Druckerei die Dolmetscherworte auf den Formularien mit vorgedruckt werden müßten.

In einem Punkte sind jedoch auch die Gottesdienstanschläge mit Dolmetscherworten nicht genügend, nämlich für denjenigen, welcher in einer fremden Sprache beichten will und es wäre deshalb bei dem gegenwärtigen Verkehre aller Nationen untereinander wohl dringend zu wünschen, daß überhaupt jeder Beichtvater, welcher irgend einer fremden Sprache zum Beicht hören genügend mächtig ist, dies durch einen eigenen Anschlag in der betreffenden Sprache am schwarzen Brett oder an der Kirchenthüre und außerdem an seinem Beichtstuhle bekannt gebe. Das Letztere deshalb, damit der ausländische Pönitent den betreffenden Beichtvater ohne fragen zu müssen auch findet, zumal er in der Landessprache vielleicht gar nicht fragen kann. Ich erinnere mich, selbst früher als Laie in einem durchaus katholischen Lande, dessen Sprache ich aber nicht mächtig war, gereist zu sein und ich habe mich in den größten Städten vergeblich bemüht, von den Mesnern Auskunft zu erhalten, wo ich auf deutsch oder französisch beichten könnte. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es in jenen großen Städten deutsche und französische Beichtväter gibt. Auch bei uns in Deutschland und Oesterreich-Ungarn findet man bis jetzt nur sehr selten Anschläge über die Beichtgelegenheit in fremden Sprachen. Neuerdings wurde in einigen Kirchen einer großen Stadt ein diesbezügliches praktisches Plakat aufgehängt und zwar in englischer, französischer und italienischer Sprache. Man nehme übrigens nicht an, daß das Bedürfnis für solche Anschläge nur in den größten Städten bestehe. Der Pater Prior eines Klosters in einem süddeutschen Gebirgsstädtchen von kaum 3000 Einwohner hatte, nachdem er meinen Artikel über „Das schwarze Brett in der Kirche“ gelesen, auch gleich die Beichtgelegenheit in französischer, englischer und italienischer Sprache angeschlagen. Er sagte mir, es seien schon kurz darauf Pönitenten gekommen, welche in französischer und englischer Sprache zu beichten wünschten. Warum findet man denn bei uns in Deutschland und Oesterreich so oft auch in kleinen Städten an den Ladenthüren angeschrieben: „On parle français“, „English spoken“. „Si parla italiano“? Kommen uns da nicht die Worte unseres Herrn ins Gedächtnis: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes“?

Man wird vielleicht noch einwenden, es gebe wenige Beichtväter, welche moderne Sprachen so gut sprechen, um sie im Beichtstuhle verwerten zu können. Hierauf entgegne ich, daß mancher Beichtvater mit den Sprachkenntnissen, welche er aus der Schule mitbringt, sich leicht so weit fortbilden könnte, um in der einen oder anderen Sprache Beichte zu hören. Zum Beicht hören braucht man ja doch die fremde Sprache nicht vollständig zu beherrschen! Manche Dame spricht im Theater, im Konzert, in der Gesellschaft gewandt französisch, englisch und italienisch. Sie behauptet vielleicht sogar diese Sprachen „perfekt“ zu sprechen! Leitet man aber das Thema auf etwas anderes als den gewöhnlichen Theater-, Konzert- und Gesellschaftsgesprächstoff, so hört es mit der Geläufigkeit bald auf. Die betreffende Dame hat eben aus einem Konversationsbuche den Theater-, Konzert- und Gesellschaftsgesprächstoff studiert. Könnten nicht wir Priester in ähnlicher Weise den Beichtgesprächstoff für eine fremde Sprache studieren? Für manchen Priester würde es genügen, wenn er einen Beichtspiegel oder ein Lehrbuch der Moral in der betreffenden Sprache etwas durchsieht. Noch viel besser wäre es aber, wenn ein Priester, welcher eine größere Anzahl Sprachen beherrscht, einen „Sprachenfürher für das Beicht hören“ herausgeben würde. Derselbe müßte ähnlich eingerichtet sein wie moderne Konversationsbücher¹⁾ zum Erlernen der Sprachen. Ein solches Bändchen könnte in vier Rubriken auf einer Doppelseite gleich für vier Sprachen eingerichtet werden. In der ersten Abteilung des Werckens müßten die Namen der Sünden nach den zehn Geboten behandelt sein, in der zweiten Beispiele von Sündenbekenntnissen und Ermahnungen, in der dritten die nötigen Fragen und Antworten z. B.

| | | | |
|---------------------|----------------|----------------|-----------------|
| Wann haben Sie | Quand vous | When did you | Quando siete |
| zuletzt gebeichtet? | êtes-vous con- | make your last | stato a confes- |
| | fessé la der- | confession? | sione l'ultima |
| | nière fois? | | volta? |

| | | | |
|------------------|-----------------|----------------|-----------------|
| Wie oft haben | Combien de fois | How often have | Quante volte |
| Sie am Sonn- | avez-vous man- | you missed | avete mancato |
| tage die heilige | qué la messe le | mass on sun- | la messa la do- |
| Messe versäumt? | dimanche? | day? | menica? |

Die notwendigsten schwierigen Fragen in peccatis contra sextum müßten natürlich mit großer Vorsicht behandelt werden. Ein derartiges Bändchen könnte für deutsch, französisch, englisch, italienisch eingerichtet werden, ein anderes für französisch, spanisch, portugiesisch und holländisch; ein drittes für ungarisch, deutsch, böhmisch, slovenisch etc. Ich glaube, mit Hilfe eines solchen Buches würde eine nicht geringe Zahl von Priestern in den Stand gesetzt werden, sich am „schwarzen Brette“ anbieten zu können, in einer fremden Sprache Beichte zu

¹⁾ Confer.: Sadler, „Manuel classique de Conversations francaises et anglaises“, Paris, Leroy Successeur, Boulevard des Italiens 26.

hören. Es wird sich wohl sicher ein priesterlicher Linguist durch diese Anregung finden, der einen Sprachenführer für das Beichtthören schreibt, vielleicht noch besser eine Ordensgesellschaft, welcher Herren der verschiedensten Nationen zur Verfügung stehen.¹⁾

Das höchste Ziel der guten Sache „des schwarzen Brettes in der Kirche“ wäre demnach, danach zu streben, daß in allen Kulturländern die Kirchenanschläge wenigstens in den im Bereiche des Verkehrs gelegenen Kirchen gemacht würden. Das Minimalschema sollte umfassen die jonn- und werktägigen heiligen Messen, Christenlehre, Amt und Predigt sowie Andachten, außerdem die Beicht- und Kommuniongelegenheiten. Auf dem Formular sollten die lateinischen Dolmetschermorte in Klammern vorgeedruckt oder auf dem schwarzen Brette (proprio sensu) in weißer Farbe mit vorgemalt sein. Ich halte übrigens an diesem Vorschlage betreffs der lateinischen Dolmetschermorte durchaus nicht fest, insofern er allgemein für unbrauchbar gehalten werden sollte oder von anderer Seite ein besserer Vorschlag gemacht würde, um die Ausländer zu informieren. Außerdem wäre dringend zu wünschen, daß auf eigenen Zetteln am schwarzen Brett oder der Kirchentüre auf Beichtgelegenheit in fremden Sprachen hingewiesen würde und zwar würde diese Bekanntgabe selbst in der betreffenden fremden Sprache zu machen sein. Auch die oberhirtliche Fastenvorschrift könnte ausgehängt sein, insofern dies nicht schon sowieso geschieht. Im Kölner Pastoralblatt Nr. 4, 1908, pag. 120, wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchten auch Notizen über katholische Vereinsversammlungen auf dem schwarzen Brette gemacht werden, so Notizen über die Männer-, Jünglings-, Mütter- und Jungfrauenkongregationen, den Borromäusverein, den Arbeiter- und Bauernverein. Derartige Informationen sind sicherlich zweckmäßig. Ich halte aber dafür, daß es nicht gut wäre, dieselben mit auf das offizielle Formular der Gottesdienstordnung zu setzen, da diese letzteren Notizen doch mehr lokale und individuelle Wichtigkeit haben.

Endlich möchte ich noch ausdrücklich erklären, daß der Verfasser des vorliegenden Artikels zur Lösung jener letzten Aufgabe der besprochenen guten Sache, zur Verbreitung der Gottesdienstanschläge in den Kirchen anderer Länder nicht die geeignete Persönlichkeit ist. Aber jeder priesterliche oder vielleicht auch bischöfliche Leser, welcher meine Ansicht teilt, daß die Kirchenanschläge für unsere Zeit nicht nur nützlich, sondern sogar notwendig sind und der durch seine Stellung den Einfluß und die Macht hat sowohl für die Kon-

¹⁾ Ich erfahre nachträglich, daß ein von einem französischen Autor verfaßtes Sprachenhilfsbüchlein für den Beichtwater existiert: „Manuel Polyglotte, par un ancien aumonier d'hospice, Paris, Roger et Chernoviz, Rue des Grandes Augustins 7“. Dasselbe enthält für französische, deutsche, englische, italienische und spanische Sprache die notwendigsten Fragen, um eine Beichte abnehmen zu können. Für gründliches Studium des Beichtgesprächstoffes im oben gedachten Sinne dürfte das Büchlein aber nicht genügen.

solidierung der Einrichtung bei uns, als auch für die Verbreitung derselben in anderen Ländern etwas Erfolgreiches zu tun, sei hiemit im Interesse der guten Sache herzlichst gebeten, in Erwägung zu ziehen, daß wir das Verbreiten einer derartigen Einrichtung nicht mehr so schwer haben, wie es zu Anfang der christlichen Zeit gewesen wäre. Durch die Muskelkraft der römischen Auserer hat einstmals der Apostel Petrus das Evangelium von Jerusalem nach Rom gebracht und ähnlich Fuß vor Fuß setzend verpflanzte der Apostel Paulus die Lehre unseres Herrn von Jerusalem nach Athen und dann auch nach Rom. Wir aber leben in der Zeit des Dampfes, der Elektrizität, der Eisenbahnen, der elektrischen Bahnen, der Expressdampfer, der Automobile, des Fahrrades und es scheint fast eine Tatsache zu werden, daß auch das lenkbare Luftschiff und die Flugmaschine in absehbarer Zeit unter die Klasse der brauchbaren Kommunikationsmittel sich einreihen werden. Eben diese modernen Verkehrsmittel sind es, welche das Bedürfnis der Kirchenanschlüsse wenigstens für die im Bereiche des Verkehrs gelegenen Kirchen herausgebildet haben, sie bieten uns aber auch ein Mittel, die Einführung derselben in anderen Ländern zu befördern und zu beschleunigen. Denn ein von einer geeigneten Persönlichkeit geschriebener und für alle Kulturstaaten einheitliche Gottesdienstanschlüsse anregender Brief, sei es von Berlin oder Wien, von München, Budapest oder Bern **nach Rom und so über Rom** nach Madrid, nach Paris, nach Brüssel, ja sogar nach San Francisco, nach Rio de Janeiro und in die Kulturstaaten universi mundi hat seine Reise dank den modernen Verkehrsmitteln in unserem Jahrhundert wohl sicher in viel kürzerer Zeit zurückgelegt, als die der Apostel Petrus und Paulus von Jerusalem nach Rom einstmals gedauert haben mag.

Die unendliche Schönheit Gottes.

Eine dogmatische Studie von Dr. Joh. Chr. Spann.

Von den Eigenschaften Gottes, die in den dogmatischen Lehrbüchern zur Behandlung kommen, ist keine so stiefmütterlich bedacht worden wie die unendliche Schönheit Gottes. Damit soll nicht gesagt sein, als sei nirgends etwas zu finden — bewahre! Da könnte mit Zug und Recht auf Kleutgen, Franzelin, Stentrup, Scheeben und von den Alten auf St. Thomas, ja auf Pseudo-Dionysius — von den Monographien Jungmanns und Krugs ganz abgesehen — hingewiesen werden, aber in den „kleineren“ Kompendien wie im Hurter und Pesch trifft die Behauptung von der Stiefmütterlichkeit ganz zu. Pesch sagt geradezu nur: De pulchritudine non disputamus. Deum recte vocari pulchrum inter omnes convenit. Sed utrum Deus pulcher sit formaliter an eminenter tantum, pendet ex definitione pulchritudinis, de qua theologice non possumus quicquam decidere; philosophica autem disputatio supponitur

(cf. Honthelm Theodicaea n. 765 sqq. Frick, Ontolog. n. 339 sqq. Boedder Th. n. 417 sqq.)¹⁾ und beruft sich auf den gewiß sehr gelehrten Laurentius Janssens, der auch in seinem Werk *De Deo uno* „abstinere se ait ab hoc problemate investigando, cum ad philosophicas potius quam ad theologicas disciplinas pertineat“. Surter tut die Schönheit in etlichen zwanzig Zeilen ab, davon sind noch 9 Zeilen Zitate aus Boetius und Pseudo-Dionysius.

Sehr gut und ansprechend hat Pohle²⁾ in seiner ganz vorzüglichen Dogmatik die Eigenschaft der absoluten Schönheit Gottes zur Darstellung gebracht. Er beklagt auch, daß vielleicht keine andere göttliche Eigenschaft in gleich hohem Maße von der Theologie vernachlässigt worden ist. Als Grund dafür erscheint dem Breslauer Gelehrten ganz richtig der Umstand, daß es bei der Zerkahrenheit der weltlichen Aesthetik nicht so ganz leicht ist, festzustellen, ob die Schönheit als eine „reine“ oder aber „gemischte Vollkommenheit“ zu gelten habe. Pohle tritt der ersten Auffassung bei und verteidigt die formelle Uebertragbarkeit des pulchrum auf Gott.

bleiben wir bei der üblichen Thesenordnung der dogmatischen Compendien, rücken wir der Vollständigkeit halber die Literatur voraus, dann hätte unsere These beiläufig folgendes Gesicht:

Thesis: Gott ist unendlich schön.

Literatur:

Pseudo-Dionysius Areopagita: *Περὶ θεῶν ὀνομαζόντων* cap. IV. Dionysius. Carthusianus: opusculum de venustate mundi et pulchritudine Dei und de naturâ Dei c. 57.

Petavius, Dionysius: *De theologicis dogmatibus* l. 6. c. 8.

Thomassinus, L. de: *Dogmata theologica* (editio nova opera Ecalle. Paris apud Vivés 1854 sq. tomi VI) l. 3. c. 19 sqq.

Aguirre, Josef Saenz: *de theol. S. Anselmi* disp. 40.

Fraffen, Klaudius: („Scotus Academicus“) *De Deo* I. Tractatus.

Franzelin, Joh. Bapt., Cardinal: *De Deo uno*, thesis 30.

Stentrup, Ferd. Aloisius: *De Deo uno* cap. VII.

Scheeben, M. Josef: *Handbuch der katholischen Dogmatik* I. Band § 85 (Seite 589—594).

Pohle, Josef: *Lehrbuch der Dogmatik* in sieben Büchern I³. Seite 136 ff.

Monographien:

Nieremberg, Juan Gusebio: opusc. della bellezza di Dio.

¹⁾ Pesch, Christianus, S. J., *Praelectiones dogmaticae* tom. II³ pag 85. Zum Buch „De pulchritudine divinâ“ von Dr. Heinrich Brug bemerkt er: „Multa quidem optime collegit et disputavit; sed si putaverat se posse quaestionem de pulchritudine rerum spiritualium formali aut eminenti ad exitum perducere, ex obloquutionibus, quas expertus est, spem sefellisse didicit. Adhuc censeo, ad hanc quaestionem decidendam theologica principia praesto non esse, sed eam philosophicis rationibus discuti oportere.“ — ²⁾ Pohle, Dr. Josef, *Lehrbuch der Dogmatik* I³ S. 136—140.

Rungmann, Josef: Die Schönheit und die schöne Kunst (bes. § 9 und § 11; bei Scheeben).

Krug, Heinrich: De pulchritudine divinâ. (Freiburg 1902).

Begriff der Schönheit.

Wenn die Patristik mit vollstem Recht den heiligen Augustin als ihr größtes Licht rühmt und die Kirchengeschichte von ihm erzählt, daß er an „spekulativem Scharfsinn“, an Tiefe des Geistes und dialektischer Gewandtheit alle übrigen Väter überragt, so preist die Scholastik, diese wunderbare Blütezeit kirchlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit, den heiligen Thomas als ihren besten. Darum lassen wir die Wolke von Begriffsbestimmungen für Ästhetik und Schönheit beiseits und klopfen wir bei unseren größten Meistern an.

Der heilige Augustin fordert für die Schönheit die ästhetische Lust (= ideo delectant, quia pulchra sunt)¹⁾ und das Fundament dafür findet er in der „Einheit der Mannigfaltigkeit“ — in der unitas in multiplicitate und zwar so, daß die Schönheit in geradem Verhältnis zu dieser Einheit wächst. Weil aber die Einheit in der Mannigfaltigkeit im erkennenden Geist reines Wohlgefallen, Wonne und Genuß (das ist der Grund, warum Platon das Wort *αἰδώς* von *αἰδέω* = mulcere herleitet)²⁾ wecken soll, so ist für den Gegenstand in quantum unum in multiplicitate die Anschaulichkeit und Klarheit eine conditio sine qua non des Schönen „eine bloß verborgene Einheit, die nicht lichtvoll dem Verstande entgegenstrahlte, würde den Geist zu keiner Lust oder Freude am Schönen hinreißen, keinen ästhetischen Genuß in ihm aufkommen lassen“.³⁾

Wir hätten demnach als Begriffs-elemente für das *αἰδώς* aus St. Augustin folgende drei gewonnen: 1. Unitas in multiplicitate; 2. claritas im Sinne der Anschaulichkeit und 3. perspicuitas splendescens — lichtvolle, durchsichtige Klarheit.

Jetzt überspringen wir volle achthundert Jahre und richten an den doctor angelicus die nämliche Frage: τί *αἰδώς*; er gibt uns die Antwort in sum. theol. 1 p. qu. 39. art. 8, worin er als Begriffs-elemente aufzählt: perfectio rei, proportio debita partium, claritas.

Schön = pulchrum = *αἰδώς*.⁴⁾

Begriffs-elemente.

| St. Augustin | Unitas in multiplicitate | (Claritas im Sinn der) Anschaulichkeit | (Perspicuitas splendescens im Sinn: Lichtvolle Klarheit) |
|--------------|--------------------------|----------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------|
| St. Thomas | Proportio debita partium | Claritas | Perfectio rei (ohne lichtvolle Klarheit gibt es keine perfectio eines Gegenstandes). |

¹⁾ De verâ religione c. 32 n. 59. — ²⁾ Scheeben S. 589 — ³⁾ Pohle E. 136 für das Jüdische; und für den Gedankengang des vorausgehenden Pohle und Scheeben. ⁴⁾ Was ich hier in ein übersichtliches Schema bringe dazu vgl. die Ausführungen bei Pohle a. a. D. E. 138.

Die innigste Verwandtschaft des bonum mit dem verum (sie sind Zwillinge des ens) sei aus der Philosophie vorausgesetzt. In der Mitte inter bonum et verum steht das pulchrum. „Pulchrum est idem bono, solâ ratione differens. Quum enim bonum sit, quod omnia appetunt, de ratione boni est, quod in eo quietetur appetitus. Sed ad rationem pulchri pertinet, quod in ejus aspectu seu cognitione quietetur appetitus . . . Et sic patet, quod pulchrum addit supra bonum quendam ordinem ad vim cognoscitivam, ita quod bonum dicatur id quod simpliciter complacet appetitui, pulchrum autem dicatur id, cuius ipsa apprehensio placet.“¹⁾

Weil das Schöne gut und wahr sein muß, gut, um im Beschauer die Liebe des Wohlgefallens zu erregen (amor complacentiae), wahr, resp. anschaulich, weil ohne claritas der Verstand es nicht vermöchte, die Uebereinstimmung und Gruppierung der Teile um eine zentrale Einheit leicht aufzufassen: darum definiert den Begriff Schönheit am allerbesten der Jesuit Kleutgen²⁾: „Pulchritudo est rei bonitas, quatenus haec mente cognita delectat.“

Aus seinen philosophischen Erörterungen des Schönen löst Pohle den Hauptsatz aus: „Nur der Verstand kann das Schöne erkennen und nur der Wille kann als eigentlicher Sitz des ästhetischen Gefallens angesehen werden.“ Die Schönheit ist folglich eine übersinnliche Eigenschaft der Dinge, nicht nur in geistigen Wesen (Gott, Engel, Seele), sondern auch an den materiellen Dingen (Malerei, Skulptur, Musik).³⁾

Beweisführung.

A) Offenbarung.

Aus der Offenbarungslehre läßt sich die unendliche Schönheit Gottes leicht nachweisen. Weisheit 13, 3—6. (Am Vers 3 steht für das Wort species in der Vulgata im griechischen Text *ααλλογῆ*). 6: A magnitudine enim speciei et creaturae cognoscibiliter (griech.: *αυτολόγος*) poterit creator horum videri. Hier wird also via affirmationis und excellentiae Gott als der Urheber aller Schönheit dargestellt.

In Weisheit 7 8 findet sich eine herrliche Schilderung der Schönheit der Weisheit als der Tochter Gottes. Unter dem Bilde des schönen Bräutigams preist der heilige Geist Gott im hohen Lied. Man vergleiche auch Jesus Sir. 24 — und Sprichwörter 31, 25, allwo die Schönheit Gottes in poetischer Weise das ihn umwallende Gewand genannt wird. Dazu Psalm 103, 2.

B) Patristik.

Es ist gewiß richtig, was Scheeben sagt, daß sich die heiligen Väter nicht viel mit dem Attribut der Schönheit Gottes abgegeben haben.

¹⁾ S. theol. 1—2 p. qu. 17 art. 1 ad 3. — ²⁾ De Deo ipso p. 418. —

³⁾ Vgl. für die Stelle und das Vorausgehende. Pohle S. 137.

Doch bietet auch hier St. Augustin eine reiche Ausbeute und wer alle Schriften der Väter durchforchte, würde immerhin einen ganz schönen Strauß von Aussprüchen über diese Eigenschaft Gottes sammeln können. So fragt Basilius¹⁾: „Quid est. quales. pulchritudine divina admirabilius? Quae notio Dei maiestate excogitari gratior potest?“ Und Hilarius von Poitiers führt aus²⁾: „De magnitudine operum. et pulchritudine creaturarum, consequenter generationum conditor inspicitur. Magnorum creator in maximis est et pulcherrimorum conditor in pulcherrimis est . . . atque ita pulcherrimus Deus est confitendus. ut neque intra sententiam sit intelligendi neque extra intelligentiam sciendi.“ Vergleiche auch Boethius, De consolatione philosophiae l. 3. metr. 9. v. 1—12: Dionysius Areopagita, De divinis nominibus c. 4. § 7 Aug., Confess. IV. 10. Greg. Nyss, Orat. theolog. 2.

C) Argumentatio theologica.

Aus den Bibeltexten Weisheit 13, 3.—6. 2c. und den zitierten Stellen aus Hilarius und Basilius läßt sich speziell die unendliche Schönheit Gottes beweisen, insofern Gott die causa efficiens aller denkbaren Schönheit ist.

Gott ist aber die (weienhafte) Schönheit, ipsa pulchritudo, pulchritudo in se. Wir treten der Ansicht Pöhles bei und fassen die Schönheit als reine Vollkommenheit auf, die nach dogmatischer Lehre mit der göttlichen Wesenheit real identisch und nur logisch von ihr und den übrigen Attributen verschieden ist. Wir nehmen zur theologischen Argumentation diesbezüglich die dogmatischen Theisen von den Attributen Gottes überhaupt und die Begriffselemente des heiligen Augustinus und heiligen Thomas zu Hilfe. Perfectio ist ein Element. Nun ist aber Gott unendlich vollkommen, so vollkommen, daß jede irgendwie geartete Unvollkommenheit absolut ausgeschlossen ist, so, daß jede Vollkommenheit eingeschlossen ist — complexio omnium perfectionum³⁾ — und der Urgrund dieser unendlichen Vollkommenheit liegt in der Aseität Gottes, in seiner absoluten Unabhängigkeit; weil er das ens necessarium ist, das nicht seiend gar nicht einmal gedacht werden kann. Proportio debita ist ein zweites Element. Läßt sich eine größere proportio debita denken als in Gott? In Gott sind die unendlich vielen Vorzüge, Attribute, Eigenschaften, oder wie man sie benennen mag, real identisch mit der göttlichen Wesenheit selbst.

Wenn wir das augustiniſche unitas in multiplicitate nehmen, haben wir wiederum die Einheit und Einfachheit Gottes mit den unendlich vielen real mit der göttlichen Wesenheit identischen Attributen.

Darum schließen wir: In Gott ist die vollendetste perfectio rei. die vollendetste proportio debita „partium“, die vollkommene unitas in multiplicitate. Wenn in erster Linie aus der infinita per-

¹⁾ Reg. fus. disp. interr. 2. — ²⁾ De Trinitate libri XII in I, 7.

³⁾ Hurter, Summo Dr., Theologiae Dogmaticae compendium II^o n. 28.

fectio auf die simplicitas Dei hinübergeleitet wird in den dogmatischen Werken, so ist zugleich für die zwei wichtigsten Elemente des Schönheitsbegriffes das Fundament gelegt.

Und die lichtvolle Klarheit und Anschaulichkeit? Gott ist selbst das selbst leuchtende, lauterste, reinste Licht. (Im Credo heißt es vom Logos lumen de lumine, der heilige Jakobus sagt: pater luminum, in Weisheit 7, 26: Die Weisheit ist der Glanz des ewigen Lichtes und der makellose Spiegel der Herrlichkeit Gottes und das Bild seiner Güte).

Gott ist also die absolute Schönheit; aller Schönheit causa exemplaris.

D) Der dreifache Erkenntnisweg.

Aus der Offenbarung, der Patristik und Scholastik, besonders mit Zuhilfenahme der Begriffselemente des heiligen Augustin und von St. Thomas läßt sich demnach der Beweis führen, daß Gott unendlich schön sein muß, und wiederum per argumentationem theologicam kamen wir zum Schluß: Gott ist die Schönheit = pulchritudo divina est Deus. Deus est ergo causa efficiens et exemplaris omnis pulchritudinis.

Zur Schönheit Gottes gelangen wir auch auf dem dreifachen Erkenntnisweg. Der Makrokosmos ist ein Kunstwerk und unvergleichlich schön. Wer da Kenntnisse besitzt vom Leben in der Natur und ein offenes Auge für Naturherrlichkeiten, wer ganz hineinsehen könnte in die wunderbare Schönheit, Zweck- und Gesetzmäßigkeit in den drei Reichen, wer an die ungeheuren Welten denkt in ihrer staunenswerten Ordnung, an die Sonnensysteme, die im Weltenraume nach ewigen Gesetzen ihre Bahn wandeln, der muß, um ein Wort Höltys zu variieren, in größter Bewunderung ausrufen: „Ja wunderschön ist Gottes Welt!“ Und diese „Schönheit und strahlende Herrlichkeit der Welt, die vor meinen Augen sich aufthut, ist ihr nicht bloß äußerlich angeklebt, sie strömt aus ihrem innersten Wesen, aus der Fülle ihres Ganzen.“¹⁾ Und erst der Mikrokosmos, diese unermessliche Kleinwelt, dieses wunderbare Zueinander von Leib und Seele!

Der Leib des Menschen, der Krone der sichtbaren Schöpfung, welch ein Kunstwerk! Schon aus der indoles creationis erschließen wir die Schönheit. Der heilige Ambrosius spricht sich diesbezüglich aus: „Deine Hände, o Herr, haben die Tiere nicht gemacht, du hast nur gesagt, die Gewässer sollen Tiere mit lebendiger Seele hervorbringen. Mich hingegen hast du selbst gemacht, mit deinen eigenen Händen hast du mich gebildet.“

Wie schön ist der menschliche Leib, wie kunstvoll ist alles eingerichtet: Das Auge, das Ohr, die Nase, der Mund, die Hände und Füße, die Nerven, die Adern, die inneren Lebenskammern. Wie schön

¹⁾ Meyenberg, Albert, Ob wir ihn finden? S. 53.

ist alles, was wir am menschlichen Leibe von außen sehen: die Farbe des Haares, der Schimmer der Augen, das Rot der Wangen, die Gestalt der Lippen, der Bildung der Hände und Füße. Und erst das Innere! Alle Aerzte, die den inneren Bau genauer kennen, jagen einstimmig, daß der Leib ein wahres Wunderwerk von Kunst und Zweckmäßigkeit sei.¹⁾ Als der berühmte heidnische Arzt Gallienus ein Buch über den menschlichen Körper schrieb, bemerkte er: „O Gott, der du uns gebildet hast, ich glaube einen Preisgesang zu deinem Lob zu singen, wenn ich den menschlichen Körper beschreibe. Ich ehre dich mehr, wenn ich die Schönheit deiner Werke aufdecke, als wenn ich in den Tempeln kostbaren Weihrauch anzünde.“ Eines Tages sprach der nämliche Gallienus zum Gottesleugner Epikur: Betrachte nur einmal deinen Leib und seinen wundervollen Bau, und sage mir dann, ob du noch am Dasein Gottes zweifeln kannst. Siehe, hundert Jahre will ich dir Zeit geben zum Nachdenken, ob man vom ganzen menschlichen Körper auch nur den geringsten Fehler dem Meister, der ihn gemacht, nachweisen oder ob man die Glieder des Leibes verändern könnte, ohne diesem dadurch auch die Schönheit, die Nützlichkeit und die Stärke zu rauben. Nicht ein Mensch, nur Gott ist imstande, ein so herrliches Gebilde, ein so wundervolles Meisterstück zu schaffen.

Und erst die Seele des Mikrokosmos! „Die menschliche Seele ist sehr schön, ja sie besitzt eine wunderbare Schönheit.“²⁾ Der Mensch wird durch das Wasser und das Wort Gottes ein Adoptivkind Gottes, die Seele ist von höchstem Adel, weil sie unmittelbar von Gott ihren Ursprung ableitet: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis“ — der Mensch wird ein Bruder Jesu Christi, ein lebendiger Tempel des heiligen Geistes. Wie unermesslich schön muß die menschliche Seele sein im Gnadenzustande! Was bedeutet da alle Schönheit und Harmonie, die ganze wunderbare Ordnung im Mineralreich, im Pflanzenreich, im Tierreich! Selbst der Leib des Menschen in seiner meisterhaften Schönheit muß weit zurücktreten. Das ist gewiß — so lauten die Worte des gottseligen Blosius — „wenn die Schönheit einer in der Gnade Gottes stehenden Seele gesehen werden könnte, so würde sie ihre Beschauer vor Bewunderung und Entzücken hinreißen und außer sich bringen“. Lassen wir auch einen gottbegnadeten Kanzelredner zu Worte kommen. Breiteneicher schildert in einer seiner Predigten die menschliche Seele im Gnadenzustand:³⁾ „Durch den Geist Gottes wird das Menschenherz ein Tempel Gottes, ein Altar des Herrn. Denke dir eine ganz durchsichtige Kristallkugel, durchaus hell und lauter, und in deren Mitte ein hellstrahlendes Licht, das seinen Glanz durch alle Radien der ganzen Kristallkugel wirft: in welcher wunderbarer Farbenpracht

¹⁾ Vgl. dazu Joh. v. Dornach, Das Hohelied vom Kind, S. 14

²⁾ Origenes, Hom. 7 in Ezech.

³⁾ Das doppelte Weichenf der Gottheit (Pflingstmontag).

wird sie da erstrahlen! Siehe, ähnlich ist deine Seele, wenn der heilige Geist sie durchdringt und erfüllt! Er durchstrahlt mit seinem Licht und seiner Gnade ihr innerstes Wesen und alle ihre Kräfte und verleiht ihr übernatürliche Schönheit, himmlischen Glanz. Und gleichwie das Licht sich in sieben lieblichen Farben bricht, wenn es auf das dreiseitige Prisma fällt, so teilt sich das Gnadenlicht des heiligen Geistes in deiner Seele, indem es auf die drei Grundkräfte derselben, auf Erkenntnis, Gemüt und Willen seinen himmlischen Strahlenglanz wirft, in die sieben wunderlieben Farben der sieben Gaben des heiligen Geistes."

Kein Medner ist imstande, auch mit den herrlichsten Gleichnissen und den lieblichsten Bildern die Seele in ihrer Schönheit zu malen, in welcher der heilige Geist wesenhaft wohnt mit seiner heiligmachenden Gnade, eine Seele, in welcher das Bild Jesu Christi ausgestaltet wird — keine Feder schildert diese unermessliche Schönheit!¹⁾

Wie schön muß also derjenige sein, welcher den Makrokosmos durch sein Wort ins Sein rief, den Mikrokosmos mit seinen Händen bildete, von dem die Schönheit der Seele stammt — Gott!

Nun nehmen wir, was wir via affirmacionis gewonnen als Major und den Erkenntnisweg der Verneinung als Minor: Ἀπὸ τοῦ γὰρ ὁ μέγας πρὸς πάντα τὰ ἔργα αὐτοῦ. (In der LXX Jesus Sirach 43, 30).

Dann ist die conclusio von selbst gegeben via eminentiae: Gott ist am schönsten, Gott ist unendlich schön, **Gott ist die Schönheit.**

Erzählungen für Kranke.

2. Für ganz reife Jugend und Erwachsene.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian (Oberösterreich).

Wenn wir den Erzählungen für kranke Jugend nun Erzählungsliteratur für Kranke des obenbezeichneten Alters folgen lassen, brauchen wir wohl nicht eigens zu sagen, daß all dies Materiale auch von Gesunden gelesen und daß die angeführten Bücher **auch in Volksbibliotheken** aufgenommen werden können.

Zuerst bringen wir Erscheinungen der neueren Zeit, werden aber auch anschließend solche Erzählungen anführen, die im Laufe der Jahre schon von uns in der Quartalschrift besprochen wurden und uns für die gegenwärtig verfolgten Zwecke besonders geeignet erscheinen. An erster Stelle empfehlen wir die mit ungeteiltem Lobe ausgezeichneten **Erzählungen von Konrad Rümmele**, Herder in Freiburg. Man sollte sie keiner Kranken- und Volksbibliothek vor-
enthalten. Wir besitzen bis jetzt:

¹⁾ Ausführlicher bei Scheeben, Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade.

1. **An Gottes Hand.** Erzählungen für Jugend und Volk. 6 Bändchen. 8°. gbd. in Halblwd., je M. 2.20: a) Adventsbilder. 4. Aufl., 328 S.; b) Weihnachts- und Neujahrsbilder. 4. Aufl., 318 S.; c) Fastenbilder. 3. Aufl., 312 S.; d) Osterbilder. 3. Aufl., 300 S.; e) Mutter Gottes-Erzählungen. 3. Aufl., 322 S.; f) Verschiedene Erzählungen. 3. Aufl., 288 S. — 2. **Sonntagsstille.** Neue Erzählungen für Volk und Jugend: a) Christmonat. 2 Bände. 306 u. 313 S. 8°. gbd. à M. 2.30; b) Hinauf nach Sion. 2 Bände. 310 u. 315 S. 8°. gbd. à M. 2.30. Wie die Titel es leicht erraten lassen, nehmen die Erzählungen Bezug auf die kirchlichen Festzeiten, sie sind dem Leben entnommen und ganz vorzügliche Volkslektüre. 3. **Auf der Sonnenseite.** Humoristische Erzählungen. 1 Bändchen. 8°. 316 S. gbd. M. 2.30.

Recht unterhaltende kurze Erzählungen. Für Kranke dürfte der Druck dieser Rümmeischen Erzählungen etwas größer sein.

Kleine Volksgeschichten. Gesammelt von Hubert Schumacher. 2. Aufl. Laumann in Dülmen. Westfalen. 1905—1907. 8°. 10 Bände. gbd. in Lwd. à zirka 150 S., Preis M. 1. — Eine schätzenswerte Bereicherung der katholischen Volksliteratur. Jeder Band enthält 9—13 kurze Erzählungen, spannend und in durchaus christlichem Geiste geschrieben; für den gebildeten, wie für den gemeinen Mann von Interesse und Nutzen. Ausstattung lobenswert. Druck deutlich.

Gesammelte Erzählungen von Josef Spillmann, S. J. Billige Volksausgabe. In Aussicht genommen sind 14 Bände. Herder in Freiburg. gbd. in Lwd. à M. 2.—.

Erschienen sind: 1. **Lucius Flavius.** Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. 8°. 2 Bände. 680 S. M. 4.—. — 2. **Tapfer und Treu.** 8°. 2 Bände. 576 S. gbd. M. 4.—. Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwig XVI. Diesen schon erschienenen Bänden der Volksausgabe sollen sich anschließen die bisherigen Einzelausgaben: — 3. **Um das Leben einer Königin.** 2 Bände. Die Fortsetzung des vorigen Werkes: Derselbe Offizier erzählt in ungemein fesselnder Weise alle die traurigen Ereignisse der französischen Revolution und besonders die Versuche, die unternommen wurden zur Rettung der Königin. Beispiele großen Heldennutes und opferwilliger Treue und Loyalität werden uns vor Augen gestellt. Ein Lichtblick in dem so düsteren Gemälde der französischen Revolution.

4. **Kreuz und Christanthemum.** Eine Episode aus der Geschichte Japans. Historische Erzählung in 2 Bänden. — 5. **Die Wunderblume von Worindon.** Historischer Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuarts. 2 Bände. — 6. **Wolken und Sonnenschein.** Novellen und Erzählungen. 2 Bände. — 7. **Ein Opfer des Weichteheimnisses.** Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. 1 Band. — 8. **Der schwarze Schuhmacher.** Erzählung aus dem Schweizer Volksleben des 18. Jahrhunderts. 1 Band. Spillmanns Werke sind

religiös und sittlich tadellos, spannend, volkstümlich, veredelnd, die Volksausgabe ist daher freudig zu begrüßen.

Harmlose, nicht ohne moralischen Nutzen zu lesende Erzählungen für heranwachsende Mädchen besserer Stände enthalten die zwei Bändchen des Herderischen Verlages in Freiburg: **Dornröschen** und andere Erzählungen. Von Redeatis. 2. Aufl., 1 Titelbild. 8°. 149 S. gbd. M. 2.—. — **Saat und Ernte** und andere Erzählungen. Von Redeatis. 127 S. gbd. M. 1.80.

Erzählungen für Jugend und Volk. Ulrich Mosers Buchhandlung in Graz. 8°. Jeder Band zirka 200 S. in Wvd. gbd. K 2.—. Jeder Band hat Textillustrationen und Vollbilder. Druck und Ausstattung schön. Wir kennen bis jetzt 16 Bände mit volkstümlichen Erzählungen zumeist aus der vaterländischen Geschichte; aus mancher Erzählung lernt man auch die Sitten und Bräuche der guten alten Zeit kennen. Sie taugen für Jugend und Volk. 1. Band: Lange, Hans Holm. Eine Soldatengeschichte aus der Zeit des **Dreißigjährigen Krieges**. 2. Aufl. — 2. Band: Mair, **Der Senseschmied von Bolders**. Geschichtliche Erzählung aus den Befreiungskämpfen Tirols 1796—1797. 2. Aufl. — 3. Band: Lange, **In Krieg und Frieden**. Eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert. — 4. Band: Lange, **Die drei Rurassiere**. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. — 5. Band: Groner, **Der geheimnisvolle Mönch**. Eine Erzählung aus der Zeit der drei Gottesplagen in Steiermark. — 6. Band: Hans von der Sann, **Treu dem Kaiser, treu dem Vaterlande**. Erzählung aus den Türkenkriegen. — 7. Band: Groner, **Im Glende**. Erzählung aus der Zeit des III. Babenbergers. — 8. Band: Thetter, **Schicksalsweben**. Erzählung aus jüngster Vergangenheit. — 9. Band: Groner, **Jakob der Grillenschmied**. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. — 10. Band: Smolle, **Kreuz und Halbmond**. Eine Erzählung aus der Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens. Die bisher angeführten Bände haben wir in früheren Artikeln der „Quartalschrift“ besprochen und empfohlen. 11. Band: **Gesühnt**. Eine Erzählung aus der Zeit W. A. Mozarts. Von Leo Smolle. Mit Titelbild und mehreren Abbildungen im Texte. 8°. 192 S. Georg hätte den „Talhof“ bekommen sollen. Sein Halbbruder stürzt ihn, um selbst das Gut zu gewinnen, in einen schrecklichen Abgrund. Georg wird jedoch, wohl schwer verwundet, gerettet, wendet seiner Heimat den Rücken und zieht nach Salzburg, wo er mit dem großen Meister Mozart bekannt wird. Selbst künstlerisch veranlagt, wird er ein tüchtiger Schnitzer und findet sein Glück und zwar so, daß er den „Talhof“, welchen ihm der ernstlich gebesserte Halbbruder abtreten will, seinem Freunde überläßt, um der Kunst leben zu können. — 12. Band: **Aus vergangenen Tagen**. Erzählungen aus verschiedenen Jahrhunderten von A. Groner. Mit 5 Bildern. 202 S. 5 Erzählungen; die erste berichtet von einem Bertl, der als Bruder Anselm bei den Mönchen des Tauernhospizes eintrat und sich mit

Eifer der Aufgabe der Mönche hingab, verirrt, in Schnee versunkene Wanderer zu retten; die zweite von einem Könige, der, ob seiner Grausamkeit vertrieben, im Elende zugrunde ging; die dritte von einem Grafen, der trotz des seiner sterbenden Mutter gegebenen Versprechens ein Raubritter, der Schrecken seiner Gegend wurde und eine schreckliche Strafe fand; in der vierten wird ein Brandstifter vorgeführt, der sein Verbrechen bereut hat, treue Vaterlandsdienste leistete, bereit war, den Schaden gutzumachen, jedoch Nachlaß der Schuld erhielt; die fünfte erzählt, wie zwei Brüder Hadmar und Wulfing ihre Freveltaten sühnten durch Teilnahme am Kreuzzuge. — 13. Band: **Die sieben Schwaben**. Erzählung von Jul. M. Thetter. Mit vier Abbildungen. 237 S. Die sieben Schwaben sind kreuzfidele und kreuzbrave Studenten, die miteinander den Bund schlossen, sie wollten durch eifriges Studium und gute Gesittung etwas Tüchtiges werden und leisten. In kurzer Zeit hatten sie angesehene Lebensstellungen. Solche „Schwaben“ sollte es mehr geben. — 14. Band: **Der treue Spielmann**. Erzählung aus der Zeit Leopolds des Glorreichen. Von Leo Smolle. Mit 11 Abbildungen und 5 Vollbildern. 187 S. Die Geschichte führt uns in hervorragende Burgen Niederösterreichs, in das alte Wien, nach Stift Zwettl u. i. w., macht uns mit den alten Adelsgeschlechtern bekannt, mit dem Ränkeschmied, dem Falkenberger, der mit Hilfe des jüngeren Sohnes des Herzogs Leopold eine Empörung gegen den Herzog anzetteln wollte, mit dem alten Kuenring, der auf dem Kreuzzuge den Tod fand; von verschiedenen Fehden, Kämpfen, Turnieren, vom Leben am herzoglichen Hofe in Wien wird so viel Interessantes erzählt. Engelmar, der Spielmann, ein edler Kämpfer, ist der Helfer in der Not und leistet besonders am Ritterfräulein Gisela treue Hüterdienste gegen die Nachstellungen des Falkenbergers. — 15. Band: **Vor hundert Jahren**. Erlebnisse eines Wiener Freiwilligen im Kriegsjahre 1809. Erzählung von Karl Bienenstein. Mit 14 Abbildungen. 195 S. Eine eminent patriotische Erzählung, die das Interesse eines jeden Lesers in Anspruch nimmt. — 16. Band: **Der Küfer Friedl**. Erzählung von Jul. M. Thetter. Mit 5 Bildern. 147 S. Friedl ist durchaus brav, geschickt in jeder Hinsicht und bringt es so leicht, daß es kaum glaublich scheint, so weit, daß er schon als Knabe staunenswerte Kunststücke macht, jede Gefahr abwendet, Fabriksteiter, der Wohltäter seiner Eltern und Freunde wird — ein Beispiel für die Jugend.

Auf ein recht schönes, zeitgemäß erschienenenes Buch desselben Verlages (Mr. Moser in Graz) müssen wir gleich hinweisen: **Andreas Hofer und das Jahr 1809**. Ein Geschichtsbild für Jugend und Volk, erzählt von Alois Menghin, Schuldirektor in Meran. Mit vielen Abbildungen. 8°. 178 S. abbd. K 2.—

Das Jahr 1909 ist ein Jubeljahr für das treue Tiroler Volk; hundert Jahre sind es, daß die Tiroler wie ein Mann sich erhoben haben, daß sie mit Begeisterung Gut und Blut darangesetzt aus

Liebe zu ihrem angestammten Kaiserhause und zur heimatlichen Scholle. Besonders einer hat sich in den Tiroler Freiheitskämpfen unsterblichen Ruhm erworben, der Bauernwirt Andreas Hofer. Es ist gewiß die passendste Festgabe, wenn eine kundige Hand das Leben und Wirken, das heldenmütige Kämpfen und ebenso heldenmütige Sterben des Tiroler Helden beschrieben hat, und zwar in recht einfacher Weise und doch so, daß wir Hofer als Christen, Helden und Patrioten bewundern. Die Illustrationen sind sehr schön, ein eminentes Jugend- und Volksbuch.

Andreas Hofer und seine Kampfgenossen. Von Hans Schmölzer. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte der Umgebung von Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung in Innsbruck. 1905. 8°. 335 S. eleg. gbd. K 5.—.

Unter den vielen Schriften und Büchern über denselben Gegenstand eine der besten Arbeiten. Alle die Tiroler Helden, die mit ihrem Führer Andreas Hofer mit einer seltenen Begeisterung für Religion, Vaterland und Fürstenhaus gekämpft, erscheinen in herrlichem Lichte — nur P. Haspinger, der „Rotbart“, kommt weniger gut weg ob seines hitzigen, unüberlegten Dreingehens. Der reiche Bilder Schmuck, die vielen Porträte der Freiheitskämpfer verleihen dem Buche besonderen Wert.

Der Lindenmüller. Preisgekrönte Volkserzählung von Katharina Hofmann. Herder in Freiburg. 1907. 8°. 247 S. gbd. M. 2.50.

Der Lindenmüller ist voll Ehrgeiz; um sich zu Ansehen und sein Geschäft zu großer Blüte zu bringen, eignet er sich eine ihm anvertraute Summe an. Die darum betrogene Familie leidet hiedurch Armut und Not; der Betrüger sieht für kurze Zeit seine Wünsche und Pläne erfüllt, aber bald kommt der schreckliche Niedergang, er scheut selbst vor Verbrechen nicht zurück, um seine Schandtat zu verbergen, trotzdem kommt alles ans Licht, er wäre ein verllorener Mann, wenn nicht der Edelsinn der von ihm verkürzten Familie und die Liebe seiner eigenen Kinder ihm zu Hilfe kämen.

Das Rittschiff. Neue Erzählungen von Paul Keller. Schöningh in Paderborn. 1907. 8°. 216 S. gbd. M. 3.—.

18 kurze Erzählungen voll Geist und Poesie, voll Gemüt und Humor. Eine wahrhaft erquickende Lektüre, die nur bestätigt, was von Paul Keller allenthalben geurteilt wird: „Er ist ein Muster in der Darsteilung psychologischer Vorgänge und erziehhcher Behandlung“ (Liter. Anzeiger); „er schreibt wirklich entzückend schön. Es ist alles so einfach, dabei so wahrhaft treu und innig, so aus dem Gemüte heraus geschrieben“ (Preussische Lehrerzeitung).

Der Sohn der Hagar. Roman von Paul Keller. Mit dem Porträt des Verfassers. 9. Aufl. Verlagsgeellschaft in München. 8°. 328 S.

Diesem Roman wird von den Kritikern katholischer Richtung ein hoher Wert beigemessen; er gilt als „eines der stärksten, künst-

lerisch vollendetsten Werke der aufblühenden Romantik" (Gral). Den Inhalt bildet eine schlesische Dorfgeschichte: Ein Mädchen, von einem Wüstling verführt und von diesem verstoßen, da sich die Folgen des Fehltrittes nicht mehr verbergen lassen, gibt einem Knäblein das Leben und verliert in gänzlicher Verlassenheit ihr eigenes Leben. Von fremden Leuten erzogen, zieht deren Sohn Robert mit vagierenden Musikanten, die er aber weit an sittlichem Ernste übertrifft. Immer trägt er den Glauben mit sich herum, ein vaterloses Menschenkind sei und bleibe ein herumgestoßenes Wesen ohne Heimatrecht auf der Erde; gegen den Mann, dessen Verführungskunst ihm das Leben gegeben, durch dessen Härtherzigkeit die ihrer Tugend beraubte Mutter elend zu Grunde gegangen, hegt Robert Haß und Abscheu. Das Geschick fügt es, daß er in das Haus dieses seines Vaters kommt; sobald dieser darauf kommt, daß Robert sein Sohn ist, sucht er so gut als möglich seine Schuld zu sühnen, Robert fühlt sich aber nirgends glücklich, er verläßt nach vorzüglicher Dienstleistung das Haus, gerät wieder in Armut und Krankheit und stirbt. Die Durchführung ist eine glänzende, die Charakterzeichnung bei den meisten handelnden Personen eine meisterhafte, jeder moralische Aufstoß ist sorgsam und zart vermieden. Eines will uns nicht recht eingehen: Die Voraussetzung des Verfassers, die unehelichen Kinder würden so allgemein als recht- und heimatlos von der Welt behandelt und seien ob dieses ihres traurigen Geschickes unglücklich und beklagenswert. Das trifft in Wahrheit nicht so ganz zu. Daß sie mit den ehelich erzeugten Kindern nicht als ganz ebenbürtig betrachtet werden, daß ihnen durch die Schuld ihrer Erzeuger eine Makel anhängt, daß ihnen vor dem weltlichen und kirchlichen Gesetze in manchen Stücken, z. B. Erbrecht, Eintritt in den geistlichen Stand, in den Ordensstand gewisse Schranken gesetzt sind, ist wohl wahr, für diese Ausnahmissestellung lassen sich gewichtige Gründe anführen, aber von einer solchen Mißachtung von der Welt, von einer Ueberzähligkeit, wie sie der Verfasser anzunehmen scheint, kann doch nicht die Rede sein.

Wir führen noch die früher schon von uns rezensierten Werke von Paul Keller an: **Gold und Myrrhe**. Erzählungen und Skizzen. 5. Aufl. gbd. M. 2.40. **Neue Folge**. 4. Aufl. gbd. M. 2.60. **In deiner Kammer**. Geschichte. 3. Aufl. gbd. M. 2.80.

Bei der „Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München“, Hasenstraße 11, sind vom selben Autor erschienen: **Waldwinter**. Roman aus den schlesischen Bergen. 9. Aufl. gbd. M. 5.—. **Die Heimat**. Roman aus den schlesischen Bergen. 4. Aufl. gbd. M. 5.—.

Johanna von Arc, die ehrwürdige Jungfrau von Orleans. Von Heinrich Debout, apostol. Missionär. Mit 36 Textillustrationen. Mit bischöfll. Approbation. Autorisierte Uebersetzung. Kirchheim in Mainz. 1897. Kl. 8°. 348 S. gbd. M. 3.50.

Eine hochinteressante, erbauende, ausführliche Biographie der ebenso heldenmütigen als frommen Jungfrau von Orleans, um so

interessanter, als am 27. Jänner 1909 die Kirche den Seligsprechungsprozeß der früher so falsch beurteilten und erst durch authentische Akten in unserer Zeit ins rechte Licht gestellten Ketterin Frankreichs eingeleitet hat. Ein Buch für jeden Katholiken, jung und alt. Innerhalb 4 Jahren wurden 42.000 Exemplare verbreitet.

Für Hütte und Palast. Sammlung gediegener österreichischer Unterhaltungsschriften. Kirsch in Wien I., Singerstraße 7.

Wir können alle Bände ohne Ausnahme empfehlen. Um nicht wieder zurückkommen zu müssen, lassen wir deren Verzeichnis folgen. Fast alle sind von uns schon früher besprochen worden. Den Anfang machten die Erzählungen von Professor J. Wichner, die seinen Ruf als vorzüglicher Volkschriftsteller begründet haben: 1. **Alraunwurzeln.** Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein. gbd. K 3.—. 3. Aufl. 2. **Aus der Mappe eines Volksfreundes.** Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke. 4. Aufl. gbd. K 3.—. 3. **Im Schneckenhause.** Volksroman. 4. Aufl. gbd. K 3.—. Von Wichner sind noch der 5. Band: **Erlauchtes.** Allerlei neue Geschichten, Schwänke und Gedanken. 3. Aufl. gbd. K 3.40. 4. **Im Studierstädtlein.** Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben. 3. Aufl. gbd. K 4.—. 5. **Nimm und lies.** Ein Schoß neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken. 6 **Jahresringe.** Novellen und Erzählungen. gbd. K 4.—. 7. **In der Hochschule.** Erinnerungen und Bekenntnisse. gbd. K 4.—. 8. **Im Frieden des Hauses.** Ein Volksbuch. (Der Alraunwurzeln 5. Folge.) gbd. K 4.60. 9. **Zeitvertreib.** Ein Geschichtenbuch. gbd. K 4.—. 10. **Aus sonnigen Tagen.** Ein Volksbuch. gbd. K 4.—. Ein reicher und abwechslungsreicher Inhalt, bringt die heitersten Episoden, ernste Mahnungen und Warnungen, historische Erinnerungen, Naturschilderungen u. s. w.

Dem am 6. Februar l. J. im hohen Alter von 86 Jahren verstorbenen Propst Dr. Anton Kerschbaumer verdanken wir die Erzählungen: 1. **Eligius.** Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. 2. Aufl. gbd. K 3.40. 2. **Der Jäger von Dürnstein.** Eine Erzählung aus der Heimat. 4. Aufl. gbd. K 2.60. 3. **Gentiana austriaca.** Alpine Kulturbilder. 2. Aufl. gbd. K 2.60.

Propst R. Landsteiner schrieb: **Anno Dazumal.** Eine Geschichte aus der Franzosenzeit. gbd. K 2.20, und: **Walther von Habenichts.** Roman. gbd. K 3.—.

Noch finden sich: **Tanne und Rebe.** Von Joh. Peter. Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und niederösterreichischen Weinlande. gbd. K 3.—. — **Ostmarksgeschichten.** Gesammelte Erzählungen, Novellen, Humoresken. Von Dr. F. Scheicher. gbd. K 12.—. **Chronik von Wien.** Von F. Jöhner. Kurzgefaßte Geschichte der Waisenstadt an der Donau von der ältesten bis in die neueste Zeit. gbd. K 4.—. — **Der Karthäuser Ortolf.** Von Th. Mat. Erzählungen aus dem Aufstande der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 16. Jahrhunderts. gbd. K 3.40. — **Der verhängnis-**

volle Zwanziger und andere Erzählungen. Von J. Huber, weil. Pfarrer von Straßwalchen. gbd. K 3.40. — **Nesplerblut.** Von R. Reiterer. Geschichten und Gestalten aus den Bergen. gbd. K 3. — — **Ein österreichischer General,** Leopold Freiherr von Unterberger, f. k. Feldzeugmeister. Ein Lebensbild. Von Th. Raf. gbd. K 3.40. — **Geschichten und Bilder aus den Boralpen.** Von Josef Wüfinger. gbd. K 3. — — **Animund und Felix.** Von R. Weißenhofer. Eine Erzählung aus dem Donautale. gbd. K 2.20. — **Schiras.** Roman. Von J. Puhm. gbd. K 4. —

Vergeudete Jugend. Roman. Nach E. Schöyen „En Sjaels Historie.“ Frei bearbeitet von E. zur Haide. Pissmayers Buchhandlung in Osnabrück. 8°. 224 S. gbd. M. 3.50.

Paul Wejner, der einzige Sohn eines Amtsrichters in Seeland, ist von Jugend an leichtsinnig gewesen. Ein glaubensloser Professor raubte ihm das Gut des Glaubens. Das Glück war ihm derart günstig, daß er mittels eines Loses eine Million gewann. Nun stürzte sich der junge Mann in einen Abgrund von Genüssen, eine ganz weltlich gesinnte Dame fing ihn in ihren Netzen, sodaß er sie ehelichte. Den beiden gelang es, den Reichtum so gründlich zu verputzen, daß der Konkurs folgte, die Frau endete als Selbstmörderin. Der Mann kam jetzt zu besserer Einsicht, er wurde gläubig und begann ein neues, besseres Leben. Für gebildete Kreise eine wertvolle Lektüre.

Leider dürfen wir von der Uebersetzerin, der Klosterfrau Cäcilia aus dem Ursulinenkloster in Haselünne, Hannover, kein neues Buch mehr erwarten — Gott hat sie abberufen von dieser Welt; sie hat sich auf dem Gebiete der Belletristik große Verdienste erworben.

(Schluß folgt.)

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. **(Ehescheidung.)** Gewissensfall. Die katholische Claudia heiratet ziviliter in Ungarn den dort ansässigen Titus, der von der katholischen Religion zum Calvinismus übergetreten ist. Zwei Jahre nach der Heirat, die kinderlos geblieben, gibt es Zwistigkeiten zwischen beiden. Claudia erhebt gegen Titus Klage auf Verletzung der ehelichen Treue und erlangt die bürgerliche Trennung der Ehe. Ein Jahr nachher kommt sie zum katholischen Pfarrer, um eine neue Ehe mit dem katholischen Cajus einzugehen. Kann ihrer Bitte willfahrt werden?

Antwort. Da hier eine im öffentlichen Forum sich abspielende Ehefrage in Frage tritt, so ist vorab zu bemerken, daß der Pfarrer hier inkompetent ist, bevor die bischöfliche Behörde in der Angelegenheit ihren Schiedspruch getan hat. Er mußte also die Claudia dorthin verweisen oder an ihrer Stelle an den Bischof rekurrieren. Jedoch soll er sich vorher von der Aussicht oder Aussichtlosigkeit eines solchen Schrittes Rechenschaft geben; im ersten Falle ihn einleiten, im anderen sich gar nicht darum bemühen. In diesem Sinne ist auch für den Seelsorger oder Beichtvater eine prinzipielle Lösung am Platze.

Alles dreht sich um die Gültigkeit der zwischen Claudia und Titus ziviliter abgeschlossenen Ehe. Ist diese im Gewissen eine gültige Ehe, dann ist Claudia mit ihrem Begehren, eine zweite Ehe einzugehen, vollständig abzuweisen; ist sie ungültig, dann steht der Wiederverheiratung nichts im Wege. Einer Untersuchung bedarf daher die Sache nur, insofern die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Ehe zwischen Claudia und Titus auf vernünftige Gründe hin angezweifelt werden kann. Bis zum 19. April 1908 galt eine Ehe, wie die zwischen Claudia und Titus als eine Mischehe; denn als Nichtkatholik galt derjenige, welcher mit seinem katholischen Glauben gebrochen und einer akatholischen Sekte sich formlich angeschlossen hatte. So werden bezüglich der Mischehen im Dekret des heiligen Offiziums vom 6. April 1859 ausdrücklich als haeretici gerechnet „apostatae ab Ecclesia catholica ad haeticam sectam transeuntes“. Ebenso unbezweifelt ist es, daß in Ungarn bis zum genannten Datum 19. April 1908 die Mischehen auch in formloser Weise gültig geschlossen werden konnten; so ausdrücklich in dem vom Gregor XVI. erlassenen Schreiben vom 30. April 1841 (Denziger n. 1485). Ist also die Ehe zwischen Claudia und Titus vor dem 19. April 1908 geschlossen, so liegt die praesumptio für die Gültigkeit der Ehe vor, und sie hat trotz ziviler Scheidung oder Trennung als durchaus gültig und fortbestehend zu gelten, bis nicht die Ungültigkeit des ersten Abschlusses bewiesen ist.

Eine solche Ungültigkeit könnte sich herleiten 1. aus der Anschauung der Kontrahenten, insofern sie, oder wenigstens einer derselben, in der Zivilehe nur eine leere Zeremonie sahen und in keiner Weise den Willen hatten, durch diese sich vor Gott und dem Gewissen zu binden. Kann dafür der Beweis erbracht werden, dann ist die Ungültigkeit der in Frage stehenden Ehe erwiesen, weil der beiderseitige Konsens einen wesentlichen Mangel aufweist. 2. Dasselbe würde statthaben, wenn einer der Kontrahenten sich nur zeitweise binden wollte. Dieser Fall wird im genannten päpstlichen Schreiben für die bezüglichlichen Gegenden speziell erwähnt mit den Worten „nisi tamen . . . in nuptiarum celebratione appositae fuerint condiciones substantiae matrimonii ex catholica doctrina repugnantes“. Nämlich die Anschauung der Protestanten, als sei unter gewissen Umständen eine Trennung des Ehebandes gestattet, zieht an und für sich noch nicht einen wesentlichen Mangel des wahren Ehekonsenses und infolgedessen die Ungültigkeit der Ehe nach sich. Es bleibt diese Anschauung in der Regel eine nebenhergehende irrige Anschauung, mit welcher sich trotzdem sehr wohl der Wille verbinden kann, hier et nunc eine wahre Ehe schließen zu wollen: dieser Wille genügt zum gültigen Eheabschluß. Würde aber wirklich beim Eheabschluß es zur Bedingung gemacht, daß man sich eventuell später wieder trennen könne, so würde ein solch bedingter Konsens eine gültige Ehe nicht bewirken können. Sollten Gründe sein, bei der in Frage stehenden Ehe zwischen

Claudia und Titus einen solch bedingten Abschluß zu vermuten, so müßte man darüber sich Klarheit zu verschaffen suchen. Doch nur nach sicher erbrachtem Beweise kann daraufhin die Ehe für ungültig erklärt werden.

Anders liegt die Sache, wenn es sich um einen Eheabschluß nach dem 19. April 1908 handelt. Von dem Tage an gilt eine Ehe, wie die der Claudia mit Titus, nicht mehr als Mischehe, sondern als Ehe zwischen Katholiken. In dem Dekret „Ne temere“ heißt es deutlich: „Statutis superius legibus tenentur omnes in catholica Ecclesia baptizati . . . licet . . . ab eadem postea defecerint.“ Uebrigens ist dies nicht einzig durchschlagend für die Beurteilung der in Rede stehenden Ehe. Selbst wenn sie noch als Mischehe gälte, so käme jene andere Bestimmung in Anwendung, daß die Vorschriften des Dekrets „Ne temere“ für die Katholiken bindend seien, auch wenn sie mit Nichtkatholiken eine Ehe eingehen wollen: hievon machen nur die Mischehen der Deutschen im Deutschen Reiche unterdessen eine Ausnahme.

In allen Fällen also konnte Claudia nach dem 19. April 1908 eine gültige Ehe nur schließen vor dem katholischen Pfarrer des Ortes und eine bloße Zivilehe müßte ohne jede weitere Untersuchung als vor Gott und dem Gewissen ungültig erklärt werden. Alsdann stände also einer neuen Ehe der Claudia nichts im Wege: es wäre sogar durchgehends Pflicht des Pfarrers, auf baldige Erledigung aller etwa noch zu beobachtenden Formalitäten hinzuarbeiten und der beabsichtigten Ehe zum Abschluß zu verhelfen.

Balkenburg (Holland).

Aug. Lehmkuhl S. J.

II. (Hat das kirchliche Bücherverbot heute noch Bedeutung?) Die von Münster ausgegangene Bewegung gegen die kirchliche Indergesetzgebung stützt sich vor allem darauf, daß das Gebot von vielen doch nicht beobachtet werde, und ein Gesetz aufrecht erhalten, welches die Untergebenen nicht erfüllen, bringe der gesetzgebenden Autorität mehr Schaden als Nutzen, müsse also ehestens aufgehoben, zum mindesten beschränkt werden. Ja in vielen Fällen, wendet man weiter ein, sei gerade die Verletzung eines Buches auf den Index für gewisse Kreise eine ganz ausgezeichnete Empfehlung des Buches, das aus Haß gegen die Kirche, aus vorwitziger Neugierde von vielen gekauft und gelesen werde, welche sich sonst um solche Bücher nicht kümmern. Das Verbot des Buches trage erst recht zur Verbreitung des Buches bei. Es liegt ja diesen Einwänden ein körnerne Wahrheit zugrunde; trotzdem aber behält das kirchliche Bücherverbot auch heute noch seine Bedeutung.

Zunächst ist es gewiß, daß eine große Anzahl von Katholiken die Entscheidungen der obersten kirchlichen Behörden mit Ehrfurcht entgegennimmt und befolgt und dadurch vor vielen Gefahren für ihre Glaubensfestigkeit und Glaubensfreudigkeit, wie für ihre Sittlichkeit bewahrt wird. Für alle aber wird durch das Verbot eine Warnungstafel aufgestellt, welche vor den Gefahren warnt, und das

ist selbst für diejenigen, welche sich über das Gebot erhaben wähnen oder sich aus ernstern Gründen für entschuldigt halten, ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Es ist immer gut, wenn man, sei es aus Noth oder aus Leichtsinne auf einem gefährlichen Wege geht, zu wissen, daß man sich vor gewissen Gefahren hüten müsse. So wird man auch ein Buch mit größerer Vorsicht lesen, wenn man weiß, daß es verboten ist.

Viele Schriftsteller werden sich eine größere Zurückhaltung in der Aufstellung gewagter Meinungen auferlegen, aus Furcht, ihr Buch möge dem Index verfallen. Es bleibt immer eine unangenehm empfundene Kennzeichnung einer Schrift, wenn sie verboten wird. Wir wissen, welche Mühe sich seinerzeit Kraus gegeben hat, um seine Kirchengeschichte vor diesem Schicksal zu bewahren. Ebenso ist es bekannt, daß Schell keineswegs, wie seine „sogenannten Freunde glauben machen wollten, spielend die Hindernisse überwunden“ hat, welche die Indicierung seiner Werke ihm bereitete; sondern daß es ihm mit vollem Rechte schwere Sorgen und Kämpfe verursachte, und daß er hoffte und wohl auch strebte, eine Aufhebung des betreffenden Dekretes zu erreichen. Wir sagen das nicht, um zu tadeln, sondern um anzuerkennen, daß auch diese hochgelehrten Männer die Bedeutung des Verbotes erkannten. Beide Männer haben mit Rücksicht auf das Urtheil der kirchlichen Autorität größere Vorsicht obwalten lassen. So werden gewiß auch viele andere Schriftsteller vorsichtiger und gemäßigter in ihren Aufstellungen sein, als wenn ihnen eine solche Gefahr nicht drohte. Es verrät doch immer hochmütige Beschränktheit oder unfirchlichen Sinn, eine Verurtheilung direkt herauszufordern.

Da durch das Verbot eines Buches nicht bloß der geistige, sondern vielfach auch der materielle Erfolg eines Buches beeinträchtigt wird, weil weniger Bücher verkauft werden, so kann für den Verfasser und Verleger des Buches der entgehende Gewinn und der erwachsende Schaden eine Mahnung sein, Bücher, welche gar zu sehr gegen Glaubens- und Sittenlehre verstoßen, zu schreiben und zu verlegen, und der Geldpunkt wird dann maßgebend selbst in solchen Kreisen, welche auf die Autorität und Gesetzgebung der Kirche sonst wenig achten.

Durch ihr Bücherverbot gibt aber weiterhin die Kirche ihre Anschauung und ihr Urtheil über gewisse Fragen der Glaubens- und Sittenlehre kund und leitet so ihre Kinder auf dem rechten Wege, auch ehe sie eine feierliche Lehrentscheidung gibt. Man kann vernünftigerweise nicht fordern, daß bei jeder neu auftauchenden Frage das kirchliche Lehramt sofort eine endgültige Lösung gebe. Nicht jeder Professor oder Schriftsteller, der sich etwas zu weit vorwagt, darf den Anspruch erheben, daß der Papst sogleich eine Kathedralentscheidung über den aufgeworfenen Lehrsatz erlasse. Das widerspricht ganz und gar der Art, wie Rom in solchen Fragen vorzugehen pflegt. Daher lassen solche Entscheidungen der maßgebenden kirchlichen Behörden die allgemeine kirchliche Anschauung und Auffassung

von einer Frage erkennen und zeigen, nach welcher Seite die kirchliche Autorität weist, und das hat für die Entwicklung der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens eine ausnehmende Bedeutung.

Auch die Pflicht, gewisse Arten von Büchern vor ihrer Veröffentlichung der kirchlichen Prüfung und Approbation zu unterwerfen, hat eher Berechtigung, obichon vielleicht hic und da, wenn sie nicht im rechten Geiste geübt wird, manche Schwierigkeiten entstehen können. Es können dadurch viele Gefahren im vorhinein von den Gläubigen abgewendet werden. Schon die Rücksicht auf die einzuholende Approbation wird manchen Verfasser abhalten, gar zu frei und zügellos zu schreiben und offen gefährliche Lehren vorzutragen. Die Kirche hat da auch ein Mittel in der Hand, durch ein rechtzeitiges Gebot unreifes und lächerliches Machwerk zu unterdrücken, welches sie nicht bloß dem Hasse, sondern auch dem Spotte ihrer Feinde auszusetzen geeignet ist. Man dürfte manchmal eher wünschen, daß in letzterer Beziehung größere Strenge obwalte in bezug auf Andachts-, Erbauungsbücher u. s. w. Nach all diesen Beziehungen hat also die kirchliche Büchergesetzgebung auch heute noch ihre volle Berechtigung; und wenn man einerseits die Leichtigkeit betrachtet, mit welcher man die Erlaubnis verbotene Bücher zu lesen erhalten kann, anderseits sieht, wieviel Spielraum oft die Approbation den Geistern läßt, so ist keine Gefahr, daß aus der Indexgesetzgebung die katholische Wissenschaft einen Schaden erleidet.

Mißgriffe in der Durchführung nach der einen oder anderen Seite hin sind natürlich auch hier, wie bei allen menschlichen Einrichtungen nicht ausgeschlossen, heben aber den Wert der Einrichtung selbst nicht auf. (Vgl. Vermeersch, *De prohib. et censura libr.* ed. 3^a n. 10—12, Goepfert *M. Th. B.* III n. 283 S. 340 f.).

Vielleicht ist es gut, auch noch einige Einwendungen zu hören, welche man bei der verflochtenen Indexbewegung gewagt hat. Mitten im Kampfe lege man den Kämpfern ein geistiges Fasten auf, weil man ihnen das Studium der Schriften großer katholischer Gelehrten verbiete. Zunächst eine Gegenfrage: Wie würde man denn eine Heeresverwaltung nennen, die mitten im Feldzug den Soldaten Nahrungsmittel liefern würde, welche sehr schädliche Bestandteile enthalten, ja sogar nach und nach den ganzen Organismus zerstören können? Anderseits ist denn unsere katholische Literatur so arm an gediegenen Werken, daß unsere Laien — um diese handelt es sich vorzüglich — gerade nach den wenigen verbotenen Büchern greifen müssen? Und dann, wie leicht ist es doch, Erlaubnis zur Lektüre solcher Bücher zu bekommen, wenn man deren bedarf? — Man hat auch eingewendet, der Laie wisse auch nicht, welche Bücher auf dem Index stehen. Man brauche sich auch nicht darum zu kümmern. Was man aus den Zeitungen erfahre, sei nicht maßgebend u. s. w. Gewiß, wenn jemand nicht weiß, ob ein Buch, sei es durch die allgemeinen Regeln oder durch ein besonderes Gesetz verboten ist,

sündigt er nicht. Wenn er aber ernsten Grund zu zweifeln hat, hat er die Pflicht sich zu erkundigen, und wenn die Zeitungen dies berichten, so ist das doch ein Grund, um mindestens zu zweifeln, die Erkundigung ist aber für den Geistlichen sehr leicht und auch für den katholischen Laien, sei es durch den Beichtvater oder den Seelsorger oder einen sonst befreundeten Geistlichen nicht schwer. — Man hat auch gemeint, schließlich komme doch alles auf das Gewissen an, weil die kirchliche Behörde, welche die Vollmacht gebe, schlechte Bücher zu lesen, schließlich nur aus äußeren Gründen urtheile, den Seelenzustand des Betreffenden nicht beurteilen könne. — Gewiß ist jeder zuletzt auf sein eigenes Gewissen angewiesen und auch die erlangte Erlaubnis berechtigt niemand, solche Bücher zu lesen, wenn er für Glaube oder Sittlichkeit Schaden befürchtet. Und wenn in einem dringenden Falle die Erlaubnis nicht eingeholt werden kann, genügt der Gewissensauspruch für die präsumierte Erlaubnis. Aber doch ist es die erste Pflicht, sich mit dem Gebote abzufinden, und der sittliche Ernst, der sich darin offenbart, daß man sich dem Gebote unterwirft, besagt auch einen größeren Ernst bei der Lektüre, welcher der Gefahr mehr vorbeugt.

Würzburg.

Prof. Dr. Goeppfert.

III. (**Restitutionspflicht von Seite eines Dienstboten.**) Delphina klagt sich in einer Beichte an, daß sie sich oftmals Unredlichkeiten habe zuschulden kommen lassen. Als sie nämlich noch bei einer Herrschaft als Köchin bedienstet war, habe sie von dieser den Auftrag erhalten, gewisse Einkäufe in einer bestimmten Viktualienhandlung zu machen. Sie habe dies zwar getan, jedoch einen gewissen Gegenstand habe sie ohne Vorwissen ihrer Herrschaft stets in einer anderen Warenhandlung gekauft, weil sie erfahren habe, daß man denselben dort etwas billiger bekomme. So habe sie es jede Woche gehalten und sich das, um was sie die Ware billiger erstanden hätte, jedesmal zurückbehalten. Sie habe sich nämlich gedacht, der Herrschaft werde es doch ziemlich gleichgültig sein, ob sie diesen Gegenstand hier oder dort einkaufe und wenn sie sich bei dieser Gelegenheit ein bißchen etwas „herauschlage“, so werde man ihr dies gewiß schenken, da es ja doch nur eine Kleinigkeit und kaum der Rede wert sei. Nachdem aber diese Kleinigkeiten im Laufe der Zeit zu einer bedeutenden Summe angewachsen waren, wären doch ernstliche Bedenken über die Erlaubtheit ihrer Handlungsweise in ihr aufgestiegen, und ob sie nicht doch die Pflicht habe, diese Summe zurückzuerstatten.

Auch habe die Dienstherrschaft ihr, als sie heiratete, noch ein Geschenk von 50 Kronen verabreicht, weil sie stets so „treu und redlich“ gedient habe. Sie habe es zwar angenommen, zweifle aber nach dem Gesagten sehr, ob sie es mit gutem Gewissen auch behalten dürfe. Wie wird der Beichtvater zu entscheiden haben?

I. Wenn Delphina glaubte, das bei ihren Einkäufen Ersparte für sich behalten zu dürfen, so stehen dieser ihrer Ansicht die Moral=

prinzipien entgegen: „Nemo ex re aliena ditescere debet“ und: „Qui parcit rei, parcit domino“. Was also Delphina bei erwähnter Gelegenheit erspart hat, das gehörte rechtmäßig ihrer Herrschaft, nicht aber ihr, und ist darum ihre Handlungsweise nach den Grundsätzen de furtis minutis zu beurteilen. Hatte sie gleich im Anfange die Intention, per furta minuta perveniendi ad materiam gravem, so ist sie sicher sub gravi zur Restitution gehalten, ausgenommen, wenn man mit moralischer Gewißheit annehmen könnte, die Dienstherrschaft wolle eine Restitution nicht strenge fordern, was sich aber hier mit gutem Grunde wohl nicht annehmen läßt. Das Verhalten der Delphina gegenüber ihrer Herrschaft war jedenfalls ein unaufrichtiges und betrügerisches. Ohne dieser etwas zu sagen, kaufte sie entgegen deren Auftrag auch in einer anderen Warenhandlung ein und behielt das hierbei Ersparte eigenmächtig für sich. Würde diese unredliche Handlungsweise nur hie und da einmal vorgekommen sein, so würde man annehmen können und dürfen, die Herrschaft wäre darüber weniger ungehalten gewesen, jedenfalls nicht in dem Grade, daß daraus eine Restitutionspflicht erwachsen würde. Nachdem aber Delphina ihre Betrügereien, wenn auch nur in kleinem Maßstabe, fortgesetzt verübt hat, sich überdies einer Unaufrichtigkeit gegen ihre Dienstherrschaft, wie bemerkt, schuldig gemacht hat, so würde diese über die Handlungsweise ihres Dienstmädchens, falls ihr jene bekannt geworden wäre, jedenfalls sehr ungehalten gewesen sein und die Rückerstattung des unterschlagenen Geldes, das bereits zu einer bedeutenden Summe, also sicher zu einer materia gravis, angewachsen war, schwerlich geschenkt haben.

Anders natürlich würde sich die Sache verhalten, wenn Delphina nicht gleich von Anfang an die Intention hatte, durch ihre kleinen Betrügereien zu einer materia gravis zu gelangen, das jedesmal zurückbehaltene Geld nur ganz wenig war und zwischen den einzelnen betrügerischen Handlungen doch wenigstens ein intervallum unius hebdomadae, wie dies in unserem Kasus zutrifft, gelegen war. (Cfr. Noldin: „Summa theol. mor.“ ed. V. „De praeceptis“ n. 412). In diesem Falle bilden nämlich die einzelnen Handlungen kein unum morale mehr, infolgedessen auch die res retenta nicht zu einer materia gravis anwachsen, und somit eine Restitution nicht urgiert werden kann, wenigstens nicht sub gravi.

II. Wie verhält es sich nun aber mit dem Hochzeitsgeschenke von 50 Kronen, das Delphina von ihrer Herrschaft für ihren „treuen und redlichen“ Dienst erhalten hat?

Wollte die Dienstherrschaft unter dem Ausdruck „treuen und redlichen“ Dienst nur das belohnen, daß, wie sie glaubte, Delphina sich während ihres Dienstes ihr gegenüber nie eines Diebstahles, Betruges oder einer sonstigen bedeutenderen Unredlichkeit schuldig gemacht hat, dann konnte Delphina freilich nicht mit gutem Gewissen das Geschenk annehmen, weil eben bei ihr die Bedingung fehlte, derentwegen ihr das Geschenk gemacht wurde. Wollte aber die Dienstherr-

chaft, wie wir annehmen dürfen, unter obigem Ausdruck auch das wohlthätige, sittliche Verhalten ihres Dienstmädchens, seinen Eifer in Erfüllung der obgelegenen Pflichten u. s. w. belohnen, dann konnte dieses, falls es in dieser Beziehung bei ihm nicht fehlte, wenigstens zum Theile mit gutem Gewissen das Geschenk annehmen. Ferner ist es auch sehr ungewiß, ob wohl die Herrschaft, nachdem sie das Geschenk doch schon einmal gegeben, dasselbe von Delphina wiederum annehmen würde, im Falle es diese aus Gewissensbedenken zurückgeben würde. Vielleicht gibt sie sich schon zufrieden mit der Restitution, die Delphina leisten wird, wenn sie zu einer solchen überhaupt verpflichtet werden kann.

Ein anderer Umstand endlich, der zugunsten der Delphina spricht, wäre der, daß sie vielleicht nur wenig vermöglich ist und man darum mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß deswegen die Herrschaft das Geschenk weniger streng zurückfordern werde, auch für den Fall, daß die Beschenkte desselben nicht würdig wäre.

Delphina besitzt also nach dem hier Gesagten ein Geschenk, das ihr zwar ganz freiwillig gegeben wurde, von dem es aber doch wieder nicht ganz gewiß ist, ob sie es auch mit gutem Gewissen behalten darf. Also zurückgeben oder nicht? Ich glaube, diese Frage läßt sich am besten entscheiden nach einer analogen, welche von den Moralisten behandelt wird, nämlich, ob jemand, der sich arm stellt, ohne es zu sein, über die von ihm erbettelten Almosen das Eigentumsrecht erlangt und somit dieselben behalten darf. Die *sententia communior* beantwortet diese Frage verneinend, weil das Almosen seiner Natur nach in der Absicht und zu dem Zwecke gegeben werde, der Noth eines Dürftigen abzuhelpen; diese Absicht könne aber nicht angenommen werden, wo keine Noth und Dürftigkeit sich vorfinde. Die Verteidiger dieser Ansicht fordern darum, daß das Erbetene entweder dem Herrn zurückgegeben oder unter wirklich Arme verteilt werde, indem dadurch ja auch der ursprünglichen Absicht des Spenders entsprochen würde.

Anderer Theologen dagegen lehren, daß der scheinbar Arme auf das von ihm erbetelte Almosen das Eigentumsrecht erlange und somit nicht verpflichtet sei, dasselbe zurückzuerstatten. (Cfr. Lessius lib. 2. de just. c. 18. dub. 17. n. 132). Sie begründen diese Ansicht damit, daß angenommen werden dürfe, der Spender habe bei seiner Gabe *primario et principaliter* die Absicht gehabt, ein Werk der Gottes- und Nächstenliebe zu üben, während die Unterstützung des Armen nur in sekundärer Weise beabsichtigt wurde.

Elbel (Theol. Decal. p. 2. conf. 9. n. 285) hält beide Meinungen für probabel und macht noch die praktische Bemerkung, daß es der Klugheit entspreche, die zur Restitution verpflichtende Ansicht nicht zu urgieren, weil sonst aus einer *injustitia non omnino certa* leicht eine *injustitia formalis* entstehen könnte.

Diese Entscheidung kann, wie gesagt, *propter analogiam* auch auf unseren Fall angewendet werden und dies um so mehr, als es

sich hier nicht um eine erbettelte Gabe, sondern um ein Geschenk handelt, das die Inhaberin desselben ganz ohne ihr Zutun erhalten hat. Delphina mag also ihr Hochzeitsgeschenk behalten. P. D.

IV. **(Zur Leichenverbrennung in Oesterreich.)** Fast drei Jahre sind verflossen, seitdem ich die Abhandlung Sarg oder Urne? in unsere Quartalschrift schrieb. (Vgl. 1906 II. S. 320—330 und III. S. 501—517.) Ich kann mit Freude konstatieren, daß dieser Arbeit große Anerkennung gespendet worden ist und berufe mich dafür auf die Tatsache, daß, abgesehen von Privatbriefen an mich, auch theologische Blätter insonderheit darauf aufmerksam gemacht haben, in speziell ehrender Weise der Literarische Handweiser, und daß man die Arbeit unter die Literatur über diese Sachfrage eingereiht hat, wie das neue Kirchenrecht des (Wrazer Gelehrten) Haring beweist. Ich habe dieser modernen Frage fortwährend meine Aufmerksamkeit zugewendet. Für heute möchte ich Bericht erstatten über die Fortschritte der Leichenverbrennung in Oesterreich.

A. Mitglieder.

In Oesterreich besteht ein deutscher Verein, der für die Idee eintritt und in jeder Weise dafür Propaganda macht und agitiert. Er führt den Namen „Verein der Freunde der Feuerbestattung „Die Flamme““ und hat seinen Sitz in Wien (VII/1, Siebensterngasse 16a). Demselben sind angeschlossen die Zweigvereine Bodenbach, Gablonz a. N., Graz, Linz, Reichenberg, Salzburg, Tepliz-Schönau und der Arbeiter-Zweigverein Wien.

Seit Mai 1904 ist Bodenbach und Tepliz-Schönau neu dazu gekommen. An Mitgliedern beträgt der Zuwachs seit 1904 nicht weniger als 578. Die Mitglieder, respektive deren Zuwachs verteilen sich auf folgende Weise:

| 1904 | | 1908 | |
|-------------------------|------|--------------------------------|------|
| Gablonz | 125 | Bodenbach | 47 |
| Reichenberg | 133 | Gablonz | 138 |
| Graz | 28 | Graz | 185 |
| Linz a. D. | 15 | Linz a. D. | 60 |
| Salzburg | 11 | Reichenberg | 141 |
| Arbeiter-Zweigverein | | Salzburg | 52 |
| Wien | 53 | Tepliz-Schönau | 89 |
| Zentralverein | 914 | Arbeiter-Zweigverein | |
| Im ganzen laut Jahres- | | Wien | 35 |
| bericht | 1279 | Summe der Zweigvereine | 747 |
| | | Summe d. Zentralvereines | 1110 |
| | | Gesamtsumme 1857 ¹⁾ | |

¹⁾ Vgl. die Einladung zu der Sonntag den 3. Mai 1908, 10 Uhr vormittags, im großen Sitzungssaale der niederösterreichischen Handels und Gewerbekammer I., Stubenring 8, stattfindenden XXIII. ordentlichen Generalversammlung S. 4.

8879·54 K, der Kautionsdepotkasse-Ausweis für 1907 notiert 6112·80 K inklusive des Saldo-Vortrages vom Jahre 1906.

C. Agitation.

Die Agitation betreibt der Verein teils durch mündliche Vorträge, teils durch Broschüren und sonstige Drucksorten, teils durch sein Organ, den „Phönix“. So wurden beispielsweise im Jahre 1907 für einen Vortragszyklus des Dr. Weigt 748·60 K ausgegeben, für andere Vorträge 343·64 K, für Broschüren, Satzungen und Drucksorten 546·72 K.

Der „Phönix“ tritt mit dem Jahre 1909 in den XXII. Jahrgang, erscheint monatlich in einer Höhe von 11.000 Exemplaren und kostet ganzjährig 4·80 K. Er führt den Untertitel „Blätter für fakultative Feuerbestattung und verwandte Gebiete“. Eine Nummer ist 16 Seiten stark, Druck und Papier sind sauber und gefällig. Die Illustrationen umfassen größtenteils Krematorien, Urnenheime, Kolombarien u. s. w.

* * *

Sehr interessant klingen Einzelheiten aus der am 3. Mai 1908 abgehaltenen XXIII. Generalversammlung des Vereines „Flamme“.¹⁾

Der Volksbildungsverein in Rixdorf (bei Kumburg) — so wußte der 2. Vereinschriftführer Herr Professor Rudolf Boeck zu erzählen — war durch einen Aufruf veranlaßt worden, sich als Interessent der Feuerbestattungsidee zu deklarieren und um Abhaltung eines Vortrages zu ersuchen. Dieser Aufruf war durch den 2. Schriftführer an 360 deutsche Zeitungen Oesterreich-Ungarns versendet worden. „Leider beteiligen sich gerade unsere Wiener Blätter viel zu wenig an der Propaganda, sehr zu Unrecht und zum Schaden eines gesunden Fortschrittes; denn sie verkennen die außerordentliche Tragweite der Kremationsfrage speziell auch als politisch wertvolles Agitationsmittel gegen die Unduldsamkeit unserer Gegner noch immer vollständig.“

Der Referent Boeck klagt weiterhin, daß der Verein leider auf dem großen internationalen Freidenkernkongreß, anfangs September 1907 in Prag, nicht vertreten war. Dafür war der Verein um so tatkräftiger vertreten bei einer Manifestations-Versammlung zugunsten der Feuerbestattung von Seiten der deutschen Sektion „Freier Gedanke“ des Bundes der Freidenker Böhmens am 28. November 1907.

Als Gegner wird kurz angegeben der Klerikalismus der verschiedenen Konfessionen.

Der Bericht meldet auch, daß der Wahlfeldzug für die letzten Reichsratswahlen benützt worden ist, um die verschiedenen Mandidaten über ihre Stellung zur Kremation zu befragen. Doch „aus eigener Initiative ist bisher von keiner Seite etwas im neuen Parlamente

¹⁾ Vgl. Jahresbericht für die Zeit vom 31. März 1907 bis 31. März 1908 des Vereines „Die Flamme“.

angeregt worden. Das Interesse geht leider vielfach über platonisch-akademische Äußerungen nicht hinaus."

Ueber die Wünsche und Ziele des Vereines wird der Leser am besten unterrichtet durch die Resolution, die am 28. November 1907 in Prag gefaßt worden ist. Sie lautet: „Die am 28. November 1907 im großen Börsensaal in Prag tagende Versammlung der deutschen Ortsgruppe „Freier Gedanke“ erblickt in dem heute noch für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder aufrecht erhaltenen und durch keine stichhaltigen Gründe irgendwie gerechtfertigten oder durch Gesetze gestützten Verbote der wahlfreien, sogenannten fakultativen Feuerbestattung eine rücksichtslos schroffe Verletzung des Rechtes der freien Selbstbestimmung, der persönlichen Freiheit, der schuldigen Rücksicht gegen die letztwilligen Verfügungen derjenigen, die ihren Leichnam eingeäschert wissen wollen. Die Versammlung protestiert energisch gegen die ohne jeden genügenden Versuch einer wirklichen Begründung erfolgten Ablehnungen der wiederholten Eingaben und Refurse der Feuerbestattungsvereine in Wien und Prag an die betreffenden Statthaltereien, beziehungsweise an das Ministerium des Innern wegen Errichtung von Krematorien in Graz und Prag ...

Die Versammlung betont auf das entschiedenste die längst begründete und anerkannte Notwendigkeit der fakultativen Feuerbestattung besonders für die Großstädte und erwartet, daß die k. k. Regierung in dieser Frage sich endlich von dem verderblichen Einfluß der beschränkten und beschränkenden Vorurteile des Klerikalismus befreit und über den Parteien stehend, nicht Partei nehmend, sich auf den Standpunkt einer wirklich modernen Behörde stellt, indem sie, ganz abgesehen von den zwingenden volkshygienischen und volkswirtschaftlichen Gründen, den Grundsatz der Duldung und der Gleichberechtigung durch Zulassung der fakultativen, d. h. wahlfreien Feuerbestattung endlich einmal praktisch zur Geltung bringt.

D. Feuerbestattungen aus Oesterreich.

Wenn man sich um die Zahl derjenigen fragt, die aus Oesterreich sich verbrennen ließen, so wäre es falsch, diese Zahl ins Verhältnis zu setzen zu denen, die begraben würden. Denn in Oesterreich ist die Feuerbestattung verboten und sobald dieselbe freigegeben wird, dürfte die Zahl erheblich sich vergrößern. Von den 1,200.000 Leichen Oesterreich-Ungarns sind im Berichtsjahre (31. März 1907 bis 31. März 1908) nur 64 verbrannt worden. Das ist per se ein lächerlich geringer Prozentsatz. Aber gegen das Vorjahr konnte der Referent eine **Zunahme um 50%** konstatieren! Im Vorjahre waren es 43 Oesterreicher, die sich verbrennen ließen (30 männliche und 13 weibliche Leichen), im Berichtsjahre sind es 64. Das gibt doch zu denken!

Die Leichen verteilen sich nach der Herkunft: Wien 21, Prag 11, Graz 8, Linz 2, Gablonz 1, Strelouč 2, Znaim 1, Kronstadt 1,

Görz 1, Baden bei Wien 1, Salzburg 2, Triest 1, Paris 1, Karbis i. B. 2, Friedland i. B. 1, Bubentich 1, Reichenberg i. B. 1, Teplitz-Schönau 1, Meran 1, Königinhof 1, Mch i. B. 1, Bozen 1, Plars bei Meran 1.

Die Feuerhallen partizipieren davon: Chemnitz i. S. 23, Gotha 30, Jena 1, Mainz 1, Stuttgart 1, Ulm a. D. 9.

Stift St. Florian.

Dr. Joh. Chr. Spann.

V. (Kommunion an Kranke, die nicht mehr nüchtern

sind.) I. Kooperator Commodus wird zu einem Manne gerufen, der sich durch einen Sturz lebensgefährlich verletzt hat. Es ist 9 Uhr abends, als der Priester mit dem Viaticum und dem heiligen Oele beim Verunglückten anlangt. Mit Schrecken bemerkt er, daß der Kranke vollständig bewußtlos sei. Er kann ihn nur sub conditione lossprechen und spendet ihm das Sakrament der letzten Oelung und den Sterbeablaß. Das Viaticum kann er ihm aber nicht reichen, weil der Kranke nicht schlucken kann. Auch der inzwischen erschienene Arzt konstatiert, daß der Kranke nicht einmal Wasser, geschweige denn die heilige Spezies schlucken kann. Was tun? Soll nun Commodus das Viaticum auf dem schlechten, nächtlichen, ³/₄ Stunden langen Weg wieder zurücktragen? Die Pfarrleute werden dann wieder jagen, daß der Priester für den Kranken, dem er das Viaticum nicht mehr habe reichen können, recht viel beten müsse. — Während Commodus so delibereert, spricht eine Frauenstimme: „Bitt, Hochwürden, die Schwester des Verunglückten hier ist eine alte, kränkliche Person. Den ganzen Winter hat sie nicht zur Kirche gehen können. Nicht einmal die Osterbeicht hat sie verrichten können. Jetzt ist die Osterzeit schon einige Tage um. Wenn Sie ihr . . .“ Das war ein Gedanke! Commodus fragt die alte Schwester, ob sie beichten wolle. Sie ist gern dazu bereit. Er absolviert sie und reicht ihr auch die heilige Kommunion, zu den Anwesenden sagt er entschuldigend: „Nach einer neuen Entscheidung des Papstes darf ich solchen Personen, die länger als 1 Monat kränklich sind, die Kommunion reichen, auch wenn sie nicht mehr nüchtern sind.“ Num recte?

II. Gleich am nächsten Tag wird er wieder zu einem Kranken gerufen. „Den alten P. hat der Schlag getroffen.“ Mängstlich fragt Commodus: „Kann er noch schlucken?“ Der Bote erwidert: „Das weiß ich nicht. Man hat mir nur gesagt, daß er nicht mehr reden kann.“ Der Priester denkt sich: „Sicher ist sicher und nimmt wieder das Viaticum mit. Der Kranke ist bei Bewußtsein, kann aber nicht reden und leider auch nicht schlucken. Krampfhast bemüht er sich, einen Löffel voll Wasser hinunterzuwürgen. Tränen stürzen ihm aus den Augen, wie er den Kopf schüttelt, als wollte er sagen: „Ich kann wirklich nicht.“ Was tun? Das Allerheiligste unter riesigem Aufsehen zurücktragen? Im ganzen Hause war keine Person, die noch nüchtern gewesen wäre. Da erinnert sich Commodus, daß in einem 5 Minuten entfernten Häuschen eine Kranke sei, der er schon öfters devotionis

causa die heilige Kommunion gespendet habe. Er schickt einen Boten zu ihr. Inzwischen betet er dem P. die Akte der geistlichen Kommunion vor. Da kommt der Bote mit der Nachricht, die kranke Nachbarin freue sich sehr, daß sie so unerwartet der Gnade der heiligen Kommunion teilhaftig werde. Commodus geht zu ihr und reicht ihr die Kommunion, obgleich sie sagt, daß sie schon „etwas Milch getrunken“ habe. Num recte?

Ad I. Commodus hat nicht richtig gehandelt. Das Gebot der Nüchternheit vor dem Empfange der heiligen Kommunion ist ein strenges. Die Gründe, die er anführt: weiter Heimweg, Kränklichkeit der Schwester des Verunglückten, sind nicht genügend, das Gebot aufzuheben. Die Entscheidung Papst Pius X. „*Decretum de S. Communione infirmis non ieiunis*“ (Linzer Diözesanbl. 1907 Nr. 1) hat er falsch ausgelegt, da dies Dekret den Kranken nur etwas *per modum potus* zu nehmen erlaubt. Die kränkliche Schwester hat aber tagsüber auch etwas gegessen, für sie galt also diese Bewilligung Seiner Heiligkeit nicht. Commodus hätte entweder bis Mitternacht warten und dann erst die Kranke kommunizieren sollen, oder er hätte die heilige Hostie in die Kirche zurücktragen sollen.

Ad II. Commodus hat recht gehandelt, da die Kranke, die nur „Suppe getrunken hatte“, von der Begünstigung obzitierten Dekretes Gebrauch machen konnte.

Kohrbach.

Petrus Dolzer.

VI. Die rechte Absicht bei der täglichen Kommunion.) Novellus, ein angehender Kaplan, wird von seinem Pfarrer, Expertus, gebeten, nicht allzuviel Zeit einzelnen frommen Gläubigen im Beichtstuhl zu widmen, sondern viel eingehender die „Zährlinge“ und selteneren Pönitenten auszufragen, zu belehren und zu disponieren. Novellus erkennt die Berechtigung des wohlgemeinten Rates, stützt sich jedoch bei seiner Praxis auf den Umstand, daß er sich gemäß dem neuen Dekret *Sacra Tridentina* bei den häufig und täglich kommunizierenden auf ein besonderes Examen und einen Unterricht über „die rechte Absicht“ einlassen müsse. Der Herr Pfarrer entgegnet ihm kurz, noch nie habe er darüber bei seinen zahlreichen Pönitenten in der Beicht auch nur ein Wort erwähnt. Diese Praxis scheint dem Herrn Kaplan sehr bedenklich, da ja das Dekret ausdrücklich an drei Stellen (n. 1. 2. 5.) die „richtige und fromme Absicht“ verlangt und betont. Weil dennoch der Herr Pfarrer Expertus hier keinen Unterschied gelten lassen will zwischen täglicher und seltener Kommunion, bringt Novellus den Kasus vor das Forum seines Beichtvaters.

Was soll nun der Beichtvater dem eifrigen Kaplan Novellus antworten:

1. in Betreff der Notwendigkeit dieser „rechten Absicht“ und der Größe des Fehlers bei etwaigem Mangel derselben;

2. in Betreff der bisherigen Praxis beider Seelsorgspriester und der beiderseits angeführten Gründe;

3. in Betreff der besten Art und Weise, die richtige Absicht beim Pönitenten zu erkennen und demgemäß zu handeln?

In unserer Antwort können wir uns enge anschließen an zwei klassische Autoritäten, Kardinal Gennari und P. Julius Vintelo S. J.¹⁾

Ad 1: Kardinal Gennari erörtert in der Märznummer des *Monitore ecclesiastico* vom Jahre 1907 in seiner gewohnten gründlichen Weise die Doppelfrage, ob der ohne die richtige Absicht zur heiligen Kommunion hinzutretende Gläubige eine schwere oder eine läßliche Sünde begehe, und ob er irgend welche Frucht der Kommunion empfangt.

Aus dem allgemein bekannten Grundsatz, daß die Moralität einer Handlung hauptsächlich durch die Absicht oder den Zweck bestimmt wird, folgert er zunächst den Schluß: Der schlechte Zweck infiziert die Handlung selbst, mag das Objekt derselben an sich auch noch so vorzüglich sein. So lehren alle Gottesgelehrten mit St. Thomas. Dieser sagt (I. 2. q. 19. a. 7. ad 2.): *Voluntas non potest dici bona si intentio mala sit causa volendi; qui enim vult dare elemosynam propter inanem gloriam consequendam, vult id, quod de se est bonum, sub ratione mali; et ideo, prout est volitum ab ipso, est malum; unde voluntas eius est mala.*“ Obwohl demnach, so folgert Gennari weiter, die heilige Kommunion ein ganz vorzügliches und göttliches Objekt ist, wird dennoch durch den schlechten Zweck, der jemanden hauptsächlich zum Tisch des Herrn hinzuführt, diese Handlung schlecht und sündhaft.

Damit ist jedoch die Handlung noch nicht notwendigerweise als schwer sündhaft erwiesen. Vielmehr hängt die Schwere dieser Sünde ab vom Grade der Schlechtigkeit des Zweckes. Ist dieser nicht graviter, sondern nur leviter unerlaubt, so ist der Akt der Kommunion ebenfalls nur mit einer läßlichen Sünde behaftet.

Gemäß diesem Prinzip beurteilt Gennari die im Dekret von 1905 erwähnten fehlerhaften Absichten (aus Gewohnheit, aus Eitelkeit, aus menschlichen Rücksichten) und erklärt, dieselben seien, im allgemeinen zu reden, nur kleine Fehler, auch dann, wenn diese ungeordneten Absichten vorherrschen sollten. Es scheint ihm daher die mit einer solchen Absicht empfangene Kommunion nur eine läßliche Sünde nach sich zu ziehen, vorausgesetzt, daß die übrigen Bedingungen vorhanden sind, und daß man die rechten und heiligen Absichten nicht positiv ausschließt. Dieses positive Ausschließen wird nur in seltenen Fällen eintreten, denn es setzt schon ein bedeutendes Maß vorsätzlicher Bosheit oder Heuchelei voraus.

¹⁾ S. das Referat des P. Vintelo über die Pflichten der Prediger und Beichtväter . . . auf dem eucharistischen Kongreß zu Mex (Tournai, Casterman 1907) und als Appendix zu dieser Broschüre die klare Studie Kardinal Gennaris.

Wenn ferner das Dekret (n. 2.) die richtige Absicht bei der Kommunion aus (bloßer) Gewohnheit oder aus menschlichen Rücksichten nicht anerkennt, so wird in diesen Motiven eine ungeordnete Nebenbedeutung (Gewohnheit, Mechanismus, menschliche Rücksichten, Augendienerei u. dgl.) mit einbegriffen. Keineswegs aber ist dadurch das Motiv einer wohlgeordneten Gewohnheit oder berechtigter menschlicher Rücksichten ausgeschlossen. „Wer wird denn, fragt P. Vintelo, jemanden tadeln, daß er ein Almosen aus Gewohnheit gibt oder der heiligen Messe am Sonntag aus Gewohnheit heimohnt? Wer wird einem Kinde einen Vorwurf machen, wenn es sich bei seinem Gehorsam von der Aussicht auf eine (irdische) Belohnung leiten läßt?“ Den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen diese Motive freilich nicht. Wo jedoch andere übernatürliche Motive nicht geradezu ausgeschlossen sind, wird man hier keinen positiven Fehler in der Absicht wahrnehmen.

Und selbst für den Fall, daß die Hauptabsicht bei der heiligen Kommunion leviter unerlaubt ist, behauptet Kardinal Gennari, die Seele werde nicht vollständig der heilsamen Wirkungen des Sakramentes beraubt. Denn nach der Lehre des heiligen Thomas bringt die im Stande der Gnade empfangene Kommunion immer ihre Wirkungen *ex opere operato* hervor, selbst wenn sich in den Akt der Kommunion eine läßliche Sünde einschleicht, die deren Frucht nur vermindert. Er unterscheidet nämlich die läßlichen Sünden, insofern sie früher begangen sind und insofern sie im Akt der Kommunion selbst begangen werden (*praeterita — actu exercita*). „*Primo modo peccata venialia nullo modo impediunt effectum huius sacramenti. Potest enim contingere, quod aliquis post multa peccata venialia commissa devote accedat ad hoc sacramentum et plenarie huius sacramenti consequatur effectum. — Secundo autem modo peccata venialia non ex toto impediunt huius sacramenti effectum, sed in parte; dictum est enim, quod effectus huius sacramenti non solum est adeptio habitualis gratiae vel caritatis, sed etiam quaedam actualis refectio spiritualis dulcedinis, quae quidem impeditur, si aliquis accedat ad hoc sacramentum per peccata venialia mente distractus. Non autem tollitur augmentum habitualis gratiae vel caritatis*“ (III. P., q. 79. a. 8.). Der Heilige redet hier nicht nur von Zerstreuungen im Akte der Kommunion, sondern ganz allgemein erörtert er: *Utrum per veniale peccatum impediatur effectus huius sacramenti.*

Kardinal Gennari widerlegt dann noch den Einwand einer angeblichen Profanation des erhabenen Sakramentes mit dem Hinweis, daß es sich infolge der nur leviter unerlaubten Absicht ebenfalls nur um eine läßliche Irreverenz handelt, die erst dann zu einem *grave sacrilegium* führen würde, wenn der Zweck graviter schlecht und unerlaubt wäre.

A fortiori bleibt der Akt der Kommunion gut, lobenswert und verdienstlich, wo sich der Kommunikant hauptsächlich von der

rechten Absicht, von der Verherrlichung Gottes und Vereinigung mit Christus und von seinen geistlichen Bedürfnissen leiten läßt, selbst wenn sich nebenbei läßlich sündhafte Absichten einschleichen würden. Auch dies bestätigt der heilige Thomas, wo er von der *intentio praecedens et consequens* (al. *concomitans*) redet: „Sed si intentio sit consequens, tunc voluntas potuit esse bona; et per intentionem sequentem non depravatur ille actus voluntatis qui praecessit, sed actus voluntatis qui iteratur“ (I. 2. q. 19. a. 7. ad 2.).

Wenn demnach beim Empfang der heiligen Kommunion die rechte Absicht dominiert und der Eitelkeitsgedanke oder die falsche Menschenrücksicht nur als Impuls dient, so bleibt die Kommunion gut, obwohl der Kommunikant durch seine wissentliche Einwilligung in eine nachfolgende und impulsiv ungeordnete Nebenabsicht eine läßliche Sünde begeht. Fehlt dabei die volle Advertenz und die überlegte Einwilligung, so ist auch die läßliche Sünde hier ausgeschlossen.

Aus all seinen Erörterungen zieht Gennari den Schluß: Nur in einem Fall soll die häufige und tägliche Kommunion — *ceteris suppositis* — nicht angeraten werden: Wenn man sie mit einer nicht richtigen Absicht empfangen würde, und zwar mit voller Advertenz und Einwilligung. Ist die Hauptabsicht richtig trotz anderer leviter unerlaubter Nebenabsichten, so soll man die stets fortschreitende Läuterung der Absicht durch Zurückweisung der unerlaubten Zwecke anraten; aber man soll die Gläubigen nicht von der täglichen Kommunion abwendig machen; denn diese ist das mächtigste Mittel, um die Absicht vollends zu läutern und die wahre christliche Vollkommenheit zu erlangen.

Ad 2. Nachdem Herr Kaplan Novellus einmal die wahren Prinzipien in Betreff der Tragweite und Notwendigkeit der richtigen Absicht beim Empfang der häufigen und täglichen Kommunion erkannt hat, wird es dem Beichtvater ein Leichtes sein, ihn von seiner falschen Praxis abzubringen.

Falsch ist die bisherige Praxis des Herrn Kaplans vor allem aus folgenden Gründen:

a) In der Seelsorgspraxis überhaupt und schon gar bei frommen Gläubigen muß man sich an das Prinzip halten: *Nemo malus habendus, nisi prius probetur*. „Die Abwesenheit der rechten Meinung, sagt Vintelo, wird nicht präsumiert, sondern muß bewiesen werden.“ Durch sein ausführliches Examen aber und seinen diesbezüglichen Unterricht in jedem einzelnen Fall innerhalb des Beichtstuhles zieht Herr Novellus die gute Absicht all seiner Pönitenten faktisch in Zweifel. Warum sollten wir denn schon im vorhinein, besonders bei frommen Christen, die sich in einer ziemlich unabhängigen Stellung befinden, zweifeln an der Reinheit ihrer Absicht bei der täglichen Kommunion? Wahrhaftig, menschliche Rücksichten spielen heutzutage bei der häufigen und täglichen heiligen Kommunion eine schwache

Rolle und sind, angesichts des herrschenden Indifferentismus und der mit der täglichen Kommunion verbundenen Opfer an Zeit und Schlaf und Bequemlichkeit, vielmehr imstande, unentschlossene Seelen vom Tisch des Herrn abzuhalten, wie es leider die Erfahrung beweist.

b) Das Dekret *Sacra Tridentina* betont zwar an drei Stellen die Notwendigkeit der „rechten Absicht“, weil es eben endgültig die Frage nach den zur täglichen Kommunion notwendigen und hinreichenden Bedingungen entscheidet. Keineswegs aber verlangt es durchgehend „in der Beicht ein besonderes Examen und einen eingehenden Unterricht über die rechte Absicht“, ebensowenig, wie es vom Beichtvater verlangt, daß er jeden einzelnen Pönitenten vor der heiligen Kommunion noch ganz eigens frage, ob er im Stande der Gnade sei und die Taufe empfangen habe.

c) Endlich ist die Praxis des Herrn Novellus sehr geeignet, die eitle Furcht und Angstlichkeit vieler Christen vor der täglichen Kommunion noch zu mehren, anstatt sie nach dem Geiste der Päpste Leo XIII. und Pius X. und des Dekretes von 1905 nach Möglichkeit zu entfernen.

d) Auch der Grund des Herrn Pfarrers Expertus, die Zeit im Beichtstuhle vor allem dem Ausfragen, der Belehrung und Dispositionierung der „Zöhrlinge“ und der selteneren Pönitenten zu widmen, darf nicht unterschätzt werden.

Was die Praxis des Letzteren anbelangt, so zeugt sein Benehmen jedenfalls von viel größerer Menschenkenntnis und richtigerer Auffassung des Dekretes von 1905. Und vorausgesetzt, daß die Gläubigen seiner Pfarrei von der Kanzel aus hinlänglich und öfters belehrt wurden über den Inhalt des Dekretes und den Sinn der „rechten Absicht“, so ist es auch denkbar, daß der Herr Pfarrer wirklich bisher im Beichtstuhl nie ein Wort über die „rechte Absicht“ eigens hinzuzufügen brauchte. Auch jene Ansicht des Herrn Pfarrers, daß in Betreff der rechten Absicht kein Unterschied zu machen sei zwischen täglicher und seltener Kommunion, ist nicht ganz unbegründet. Heißt es doch in der von Rom approbierten Instruktion für die Mitglieder des eucharistischen Priesterbundes zur Verbreitung der täglichen Kommunion (n. 2.): „... Die Priester dieser Liga sollen mit Eifer darnach trachten, die Vorurteile und die eitle Furcht des Volkes zu verschreiben, indem sie dasselbe vollends überzeugen, daß zum erlaubten Empfang der täglichen Kommunion nicht mehr gefordert wird, als zur wöchentlichen, monatlichen und jährlichen Kommunion, und dies ist einzig und allein der Stand der Gnade und die rechte Absicht, obwohl es sich sehr geziemt, daß die häufig und täglich kommunizierenden frei seien auch von lässlichen Sünden, wenigstens von den ganz freiwilligen und von der Anhänglichkeit an dieselben“. Der letzte Grund des Herrn Pfarrers Expertus hat also seine volle Gültigkeit nur in der Frage nach den notwendigen Bedingungen zur täglichen Kommunion. Fragt man

um das Geziemende, so ist die rechte Absicht bei der täglichen Kommunion allerdings mehr zu betonen, als bei der jährlichen.

Ad 3. Wenn auch nicht regelmäßig ein eingehendes, mündliches Examen im Beichtstuhl anzustellen ist über die rechte Absicht bei der täglichen Kommunion, so darf dennoch der Beichtvater diese Bedingung nicht außer acht lassen. Nicht umsonst erklärt die Konzilskongregation selbst in ihrem Dekret (n. 2.) diese fromme und richtige Absicht zuerst negativ, dann positiv. Der Seelsorger erkläre vor allem öfters in Predigten, Katechesen und bei Gelegenheit auch privatim die einzelnen Bestimmungen des Dekretes in demselben milden Geiste, in welchem sie abgefaßt sind. Im Beichtstuhle genügt ihm die perceptio confusa et implicita des einen oder anderen Motivs der rechten Absicht. Auch für die einzelnen Gläubigen, besonders für die Kinder und die Einfältigen, ist es durchaus nicht notwendig, daß sie sich reflex ihrer rechten Absicht bei der häufigen und täglichen Kommunion bewußt seien. Eröffnen sie dem Beichtvater gegenüber ihre Zweifel, so wird letzterer öfters übertriebene Furcht und Aengstlichkeit als Mangel an rechter Absicht konstatieren. Der Beichtvater belehre sie kurz über den milden Sinn auch dieser Bestimmung. Findet er ab und zu Seelen, die sich von mehr oder weniger ungeordneten Absichten zur täglichen Kommunion leiten lassen, so weise er sie nicht zurück vom Tische des Herrn, sondern leite sie an, die gute Meinung vor jeder Kommunion zu erwecken und die ungeordneten Absichten bei jeder Regung zu bekämpfen. Schließen wir mit der nochmaligen Erwähnung der Schlußworte Gennaris: „Die tägliche Kommunion selbst ist das kräftigste Mittel, um die Absicht vollends zu läutern und die wahre christliche Vollkommenheit zu erreichen.“

VII. (Messe mit gesäuertem Brot.) Aus deutscher Gegend mit lateinischer Kirchensprache wird folgender Vorfall erzählt: Zum Pfarrer Julius kam der Mesner, nachdem er das erste Zeichen zur Sonntagsmesse gegeben hatte, mit der Meldung, daß keine große Hostie vorhanden sei. Zum Unglücke war auch keine kleine Hostie vorrätig, und so blieb nichts anderes übrig, als aus der eine Stunde entfernten Nachbarspfarre Hostien holen zu lassen. Leider vergaß man, einen Schnellfahrer als Boten zu wählen, und so war halt, als der Pfarrer nach der Frühlehre die heilige Messe lesen wollte, noch keine Hostie da. In dieser Notlage und in der Verwirrung schickte der Pfarrer einen Ministranten zum Bäcker um eine Kaisersemmel, schnitt aus derselben ein hostienartiges Gebilde und zelebrierte nun.

Mit welchem Bewußtsein und mit welchem Gefühle der Pfarrer an jenem Sonntage die Messe las, möge unerörtert bleiben. Vielleicht mochte er gedacht haben, daß bei den Griechen es erlaubt, ja sogar vorgeschrieben sei, mit gesäuertem Brot die heilige Messe zu feiern, also könne die Giltigkeit nicht bezweifelt werden, und die Frage der Erlaubtheit werde einfach durch die Notlage gelöst. Die Giltigkeit der verwendeten Materie ist zwar anzunehmen, wenn der Bäcker

echtes Weizenmehl und natürliches Wasser verwendet hat. Eine geringfügige Beigabe eines anderen Mehles oder Butters, Milch usw., so daß Weizenmehl und natürliches Wasser den weitaus größeren Teil der Materie repräsentieren, würde die Gültigkeit nicht in Frage stellen, aber die Verwendung einer solchen Materie als unerlaubt erscheinen lassen. War nun die Messe des Pfarrers Julius gültig? Hat er seine Verpflichtung gegenüber dem Stipendiengeber vollauf erfüllt? Wenn er die Intention nicht ein zweitesmal persolvieren will, so ist unseres Erachtens bei den heutigen Lebensmittelverfälschungen der Pfarrer wohl verpflichtet, sich durch kluges Fragen beim Bäcker Sicherheit über die Gültigkeit „seiner Hostie“ zu verschaffen. Ob er tatsächlich zu einem gewissenberuhigenden Urteile kommen wird, ist freilich eine andere Sache.

Einfacher löst sich die Frage betreffs der Erlaubtheit. Die Antwort ist kurz: Es war ganz und schwer gefehlt, mit gesäuertem Brot zu zelebrieren. „*Si non sit azymus secundum morem Ecclesiae latinae, conficitur, sed conficiens graviter peccat*“ heißt es in den Rubriken des Missale (de def. III. 3). Die Vorschrift des Konzils von Florenz, daß die Griechen mit gesäuertem, die Lateiner aber mit ungesäuertem Brot das heilige Opfer darbringen müssen, wurde von den Päpsten Pius V. in der Konstitution *Providentia Romani pontificis* und Benedikt XIV. in der Konstitution *Etsi pastoralis* bestätigt und erneuert. In letzterer heißt es: *Districte inhibemus etiam sub poena perpetuae suspensionis a divinis, ne presbyteri graeci latino more et latini graeco ritu . . . celebrare praesumant.* Als sehr strenge verpflichtendes Gebot wird daher auch von den Autoren diese Vorschrift aufgefaßt. So sagt Bucceroni (Inst. th. m. II. nr. 506): „*Ecclesia gravissime urget observationem praescripti ritus.*“ Ebenso Genicot (Th. m. II. nr. 170): „*Ecclesia severissime praecipit, ut unusquisque ritum suum servet.*“ Ähnlich Lehmkühf (Th. m. II. nr. 121): „*Sacerdotem latini rituo solo azymo . . . pane posse uti, praeceptum grave est, a quo vix ulla ratio unquam excusat.*“ Und Marc (Inst. m. II. nr. 1521) gibt auf die Frage: *An Latinus possit aliquando celebrare in fermentato?* Die Antwort: *In locis, ubi proprii ritus ecclesia habetur, id absolute prohibetur.* Die genannten Autoren, denen noch eine Reihe beigelegt werden könnte, erklären dann noch ausdrücklich, daß nicht einmal die Pflicht, das Viaticum zu empfangen respektive zu reichen, entschuldige, sondern einzig und allein das Gebot, das heilige Opfer zu vollenden. „*Ab hoc praecepto ne quidem necessitas viatici pro moribundo, sed sola necessitas complendi sacrificii excusat*“ schreibt Molin (De sacr. nr. 106). Bei Fabbri (Univ. th. m. princ. II. N. 1691) heißt es: „*Juxta sententiam prorsus tenendam ne quidem licet ad communicandum infirmum aliter sine Viatico moriturum: eo quod attentis circumstantiis minus est inconveniens ommissio Viatici quam consecratio. Unus tantum remanet*

casus, quo licitum est: videlicet, si facta consecratione utriusque speciei panis acymus reperiatur corruptus et solus panis fermentatus haberi possit, quia divinum praeceptum de integritate sacrificii ecclesiastico praevalet“. Goepfert berührt unsern Fall ausdrücklich, wenn er schreibt (Moralth. III. nr. 51): „Sub gravi ist vorgeschrieben, daß bei den Lateinern ungeäuertes . . . Brot verwendet werde. Selbst nicht einmal die Notwendigkeit, einem Sterbenden das Viaticum zu reichen oder dem Volke den Besuch der Pflichtmesse an Sonn- und Feiertagen zu ermöglichen, erlaubt eine Abweichung von diesem schwer verpflichtenden Gebote der Kirche.“ Mit ähnlichen Worten beurteilt auch Schüch (Pastoralth. 13. S. 463) ausdrücklich den gegebenen Kasus. Die Möglichkeit, am Sonntag die gebotene Messe anzuhören, ist bekanntlich auch kein Entschuldigungsgrund dafür, daß ein nicht mehr nüchterner Priester noch zelebrieren könne.

Aber das Gebot, Aergernis zu vermeiden, geht dem Kirchengebote voraus. Gewiß, wenn das Aergernis sicher und nicht anders zu vermeiden ist. Es soll daher die Bemerkung, die z. B. Moldin (De sacr. nr. 153) gibt, nicht außer acht gelassen werden. Der erwähnte Autor sagt da: „Ceterum sacerdos, qui apud fideles male non audit, periculum scandali atque infamiae facile removebit candide declarans causam, ob quam celebrare non possit. Quodsi fideles proximam ecclesiam ad audiendum sacrum adire non possunt, loco missae aliam functionem sacram instituere juvat“. Das gilt, wenn der Priester wegen Bruch des jejunium naturale nicht mehr zelebrieren kann, das galt noch mehr, da Julius nicht gleich nach der Frühlehre die Messe lesen konnte. Er hätte einfach dem Volke sagen sollen, daß aus einem unvorhergesehenen Grunde die Zelebration der Messe etwas verschoben werden müsse, hätte sagen können: Wer unmöglich warten könne, könne auch früher nach Hause fahren. Zugleich mußte eventuell Vorfrage getroffen und dies auch bekannt gegeben werden, daß der Hauptgottesdienst ebenfalls etwas hinausgeschoben werde. In der Zwischenzeit konnte der Rosenkranz gebetet werden.

Daß der Pfarrer einen Ministranten zum Bäcker sandte, um eine Semmel zu holen, war sehr unklug, da gerade aus dieser Handlung leicht Aergernis entstehen konnte. Wenn die Ministranten und der Bäcker es wissen, daß der Pfarrer zum Messelesen eine Semmel benützt habe, so mochten wohl bald die meisten Pfarrleute die Sache wissen und sich dazu ihre Gedanken machen nicht zu Ehre des heiligen Sakramentes und zu eigener Auferbauung.

Dieser Fall, der tatsächlich sich ereignet hat, zeigt wiederum, daß im praktischen Leben gar Merkwürdiges vorkommen kann und daß nicht bloß Lebensklugheit, sondern vor allem die Kenntnisse der theologischen Disziplinen die rechte Lösung finden lassen.

St. Florian.

Prof. Astenstorfer.

VIII. (Behandlung der Zensur propter absolutionem complicitis.) Der Priester Euthychius hat durch tactus turpes an einem Knaben sich verfehlt und ihn dann beichtgehört. Der Beichtvater Serapion absolvierte ihn, weil er die Vollmacht hat, von allen päpstlichen Fällen loszusprechen und weil er überdies glaubt, es bestände die Zensur noch nicht, da noch keine poll. oder fornic. vorgefallen sei. Euthychius, im Gewissen nicht beruhigt, begibt sich zu Spiridion, der die Sache ernst nimmt; da er entdeckt, Euthychius sei bereits zweimal mit apostolischer Vollmacht von derselben Zensur absolviert und nun ein drittes Mal in dieselbe verfallen, berichtet er (tecto nomine poenitentis) nach Rom. Laut Reskript fordert er sodann den Pönitenten auf, das Amt des Beichtvaters für immer niederzulegen. Dieser gerät in Verzweiflung und da er dem Reskripte nicht entsprechen kann, händigt ihm Spiridion dasselbe ein mit dem Bedeuten, er solle damit machen, was er wolle und absolviert ihn nicht. — Was ist über beide Beichtväter zu sagen? Beide haben gefehlt.

Serapion ist im Irrtum über die Natur der complicitas sowohl als über den Umfang seiner Vollmacht. Die complicitas besteht immer, sobald eine schwere Sünde, äußerlich als solche erkennbar, zwischen beiden geschieht und zwar contra ipsam castitatem, sei es nun ein peccatum luxuriae completae — pollutio, fornicatio — oder incompletae — tactus in partibus inhonestis, verba graviter obscœna, aspectus turpes), nicht aber contra solam pudicitiam (verba aliquantulum tantum scurrilia, tactus in partibus honestis u. dgl.), also nur gegen den Wohlstand.¹⁾ Belanglos ist es, ob ein männliches oder weibliches Wesen complex ist. Ist die Sünde nicht sicher contra luxuriam, oder nicht sicher schwer, oder auf einer Seite nur eine innere, so ist die Komplizität in unserem Sinne nicht gegeben; denn: odia sunt restringenda. Dasselbe ist zu sagen, wenn ein Teil, selbst wegen Ueberredung des andern, die Sünde, die objektiv schwer ist (subjektiv), nicht für schwer hielt vor der Tat; — anders ist aber zu sagen, wenn der Priester post factum dem Komplex einredet, es sei keine schwere Sünde, damit er es bei der Beicht verschweige: denn in diesem Falle würde dieser Priester, der

¹⁾ Hier muß aber gewissenhaft unterschieden werden: denn tactus, verba, aspectus werden an sich zwar als der pudicitia entgegengesetzt von den Autoren betrachtet und nur, wenn sie mit schuldbarer commotio carnalis verbunden sind, werden sie als actus luxuriae behandelt. — Für die Zensur kommen sie aber sicher immer in Betracht, wenn sie (wegen occasio in se et absolute proxima, z. B. bei tactus und aspectus in pudendis, schwer obszöne Worte) äußerlich als schwere Sünden erkennbar sind (S. Off. 28 Mai 1873), da sie diesfalls, wenn auch bloß impudici an sich, unmittelbar mit dem genus luxuriæ in Beziehung stehen und darum, wie das angezogene Dekret sich ausdrückt, complicitatem important; die äußere Handlung mag eine pudica sein; der innere Affekt ist aber libidinos und wird wegen der qualifizierten Art und Weise der äußeren Handlung genügend äußerlich als schwer sündhaft erkennbar und ist pecc. grave externum. (D. B.)

den Komplex dann absolviert, der Zensur verfallen. Oscula sind als Komplizität dann zu betrachten, wenn sie von beiden nach dem vorausgehenden Gewissen als *gravia peccata luxuriae (incompletae)* mit Recht betrachtet wurden; denn wenn dieselben mit wegen der Begleitumstände (*irritatio venerea*, große Festigkeit, lange Dauer, Wiederholung, *stricti amplexus, partes . . .*) qualifiziert waren, ist ganz gut der Fall denkbar, daß wenigstens der Pönitent sie (da sie nur obiter vorkamen — *osc. obvia*) nicht als schwere Sünde auffaßte.

Ferner ist Serapion in krassem Irrtum über seine Vollmachten. Erstens erhält kaum ein Priester Vollmacht über alle Zensuren, und wenn ja, so ist die Vollmacht über diese Zensur immer ausgeschlossen, wenn sie nicht ganz speziell erwähnt ist; die Zensur heißt darum *specialissime reservata*. Krasse Unkenntnis der Zensur entschuldigt von dieser Zensur nicht (S. Off. 13. Jan. 1892), da sie wohl immer kulpabel ist; sollte sie wegen unverschuldeter mangelnder theologischer Bildung entschuldbar sein und der Konfessor die Absolution des complex sogar für erlaubt halten, so wäre freilich anders zu urteilen; dies schließt Schreiber aus einem Reskript der Pönitenziarie in einem Falle, da es sich um einen in den alten „Generalseminarien“ herangebildeten Priester handelte. (Freilich ist der Fall aus „grauer Vorzeit“.) Die Zensur gilt auch für die Simulation der Bessprechung (S. Poen. 1. März 1878; — S. Off. 10. Dezember 1883). — Keine Zensur besteht, wenn der Komplex aus freien Stücken die Sünde verschwieg.

Serapion ist also im Irrtum und sogar, wenn ihn nicht Unkenntnis entschuldigt, selbst der dem Papste einfach reservierten Exkommunikation verfallen, da er einen Absolutor complicitis ohne Vollmacht von einer *speciali modo* dem Papste reservierten Zensur absolviert hat (Const. „Apost sedis“).

Unflug und hart aber war das Vorgehen Spiridions. Er hätte, sobald Euthymius das Amt des Beichtvaters nicht aufgeben konnte, sich nochmals an die Pönitenziarie wenden sollen. Da Schreiber dieses über das heutige Verfahren derselben gut informiert ist, so hält er es für angezeigt, hierüber zu berichten. Es ist wohl ein trauriges Thema, aber behandelt muß es auch werden.

Wenn einem Beichtvater eine *absolutio complicitis* gebeichtet wird, so ist wohl das erste, den Pönitent an die Zensur zu erinnern, die er sich zugezogen hat, und zu fragen, wie oft er die Person des Komplex von dieser Sünde absolviert habe, ferner, ob er schon früher einmal von dieser Zensur behaftet war und, wenn auch mit apostolischer Vollmacht, absolviert worden sei. Es kommt hier nämlich in Frage, wie oft er in seinem ganzen Leben die *absolutio complicitis* begangen hat.

Der Priester, der meist zu funktionieren von Amts wegen gezwungen ist, ist ferner zu absolvieren. Es ist ja bekannt, daß

man auch außer dem Notfalle von allen Zensuren, die dem Papste reserviert sind, absolvieren kann, wenn es dem Pönitenten sehr schwer ist, länger zu warten. Doch muß *sub poena reincidentiae in easdem censuras* innerhalb eines Monats an die Pönitenziarie recurriert werden *ad standum mandatis Ecclesiae*. Der Recurs ist Sache des Pönitenten, doch kann ihn auch der Beichtvater übernehmen („*Officium boni viri*“); kann der Pönitent aber nicht schreiben und ist ihm die Rückkehr zu demselben Beichtvater schwer, so mußte er sich zwar an einen anderen wenden, fällt ihm dies zu schwer, so ist er von der Pflicht des Recurses frei. Dies letztere aber gilt bei der *censura specialissime reservata* nicht; denn ein Priester kann gewiß schreiben! (S. O. 30. Juni 1886; 17. Juni 1891; 19. August 1891; 30. März 1892; 16. Juni 1897; 9. November 1898; 7. Juni 1899; 5. September 1900; 19. Dezember 1900. S. Poenit. 7. November 1888.) An die Pönitenziarie kann man in jeder Kultursprache schreiben; das Beichtiegel wird von ihr heilig gehalten, ohnehin schreibt man bei Beichtstuhlkasussen nie den Namen des Pönitenten ins Gesuch; es läge aber gar keine Gefahr darin, wenn ein Pönitent selbst an sie schreibt und seinen Namen unterschreibt; das entsprechende Porto für die Antwort — einfach, rekommandiert oder Expresßbrief — kann man in einheimischen Marken beilegen; sonst aber kommt die Antwort unfrankiert; man kann die Antwort auch *poste restante* verlangen. — Ein Bogen Kanzleipapier zählt, da fürs Ausland 15 *g* die Grenze des einfachen Porto ist, schon doppeltes; also 25 *h* in den Brief und 25 *h* aufs Ruvert! Tage ist keine für Gewissensfälle!

Im Gesuche ist anzugeben, wie oft Pönitent in *tota vita sua* ein *pecc. complicitatis* absolviert hat und ob er schon einmal von der Zensur *apostolica facultate* losgesprochen wurde. Pönitent ist für etwa ein Monat verpflichtet, zum Beichtvater zurückzukehren, er kann sich auch das Reskript entweder durch die Pönitenziarie oder von dem ersten Beichtvater senden lassen und damit zu einem andern gehen, falls noch nötig. Nötig ist es aber nur dann, wenn Pönitent noch nicht absolviert ist oder die *mandata* der Pönitenziarie nicht direkt von derselben auferlegt werden, sondern der zu erwähnende Beichtvater ermächtigt wird, sie zu „fulminieren“.

Hat Pönitent (seit jeher) nur ein- bis zweimal sich durch die *absolutio complicitis* verschult, so fordert die heilige Bußbehörde, daß „die *occasio prox.* behoben, die Pönitenten, falls sie zurückkommen zur heiligen Beicht, an die Ungültigkeit der bisherigen Absolutionen zu mahnen und anzuweisen sind, ihre Beichten bei einem *confessarius non-complex* zu wiederholen; auch sollen sie später nicht mehr zum *complex* beichten gehen, den Fall des sonstigen Aergernisses ausgenommen“. Auch wird die Vollmacht zur Losprechung von der Zensur unter Auflage schwerer Buße beigefügt, wenn sie noch nicht erteilt wurde, sowie zur Dispens der etwa eingetretenen Irregularität *ex delicto*, nämlich wegen Vornahme etwaiger Funktionen trotz der

Benſur; war aber Pönitent ſchon abſolviert, ſo durfte er funktio-
nieren; hatte er nach der *absolutio complicitis* ſchon funktioniert, ſo
konnte der Beichtvater ihn nur (*praevis*) von der Benſur, nicht aber
von der Irregularität befreien (wenn derſelbe dazu nicht eine beſondere
Vollmacht hatte, was z. B. bei Regularen der Fall iſt); darum konnte
der in Irregularität Befindliche nur im Nothfall (*infamia*) funktio-
nieren. Endlich fordert die heilige Bußbehörde, „daß nach einem
etwaigen Rückfalle in einem neuerlichen Geſuche erwähnt werden
müſſe, daß er ſchon einmal die *apostolica gratia absolutionis* ab
hac censura erhalten habe, widrigenfalls die künftige, auf neuer-
liches Bittgeſuch erteilte Gnade der Loſſprechung vom *relapsus*
ungültig ſei“. Leider wird die Beobachtung dieſer Vorſchrift öfter
von Pönitenten oder von Beichtvätern vergeſſen und ſind darum
die Reſkripte ungültig!

Hat aber Pönitent mindestens dreimal (während ſeiner ganzen
Wirksamkeit als Prieſter) eine *absolutio complicitis* verbrochen¹⁾ (einerlei,
ob an derſelben Perſon oder an verſchiedenen), ſo verlangt die Pöni-
tenziarie, daß er das Amt des Beichtvaters aufgebe und, nachdem
er es aufgegeben, nie mehr übernehme. Kann ein Pönitent dieſe
Klaufel nicht einhalten, weil er von Amts wegen oder ſeiner Stellung
halber oder wegen Verſügung ſeiner Vorgeſetzten (Kurat, Hilfsprieſter
u. dgl.) beicht hören muß, ſo iſt ein neues Geſuch an die Pönitenziarie
nötig; er erhält die Prolongation auf ein volles Jahr; iſt während
deſſelben kein Rückfall (*in hanc censuram*; denn ein *relapsus* in
peccatum turpe wird nicht in Betracht gezogen) vorgekommen, ſo
erhält er dann die Prolongation meiſtens auf drei Jahre, wenn
neu angeſucht wird. Nach Ablauf dieſer Friſt erhält er, wenn kein
relapsus in *hanc censuram* geſchah, auf Anſuchen die Rehabilitation
für immer. Ob der vollſtändig rehabilitierte Pönitent beim Rück-
fall die *gratia rehabilitationis aliquando iam obtenta* in ſeinem
Geſuche erwähnen muß, iſt fraglich, da im Rehabilitations-Reſkript
kein Paſſus diesbezüglich beigeſügt iſt.

Von Belang iſt für die Verſügung der Pönitenziarie, wie
große Diſtanz zwiſchen der erſten *gratia* und dem *relapsus* ver-
ſtrichen iſt, nicht ohne Berücksichtigung bliebe auch ein tadelloſes
Leben, das er lange Zeit ſeit der erſtertheilten *gratia* bis zum ſpäten
relapsus geführt, ferner die *species peccati complicitatis*; ſo hat
die Pönitenziarie in einem Falle die *dimissio muneris confessarii*
trotz 16maliger (!) *absolutio complicitis* nicht verlangt, da nur *oscula*
qualificata vorgefallen waren.

Wir ſetzen zum Schluſſe den gewöhnlichen Wortlaut der Faſultät
hieber, die dann erteilt wird, wenn ein unglücklicher Prieſter
mindestens dreimal in die Benſur fiel und *praevis* keine Abſolution
poena reincidentiae im Falle der Unterlaſſung des Reſkriptes erhielt:

¹⁾ Klagt ſich ein Komplex bei ſeiner erſten Beichte über die Sünde an,
bei den folgenden aber nicht, ſo liegt nur eine *absolutio complicitis* vor. (D. B.)

„S. Poenitentiaria, attentis expositis, tribuit Tibi, dilecto in Christo confessario, saeculari vel regulari, ex approbatis ab Ordinario loci ad libitum oratoris latoris (Empfänger der gratia) electo (er kann also zu einem andern Priester gehen, es muß nicht der frühere sein) facultatem, Apostolica auctoritate ipsum oratorem, si ita sit, absolvendi a censuris et excommunicatione, peccatis et sacrilegiorum reatibus ob praedicta quomodolibet incursis in forma Ecclesiae consueta, ac dispensandi cum eo eadem apost. auct. ab irregularitate ex violatione censurarum quomodolibet contracta; iniuncta ei gravi poenitentia salutari, necnon, quod officium confessarii, quo tam perditus abusus est, omnino dimittat infra terminum a Te, pensatis circumstantiis, statuendum, non tamen ultra tres menses (mitunter werden größere Zeiträume angegeben), dimissumque non amplius reassumat; et interea abstineat a confessionibus personae complicitis (personarum complicitum) quantum citra grave scandalum fieri potest (dieses Verbot bleibt selbst im Falle der Fristverlängerung meist aufrecht) eamque (easque), si ad eum recurrerit (recurrerint), monitam (monitas) de nullitate antecedentium absolutionum, ad alium confessarium non complicem remittat. Pro foro conscientiae et in sacramentali confessione tantum, ita ut huiusmodi gratia in foro externo nullatenus ei suffragetur. Praesentibus attente perlectis et statim post executionem sub poena excommunicationis latae sententiae per Te combustis.

Romae, ddo. . . .“

Der Beichtvater, der nach Gebrauch der Vollmacht das Rescript nicht sofort verbrennt, ist exkommuniziert.

Da die Rescripte oft sehr undeutlich geschrieben sind, so dürfte die Veröffentlichung des Textes von Interesse sein. Die Adresse der heiligen Pönitenziarie lautet: Al eminentissimo e reverendissimo Cardinale Penitenziario maggiore, Roma, piazza della cancellaria apostolica.

P. S. . . .

IX. (Sterbesakramente mit Celebration im Notfalle.)

Ein Schulkasus. Kunibert, Pfarrer und Schulinspektor von H., hält in seiner Bergfiliale, die eine starke Stunde von H. entfernt ist, nachmittags Schulvisitation. Da wird er aus dem Schulzimmer gerufen und erfährt, daß der Dorfschmied der Filiale, Theobald, ein bekannter Trinker, neben seinem Amboß von einem Schläge getroffen, zusammengebrochen sei. Kunibert geht in das Haus des Schmiedes und findet Theobald bewußtlos auf seinem Bette liegen, wohin er von seinen erschrockenen Angehörigen gebracht worden war.

I. Alle Versuche, ein Zeichen von Bewußtsein von ihm zu erlangen, schlagen fehl und so gibt ihm denn Kunibert ohne weiteres die Losprechung: „Si dispositus ex ego te absolvo ab omnibus censuris et peccatis in nomine P. et F. et Sp. Si. Amen“.

II. Kunibert möchte dem Sterbenden auch die heilige Oelung erteilen; aber das heilige Oel ist in der Pfarrkirche unten im Tale und um es von dort zu holen, braucht ein guter Fußgänger und Bergsteiger mindestens $1\frac{1}{2}$ Stunden; in der Zwischenzeit aber wird Theobald voraussichtlich sterben? Was tun? Für alle Fälle schickt er den Sohn des Schmiedes, einen starken, zuverlässigen Burschen, in die Pfarrei mit den nötigen Weisungen, das heilige Oel zu bringen.

III. Kunibert denkt natürlich auch an die heilige Wegzehrung. Nach einigem Hin- und Herdenken entschließt er sich in Anbetracht der Notlage, trotzdem er nicht mehr nüchtern ist und trotz der Nachmittagszeit, in der Filiationkapelle, in der er monatlich zweimal zu zelebrieren pflegt, das heilige Messopfer darzubringen *ad concipiendum viaticum*.

Er läßt den Filiationküster rufen und geht mit ihm zur Kapelle. Aber was müssen sie da sehen! Offenbar ist da ein Einbruch verübt worden, denn alles ist in der größten Unordnung. Kunibert geht aber entschlossen voran, kleidet sich an, so weit die vorhandenen Paramente es gestatten: er geht an den Altar nur mit Albe und Kasel angetan, nur mit Kelch und Patene, ohne Kelchvelum, ohne Purifikatorium, ja ohne Korporale. Den Küster läßt er inzwischen den gewöhnlichen Messwein und in Ermangelung von Hostien ein Schnittchen reinen Weizenbrotes holen und beginnt die heilige Messe *de requiem* — ohne Ministrant, ohne Lichter, ohne Kreuzifix. Zum Offertorium ist der Küster wieder zurück und so geht dann die heilige Messe voran. Bei der Kommunion des Priesters kommt ein Votum: Theobald sei in den letzten Zügen. Kunibert genießt eilig das heilige Blut, zieht die Kasel aus, legt das abgebrochene Stück der heiligen Brotestalt auf die Patene, eilt damit in das nahe Haus des Kranken und reicht dem besinnungslosen Sterbenden, ohne das Konfiteor beten zu lassen, in einem Löffel Wasser die heilige Wegzehrung.

IV. Da Theobald doch nicht sofort zu sterben scheint, geht Kunibert in die Kapelle zurück, purifiziert den Kelch und die Patene — da kein Purifikatorium zur Stelle ist, spült er den Kelch mehrmals mit Wasser — vollendet die heilige Messe und begibt sich dann wieder ans Sterbebett. Es vergeht noch eine ganze Stunde, ehe Theobald seinen Geist aufgibt. Fünf Minuten nach dem Hinscheiden des Vaters kommt sein Sohn mit dem heiligen Oele, und Kunibert, wiederum kurz entschlossen, salbt dem (wenigstens scheinbar) Verstorbenen die Stirne unter der Formel: „*Si adhuc vivis, per istam sanctam unctionem indulgeat tibi Dominus, quidquid deliquisti. Amen.*“

Was sagt nun die Moral zur Handlungsweise Kuniberts in diesem Falle, der sich praktisch kaum je verwirklichen wird, der aber geeignet erscheint, die Grenzlinsen des Erlaubten für die schwierigsten Umstände theoretisch anzugeben?

Ueber bedingte oder absolute Lossprächung Bewußtloser, vergleiche diese Zeitschrift 1900, S. 94 ff.

I. Die abgekürzte Form für die Lossprächung von Zensuren und Sünden ist dann zu gebrauchen, wenn nach dem Urtheil des Absolvierenden 1) der Pönitent dem Tode so nahe ist, daß er beim Gebrauch der gewöhnlichen Formel schon vor den Worten: „Dei ego te absolvo a peccatis tuis etc.“ stirbe; — hierbei ist keine Rücksicht zu nehmen auf die Meinung jener, nach welchen der wahre Tod später eintritt als der scheinbare; 2) wenn nach dem Urtheil des Absolvierenden der Tod zwar noch nicht auf der Stelle erfolgt, der Gebrauch der gewöhnlichen Formel jedoch die rechtzeitige Spendung der anderen Sacramente in Gefahr brächte. Dieser Fall tritt nur dann ein, wenn der Priester das heiligste Sacrament oder das heilige Del bei sich hat, oder wenn er mehreren Verunglückten die Lossprächung in articulo mortis geben will, die Sterbenden aber nicht gemeinsam absolvieren kann. Wenn also Kunibert glaubte, Theobald liege schon in den letzten Zügen, dann mußte er nach 1) die abgekürzte Form der Lossprächung gebrauchen. Wenn er aber erkannte, daß der Sterbende noch eine oder zwei Minuten leben würde, so mußte er für eine gewissere Disposition des Beichtkinds sorgen. Und obschon Theobald ganz bewußtlos zu sein schien, mußte Kunibert doch versuchen, ihm die notwendigen Akte vorzusprechen; denn es ist eine begründete Annahme, daß bei „Bewußtlosen“, zumal bei solchen, welche vom Schlagflusse gerührt werden, der Gehörsinn am längsten seine Leistungsfähigkeit bewahrt.

Nachdem endlich Kunibert sah, daß Theobald nach der Lossprächung noch weiter lebte, mußte er wenigstens jetzt durch Vorsagen der nötigen Akte die Disposition des Sterbenden wahrscheinlicher machen und dann wiederum von neuem die bedingte Lossprächung erteilen. Kunibert fehlte also dadurch, daß er nicht für eine bessere Disposition des Pönitenten sorgte, obschon er es mit einiger Wahrscheinlichkeit von Erfolg hätte tun können.

Zu II. Kunibert läßt das heilige Del durch einen Laien holen; dafür verdient er in diesem Falle nur Lob, keinen Tadel. In extremis extrema tentanda und Sacramenta propter homines. Die Lossprächung war ihrem Werte nach recht zweifelhaft; die Wirkung der heiligen Delung ist bedeutend sicherer — wenn auch nicht ganz sicher, daß er also für die Möglichkeit der heiligen Delung Sorge trug, war ganz am Platze, ja gefordert. Der Umstand, daß er das heilige Del durch einen Laien besorgen lassen mußte — weil er selbst beim Sterbenden bleiben wollte — ist nicht so ungeheuerlich, daß er deswegen auf die mögliche Erteilung der heiligen Delung hätte verzichten müssen.

Zu III. Zur Celebration durfte sich Kunibert dann (und nur dann) entschließen, wenn er 1. die begründete Ansicht hatte, daß der Kranke die Zeit der heiligen Messe überleben würde; 2. die moralische

Gewißheit, daß Theobald in der Zwischenzeit nicht wieder zu sich kommen und so einer sicheren Losprechung fähig würde; für diesen Fall mußte dann Kunibert beim Kranken bleiben; und 3. endlich mußte er sich vergewissern oder es wenigstens für möglich halten, daß der Kranke imstande war, überhaupt etwas zu sich zu nehmen. Unter diesen Voraussetzungen sagt Lehmkuhl (*Theologia moralis*¹⁰ II n. 161): „Imo addam, si (quod practice vix juvabit notasse) aegrotus hujus sacramenti (scil. ss. Eucharistiae) solius satis certo capax sit, eo quod absolutio propter sensuum rationisque aegroti destitutionem maneat dubia et quod S. Oleum defecerit neque haberi tam cito possit, celebrari debere, etiam post meridiem“. Ganz genau Kuniberts Fall! Wenn also Kunibert eine normale Messe lesen konnte, so durfte (nach Lehmkuhl: mußte) er es tun.

Nun aber eine heilige Messe auf so abnorme Art! Kuniberts ganzer Ornat bestand aus Albe und Kasel! Damit ist er bis hart an die Grenze des Erlaubten gegangen: „Defectus casulae vel albae tantus censetur, ut fere ne ad Viaticum quidem conficiendum liceat sine illis celebrare: S. Alph. n. 377; reliquae vestes etsi, quando plures simul desunt, materiam gravis praecepti constituunt, tamen ex necessitate Viatici consecrandi aut scandalum evitandi (e. g. si cum scandalo populi diebus festis Sacrum futurum non esset) licite omittuntur“ sagt Lehmkuhl a. a. O. n. 230. Kunibert las eine Requiemsmesse, obschon am Tage ein festum duplex war; aber auch deswegen ist er in dieser Notlage nicht zu tadeln: „Qualitas Missae de praecepto quidem est, at non de gravi, excluso scandalo et contemptu, vel nisi frequenter diebus vetitis Missae diei non convenientes dicantur“. Lehmkuhl a. a. O. n. 239. — Es genügte auch, in diesem Falle in der missa quotidiana pro defunctis eine einzige Oratio zu beten. — Vielleicht war die Farbe der Kasel nicht schwarz — aber „color paramentorum praeceptum grave per se non constituit“, sagt wiederum Lehmkuhl a. a. O. n. 230. —

Kunibert zelebrierte auch ohne Korporale; „in gravi vero necessitate licebit sine eo celebrare“. Lehmkuhl a. a. O. n. 229. In einem solchen Falle dürfte es aber angezeigt sein, die konsekrierte heilige Hostie stets auf die Patene und nicht auf das Altartuch — vielleicht war in Kuniberts Falle ein solches nicht einmal vorhanden — zu legen und das Kreuzzeichen während des „Libera nos quaesumus“ mit der bloßen Hand zu machen.

Wir dürfen annehmen, daß der Küster nach seiner Rückkehr irgend eine Kerze oder irgend ein Licht angezündet hat. Zur Frage schreibt Lehmkuhl a. a. O. n. 233: „Ad conficiendum viaticum plerique etiam censent, sacerdotem sine ullo lumine celebrare non posse: S. Alph. n. 394, Tamb. 1. c. cap. 5 § 4; at si agatur de summa necessitate moribundi sensibus destituti, non video, cur non possimus cum Lacroix l. 6 p. 2 n. 392 contrariam opinionem

„probabilem“, immo valde probabilem dicere, in quam etiam Gobat, Sporer (De Euch. n. 381) etc. inclinant.“ — Ein Krucifixbild wird für die heilige Messe nur sub veniali verlangt; Kunibert konnte also in seiner Nothlage davon absehen. — Daß er die heilige Messe ohne Ministrant anfang, ist entschuldbar: „Licet sine ministro celebrare, approbante S. Alph. ob conticiendum Viaticum“ (Lehmkuhl a. a. O. n. 244).

Was ist aber dazu zu sagen, daß Kunibert mit gewöhnlichem, gesäuertem Weizenbrot zelebrierte? Wenn er für sich dachte: „Was in allen Kirchen des griechischen Ritus erlaubt ist, was auch lateinische Priester in griechischen Kirchen tun dürfen, das wird auch mir nicht versagt sein, wo das ewige Heil eines Sterbenden auf dem Spiele steht“, dann kann er jedenfalls subjektiv von aller Schuld freigesprochen werden. Ja, es ist probabel, daß unter diesen Umständen die Zelebration mit gesäuertem Brot auch objektiv erlaubt war. Der heilige Alphons schreibt (Th. M. I. 6. n. 203) zu unserer Frage: „An in casu necessitatis ad praebendum viaticum infirmo possit sacerdos latinus consecrare in fermentato“: „Affirmant Major et Tanner apud Renzi; quia, ut dicunt, praeceptum divinum suscipiendi viaticum praevalere debet praecepto humano celebrandi in azymo. Sed negat communis et probabilior sententia . . . Ratio, quia in hoc casu praeferenda est reverentia erga tantum sacramentum utilitati proximi, cui tale sacramentum non est simpliciter necessarium.“ Hiezu ist ein doppeltes zu bemerken: einmal nennt St. Alphons die negative Meinung communis (!) et probabilior, gesteht also der andere eine wahre Probabilität zu; sodann trifft die Unterstellung, mit welcher er die leugnende Sentenz zu stützen sucht, in unserem Falle nicht zu; denn man darf wohl Kühn behaupten, daß die heilige Eucharistie für den sterbenden Schmied ein sacramentum simpliciter necessarium war.

(Dazu sei bemerkt: der heilige Alphons nennt die verneinende Ansicht communis et probabilior, daß dann die bejahende nach vere et solide probabilis sei, läßt sich nicht mehr behaupten. Ferner führt der heilige Lehrer für die erstere Meinung nur zwei Autoren an: Major und Tanner, von denen nur letzterer als auctor gravis gilt. Zur Begründung der äußeren Probabilität werden aber allgemein fünf oder sechs auctores scientia et prudentia insignes erfordert. Betreffs der Nothwendigkeit der Kommunion lehren die Dogmatiker (cf. Pohle III.³ S. 302), sie sei für die Erwachsenen notwendig necessitate praecepti, aber nicht necessitate medii. Das Gebot verpflichtet zwar vor allen tempore mortis; allein es ist auch zu beachten, daß, wer unwürdig das Viaticum empfängt, dem Gebote nicht Genüge leistet, daß der Zustand der heiligmachenden Gnade die conditio sine qua non der Gnadenwirkung der heiligen Eucharistie ist. War also durch Erweckung der Reueakte und durch die Absolution für den Kranken zur Genüge gesorgt, so war für den Schmied,

der ein „bekannter Trinker“ war, das sacramentum sc. eucharistiae nicht mehr simpliciter necessarium. Hatten aber jene Akte (Vorbeten der Meue und Absolution) keine Wirkung, so konnte auch die Spendung der Wegzehrung keine Heilswirkung hervorbringen, war sogar eine profanatio sacramenti. Molin III^e S. 153 sagt daher klar und deutlich: Bewußtlosen kann die Wegzehrung gegeben werden, wenn sie die Absicht haben, sie zu empfangen (was bei denen vorausgesetzt werden kann, die christlich gelebt haben), und wenn jede Gefahr der Verunehrung ausgeschlossen ist. Sie muß ihnen aber nicht gegeben werden. „Et quamvis absolute eis dari possit. usus tamen raro habet, ut sensibus destitutis detur eucharistia.“ (D. K.)

Es wurde bisher vorausgesetzt, daß Kunibert der festen Ueberzeugung war, das Brot, das er konsekrierte, sei wahres Weizenbrot, also materia valida, wenn auch unter anderen Umständen materia illicita; konnte er diese Ueberzeugung vernünftigerweise nicht haben, war dies Brot seiner Meinung nach eine materia dubia, dann gilt der Satz: „Materiam dubiam consecrare vix unquam licet, nisi forte ad sacrificium complendum, si materia certo valida jam haberi nequeat“ (Lehmkuhl a. a. O. n. 120), dann war auch das Sakrament der heiligen Eucharistie von zweifelhafter Gültigkeit, dann war die Gefahr der Idololatrie so groß, daß sie auch unter den angegebenen Umständen nicht herbeigeführt werden durfte.

Kunibert unterbrach nach der sumptio sanguinis die heilige Messe. Lehmkuhl erlaubt die Unterbrechung der heiligen Messe zwischen Wandlung und Kommunion (a. a. O. n. 247), wenn es sich um die Taufe, Vossprechung eines Sterbenden oder die Delung eines Bewußtlosen handelt. Eine gleichbringliche Notlage war in unserem Falle vorhanden und die Unterbrechung war um so mehr gestattet, als sie erst nach der heiligen Kommunion eintrat. (Vgl. auch den Kasus „Interruptio missae bei dringendem Verselgang“ von J. Chryst. Spann in dieser Zeitschrift 1906, S. 130 f.).

Daß Kunibert beim Sterbenden angekommen, das Konfiteor nicht mehr beten ließ, vielleicht auch das dreimalige Domine non sum dignus selber nicht sprach, war bei seiner Annahme, daß der Tod in den nächsten Augenblicken eintreten würde, ganz in der Ordnung; ebenso daß er das heiligste Sakrament mit Wasser vermischt darreichte. (Ueber die Spendung der heiligen Wegzehrung an Bewußtlose, siehe diese Zeitschrift 1900, S. 861 ff.).

Zu IV ist nur wenig zu bemerken. Es war gewiß angebracht, daß Kunibert den Kelch purifizierte, so gut er konnte, und die heilige Messe zu Ende las. Zum letzteren aber war er vielleicht nicht mehr verpflichtet, wenn die Unterbrechung etwa 1/4 Stunde gedauert hatte, weil mit der Kommunion des Priesters das Wesentliche der Messe seinen Abschluß findet.

Die Erteilung der heiligen Delung kurze Zeit nach dem Ableben Theobalds war nach dem, was P. Lehmkuhl und P. Franz in dieser

Zeitschrift (1908, S. 713 ff., resp. S. 493 ff.) geschrieben, sicher erlaubt und geboten.

Was ist von der Art, wie Kunibert die heilige Delung spendete, zu sagen? Er erteilte das Sakrament ohne vestis sacra, und dazu war er unter diesen Umständen befugt; — er gebrauchte die kurze für den Notfall approbierte Formel, und das mußte er tun; — er salbte nur die Stirne, ohne die anderen Sinne nachher mit dem heiligen Oele zu berühren, was doch bisher üblich war; aber auch darin hat er richtig gehandelt! Lehmkuhl sagt (Causus conscientiae² II n. 671): „Sufficere cum tali forma unctionem unam in fronte.“ Der Grund liegt darin, daß bei einer einmaligen Salbung der Stirne die sicher gültige Form voll und ganz bewahrheitet wird. Aus diesem selben Grunde würde sehr wahrscheinlich auch — wenn z. B. der Kopf ganz in Bandagen gehüllt wäre — eine einmalige Salbung der Brust genügen. Zweifelhaft wäre die heilige Delung, wenn nur etwa die Hand, der Fuß gesalbt würde, weil man dann nicht einfachhin sagen könnte, daß der Mensch gesalbt worden sei; eine solche Delung müßte wiederholt werden. In dieser Beziehung verhalten sich Taufe und Delung durchaus ähnlich.

Alles zusammenfassend müssen wir also Kunibert das Zeugnis ausstellen, daß er bei Spendung der Sterbesakramente in keinem einzigen Punkte die Grenzen seiner Befugnisse überschritten hat; allerdings hat er diese Grenzen gestreift, so besonders in der materia ss. Eucharistiae.

Aber hat er auch alles getan, was er tun durfte und mußte? Zweierlei hat er zu tun unterlassen, was er hätte tun sollen:

1. Mußte er, wie bereits bemerkt, dem Bewußtlosen die nötigen Akte vorsprechen und ihm daraufhin wiederum die Absolution erteilen und das letztere besonders im Augenblicke des Todes;

2. mußte er — daß er dazu die Vollmacht hatte, dürfen wir voraussetzen — dem Todkranken auch den päpstlichen Segen erteilen mit vollkommenem Ablass für den Moment des Todes. Als Regel gilt: Wenn man die heilige Delung (wenn auch bloß bedingungsweise) geben kann, dann kann man auch den Sterbeablass, und zwar bedingungslos, erteilen; nur Sorge man nach Kräften dafür, daß der Sterbende wenigstens innerlich den heiligen Namen Jesus anrufe.

· Valkenburg (Holland).

J. B. Umberg S. J.

X. (Kirchengefang und Choralgesang) bieten immer wieder Anlaß zu Federstreitigkeiten. Wenn die Benediktiner der Beuroner Kongregation Feuer und Flamme sind für den vatikanischen Choral und mit zündender Rede alle Welt dafür begeistern möchten, kommen dann die Vertreter entgegengesetzter Ansichten und der herkömmlichen Zustände und die sind überzeugt, daß es gerade mit der Einführung des liturgischen Chorals ganz gewaltige Schwierigkeiten hat und das namentlich deshalb, weil das Volk für solche Melodien kein Verständnis habe. Ist denn das auch wahr? Ich habe es nie

geglaubt. Ich meine, für das wahrhaft Kunstschöne hat das Volk kein Verständnis und seinen Geschmack, der nicht verbildet ist. Ein frommes Gemälde, von wahrer Meisterhand, weiß es zu schätzen; allerdings für Jugendstil fehlt wieder jedes Verständnis.

Ich hatte die schönste Gelegenheit für meine Meinung zu experimentieren; man urteile, ob mein Experiment zu gunsten meiner Annahme ausfiel oder nicht.

Ich will da aus Hessen erzählen, und zwar aus der Diaspora im Odenwalde. Dort, wo man zwei, drei und vier Stunden geht zur nächsten Pfarrkirche, habe ich Choral aufführen lassen in einer kleinen Privatkapelle, und das zu meiner und der Sänger und der Anwesenden größten Befriedigung. Man urteile.

Von Ende Juni an teilte ich dort mit einer adeligen Familie den angenehmen Sommeraufenthalt. Katholiken aus drei Pfarreien besuchten während der Zeit bei mir den viel näheren Gottesdienst. Sie sangen, wie sie es konnten, zur Messe deutsche Kirchenlieder. Nach der ersten Sonntagsmesse bat ich die Männer, auf mich zu warten: „Zu Mariä Himmelfahrt würde ich gerne ein feierliches Hochamt haben“, sagte ich dann, „sehet, so sollte es werden“ und ich sang aus dem Kyriale das Kyrie der Missa de Beata. Alle lauschten auf und alle meldeten sich zum Gesange; brauchbar blieben mir aber nur drei Männer und vier Knaben. Welche Kräfte! Das einzige Gute war, daß sie keinen Choralgesang singen konnten, daß ihnen davon fast nichts bekannt war. Sie sangen aber auch sonst schlecht.

Die Uebungen begannen. Dreimal wöchentlich kamen nachmittags die kleinen und abends die großen Sänger zu mir. Ich sang erst die ganze Melodie und dann jeden einzelnen musikalischen Satz einen nach dem anderen vor, öfter, und wenn das Ohr ihn erfaßt hatte, ließ ich richtig nachsingen. Es wurde nur gesungen bei den Uebungen, absichtlich, denn ich wollte sehen, ob die Choralmelodien Eindruck machen können.

Nach zehn Tagen sprach der erste der Männer: „Hochwürden, die Sachen, die ich jetzt kann, die singe ich bereits für mich, bei der Arbeit, auf der Straße.“ Er war Straßenwärter. An meiner Stelle antwortete ihm gleich der zweite der Männer: „Ja, bei dem Gesang, das ist nun einmal so; man gewinnt die Melodien um so lieber, je öfter man sie singt.“ Der dritte der Männer sagte nichts dazu; er war noch Protestant, oder vielmehr Katechumen. Ich erwiderte auch nicht; ich sang bloß vergnügt weiter. Die Missa de Beata wurde fertig, das Asperges, der Psalm des Introitus, das Alleluja vom Feste, das Credo, das Ave Maris Stella, das Tantum ergo kamen prächtig hinzu, es fehlten nur noch das Ave verum und das herrliche Salve mater misericordiae. Da, als wir den innigen Wechselgesang des Ave verum zu singen angingen, da redete auch der dritte der Männer. (Er war jetzt mit der ganzen Familie katholisch.) Er sprach: „Ja,

die Melodien, die sind aber auch so fromm.“ So schön haben drei einfache Männer aus der Diaspora im Odenwalde aus eigenstem Antriebe über den Choral gesprochen. Der Erfolg am Feste Mariä Himmelfahrt entsprach ganz ihrem Eifer und ihrer Liebe zur Sache. Sie sangen all das Gelernte recht gut und ohne Instrumente. Ich war sehr befriedigt und alles war sehr erstaunt. Darum bin ich der Meinung, das Lob auf den Choral im Munde der Benediktiner von Beuron und von Seckau u. s. w. ist nicht zu groß. Man darf dasselbe wörtlich nehmen und ein Pfarrer, der erst bei diesen Meistern in die Schule geht und dann täglich am Altare richtig Choral singt, der kann jeden Chor gewinnen und überall das Kyriale zum Volks- gesang machen. C. Schneider, Pfarrer.

XI. (Gedanken über Joel 1, 18. 19. 20.) Ach, wie stöhnt das Vieh,¹⁾ irren umher²⁾ die Rinderherden! Denn es gebricht ihnen an Weiden. Auch die Schafferden gehen zu Grunde (W. 18). Zu dir, Jahve, will ich rufen, da Feuer verzehrte die Tristen der Wüste und die Flamme versengte alle Bäume des Feldes (W. 19). Auch das Getier des Feldes (das Wild) sieht auf zu dir;³⁾ denn vertrocknet sind die Wasserbäche und Feuer fraß die Tristen der Wüste (W. 20).

Der Prophet Joel schaut ungeheures Elend im Lande Juda. Vielleicht ist mit den Worten Feuer, Flamme, die Kriegsfackel gemeint: ein Feind wird sengend und brennend in das Südreich einfallen. Vgl. 2, 3: Vor ihm (dem feindlichen Volke des vorausgehenden Verses) frißt das Feuer und hinter ihm versengt die Flamme. Wie der Garten Edens ist das Land vor ihm und hinter ihm wüste Steppe . . . In dieser Not fleht Joel zu Jahve. Was er vorher (1, 14) anderen befohlen, das tut er nun selber: er betet. Den Propheten dünkt aber, als blickte und schrie mit ihm zum Himmel nach Hilfe auch das hungerstöhnende und vor Durst lechzende Vieh. Denn „aller Augen warten auf dich (Jahve): Du gibst ihnen ihre Speise zur rechten Zeit; du öffnest deine Hand, zu sättigen allem, was da lebt, sein Verlangen“. Ps. 145, 15 f.; vgl. Ps. 104, 27 f. (hebr. Zähl.). Gott sorgt für das größte wie für das kleinste Tier, für den Löwen und den Raben. Gewährst du dem Leu Beute, fragt Jahve den Mann im Lande Hus, und den Hunger der jungen Löwen — stillst du ihn, wenn sie lauern in ihren Höhlen, auf der Lauer sitzen im Dickicht? Wer bereitet den Raben seine Zehrung, wenn dessen Brut zu Gott aufschreit vor Nahrungsnot?⁴⁾ Job 38, 39 ff. (Vgl. Ps. 104, 21 und 147, 9.) Menschen und Tieren hilfst du, Jahve. Ps. 36, 7c.

¹⁾ Siehe B. Gesenius, Hebräische Grammatik (27. Aufl., Leipzig 1902) 148a.
 — ²⁾ Vulgata: mugierunt. Septuaginta und Peshitta: meinen (seufzen).
 — ³⁾ Die Peshitta übersetzt: schreit auf zu dir. — Der Beisatz der Vulgata: quasi area sitiens imbrem „ist ein auch von Aquila gelesenes Glossem“ (Scholz, Kommentar zum Buche des Propheten Joel. Würzburg und Wien 1885, S. 40).
 — ⁴⁾ Mit Houthheim (Bibl. Studien, IX. Bd., 1.—3. Heft: Das Buch Job. Freiburg i. Br. 1904, S. 271) tilgen wir יָרִיב als unpassend (die jungen Raben liegen im Nest, laufen nicht umher).

Das Gegenstück zu Joel 1, 20 bildet Jes. 43, 20: Ehren wird mich das Wild des Feldes, Schafale und Strauße, weil ich Wasser gebe in der Wüste, Ströme in der Dede, zu tränken mein Volk, mein auserwähltes. Die angeführten Stellen legen Zeugnis ab von der sinnigen Naturbetrachtung des Orientalen, der sein reiches und tiefes Gemütsleben auf das Tier überträgt.¹⁾ — Eine schöne Parallele zu Joel 1, 20 bietet Tertullians Abhandlung *De oratione* c. 29: *Orat omnis creatura. Orant pecudes et ferae et genna declinant et egredientes de stabulis ac speluncis ad coelum non otiosi*²⁾ *ore suspiciunt . . . Sed et aves nunc exsurgentes eriguntur ad coelum et alarum crucem pro manibus extendunt et dicunt aliquid, quod oratio videatur.*

Sinz.

Dr. Karl Fruhstorfer.

XII. (Das Urteil eines Laien über den Zölibat.)

In seinem neuesten Werke „Caveant moniti! Ein offenes Beherzigungswort über Masturbation“ (Berlin, Verlag Hugo Bermühler), dessen Lektüre den Gebildeten aller Stände, besonders Eltern, Erziehern, Seelsorgern und Ärzten bestens empfohlen werden kann, stellt Dr. Ludwig Rannamüller, praktischer Arzt in Passau, dem Zölibat folgendes sachmännisches Zeugnis aus (S. 81 ff.): „Es handelt sich in diesem Falle um eine persönliche Bestimmung, der wohlüberdachte, mit dem eigenen Ich förmlich verschmolzene religiöse Momente zu Grunde liegen, einer Bestimmung, mit deren Beobachtung oder Brüstierung die selbstgewählte Existenz steht oder fällt, wenigstens im Frieden der Seele. Es ist das eine freiwillig anerzogene Abstinenz, die später um so leichter zu tragen sein wird, je früher das Augenmerk darauf gerichtet und je tadelloser die Jugend verlaufen war. Im Moment der Freiwilligkeit liegt hier die gesteigerte physiologische Möglichkeit, ich möchte sagen eine physiologische Garantie, daß die Psyche den physiologischen Drang überwindet, um den Mann für die getroffene Wahl zu stellen. Darum nur hier um Gottes willen keinen Zwang, gehe er nun von den Eltern oder sonstigen Angehörigen aus oder sei er durch falsche Scham des Betroffenen gegeben. Allen Respekt vor jenen, die aus Ueberzeugung zur richtigen Zeit noch dem Altardienst Valet sagen, unbekümmert um das scheele Auge der Mitwelt! Das sind Männer, ganze Männer, die auch ihren ganzen

¹⁾ Bgl. 2. Sam. 12, 3 und Odyssee 9, 447 ff. (edit. Weck, Gotha 1886).

— Daraus erklärt sich auch der Befehl des Königs von Ninive und seiner Großen: Mensch und Tier, Rind und Schaf sollen nichts genießen und weder weiden noch Wasser trinken (Jon. 3, 8. 7). Und hüllen sollen sich in Bußkleider Mensch und Vieh und rufen zu Gott mit starker Stimme . . . (2. 8). Wir halten somit nicht für nötig, „Mensch und Tier“ im 2. 8 als Zusatz eines Glossators zu betrachten, wie dies Grimme in seiner Schrift gegen J. Deligisch tut: „Unbewiesenes“. Münster i. W. S. 65. Um Deligisch (Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. 1.—10. Tausend. Stuttgart 1903, S. 16.) zu widerlegen, genügt der Hinweis auf das innige Verhältnis zwischen Mensch und Tier im Orient, genügt der Hinweis auf Joel 1, 18 ff. — ²⁾ recte: otioso.

Mannesmut einsetzen mußten, um diesen kühnen Harrasprung zu wagen. Die Rehrseite der Medaille zeigt uns ja nur zu deutlich, daß jene Individuen, welche trotz der gegenteiligen Erkenntnis aus eigener Mutlosigkeit die ihnen zu Ketten gewordene eigene Wahl nicht noch rechtzeitig rückgängig machen, später — leider zu spät — das Opfer ihrer Schwäche und die Schmach ihres Berufes werden. Also nochmals gesagt: die Freiheit der Entscheidung verbürgt es uns, daß der Zölibat zur erdrückenden Mehrheit auch wirklich gehalten wird, mögen gewisse hezende Seiten es noch so sehr in Abrede stellen und einzelne Fehltritte aufbauschend generalisieren. Mit Genugtuung sei deshalb ein unverdächtiger Zeuge aus jüngster Frist zur Ehrenrettung des Zölibates und seines priesterlichen Trägers angeführt. Die gewiß nicht priesterfreundliche „Straßburger Post“ schreibt (1906, Nr. 1075) zu der Nachricht, daß ein französischer Geistlicher den Zölibat nicht gehalten habe: „Solche Fälle werden von Zeit zu Zeit immer wieder vorkommen. Sie sind die natürlichen Folgen des Zölibats (?). Die jungen Leute von 22 bis 25 Jahren, welche die Weihe empfangen, haben der überwiegenden Mehrzahl nach noch keinen rechten Begriff davon, welche Opfer ihnen der Zölibat auferlegt. Daß trotzdem die überwiegende Mehrzahl die Keuschheitsgelübde beobachtet, ist ein Ehrentitel für die katholische Geistlichkeit. Aber es wird immer einzelne Ausnahmen geben, denn auch die Priester bleiben Menschen mit allen Schwächen. Man darf nur nicht in den Fehler verfallen, diese Ausnahmen stärker zu betonen, als sie es verdienen. Denn die Ausnahmen bestätigen im Grunde doch nur die Regel.“

Wir müssen das betonen, weil gegnerischerseits oft genug die Behauptung zu treffen ist, daß die absolute Abstinenz ein unüberwindliches Hemmnis für die menschliche Willensfreiheit sei Nach meiner Ueberzeugung — ich stelle diesen Satz zur Diskussion — ist die absolute Abstinenz, wenn frühzeitig geübt, ein leichteres Kunststück für menschliche Schwäche als die relative. Was man einmal als Lebens- und Berufsprinzip erfaßt hat, das läßt sich eben leichter in Tagen schwerer Not und Drangsal durchführen, als daß man sich, plötzlich in physiologische Zwangslage versetzt, mit den aufstrotzierten Umständen glatt abfindet.“

Urfahr-Linz.

Dr. S. Gföllner.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Die Bedeutung der Margischen Kapitalkritik.** Eine Apologie des Christentums vom Standpunkte der Volkswirtschaftslehre und Rechtswissenschaft. Von Wilhelm Hohoff. Paderborn, 1908. Bonifacius-Druckerei. 339 S. M. 4,50 = K 5,40.

Ein neues Buch des mit Recht hochgeschätzten Verfassers ist immer ein Ereignis. Auch das vorliegende wird sicher großes Interesse erregen. Ohne besonders neue Gedanken zu bringen, will Hohoff die als bekannt angenommene Marxsche Wertlehre und seine eigene Anschauung über den Wucher durch in fünf Sprachen gebrachte Zitate bekräftigen und als mit den kirchlichen Lehren übereinstimmend zeigen.

1. Hohoff will darstellen sowohl die wissenschaftliche Bedeutung von Karl Marx, als die kulturhistorische Bedeutung von Marx' Kritik des Kapitalismus. Ein Anhang (S. 128—267) bringt sehr viele Zitate der verschiedensten Autoren, die als Belegstellen für den Hauptteil zu dienen haben. Es folgen sodann noch in eigenen Abschnitten die Anschauungen Paulsens, „Ein klein' aber fein' Collegium Logicum“, ein Kapitel Rechtsphilosophie, dann das Nachwort, Register und Corrigenda (S. 339).

Es wäre unbedeuten von mir, wenn ich die Besprechung weiter ausdehnen würde, als über die Abteilungen, welche die wirtschaftlichen Fragen direkt betreffen.

2. Hohoff nimmt von Hause aus die Marxsche Wertlehre als bewiesen an, ja er erhebt sie sogar zu einer Art Naturgesetz (S. 203). Auch meint er, daß die katholischen und liberalen Sozialökonomien die Wertlehre Marx' schon annehmen würden, wenn nicht die daraus fließende Mehrwert-Theorie zu Konsequenzen führe, die sie nicht anerkennen wollen. (S. 22).

Gestützt auf diese Mehrwert-Theorie und die Marxsche Einteilung der wirtschaftlichen Güter, bringt Hohoff dann seine eigenen Anschauungen über den Wucher vor, die er mit vielen Aussprüchen von Kirchenvätern, dann protestantischen und anderen Schriftstellern zu begründen versucht.

Hohoff will aber keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß er nur die Marxsche wirtschaftliche Theorie, vor allem die Wertlehre voll annimmt, — dagegen aber die von Marx selbst und von seinen Anhängern daraus gezogenen Folgerungen verwirft (S. 23), und daß er dem Philosophen Marx keinesfalls folgt. — Durch die massenhaften Zitate, die neuerdings Zeugnis ablegen für die ganz ungewöhnliche Velesehnheit des gelehrten Autors, leuchtet als Hauptabsicht durch, zu zeigen, daß Marx' Wertlehre und Hohoffs Art der Auffassung des Wuchers, nicht nur nicht im Widerspruche zu den Lehren des heiligen Thomas von Aquin und der Kirchenväter — und Leo XIII. stehen, sondern der Weisheit nach mit ihnen übereinstimmen.

3. Nach dieser, meiner Meinung nach, vollkommen objektiven Darstellung der Absicht des hochgeschätzten gelehrten Autors, sei es nunmehr gestattet, sowohl die Vorzüge des Buches hervorzuheben, als die teils übertriebenen, teils geradezu irrigen Anschauungen, die in dem Buche zum Ausdruck kommen, zu kennzeichnen.

Es faun vor allem nicht genug das edle Bestreben des Autors, seine warme Verteidigung des Wertes und des Rechtes der Arbeit hervorgehoben werden, sowie auch daß der Wucher in Hohoff einen unversöhnlichen Feind findet. Zu einem besonderen Verdienst rechne ich die S. 42—43 gebrachte richtige Auffassung des Kapitalbegriffes, auf dem der des Kapitalismus beruht, ein System, nach welchem für den selbstständigen Wert sämtlicher Produktionsmittel ein fixer Zins, über den einfachen Unternehmergewinn hinaus, verlangt wird.

Daß Hohoff nur den Ökonomen Marx annehmen will, dagegen den Philosophen Marx verwirft, ist schon erwähnt worden (S. 11—12).

4. Ein schwerwiegender Mangel ist es, wie erwähnt, daß Hohoff anstatt die Richtigkeit der Marxschen Wertlehre zu beweisen, sie als bereits vollkommen bewiesen, zu einer Art Naturgesetz (S. 203) erhebt.

Natürlicherweise kommt er schließlich doch zu Folgerungen, die mit denen Marx' zum Teile übereinstimmen, trotzdem er dem Philosophen Marx nicht folgen wollte; philosophisches und ökonomisches Denken voneinander zu trennen ist eben nicht möglich. Marx' Irrungen auf ökonomischem Gebiete wurzeln ja gerade auf falschen philosophischen Anschauungen und Urteilen.

Marx überträgt, wohl nach seiner monistischen Anschauung, die Emanationslehre auf die Güterproduktion. So findet er im Produkte menschliche Arbeit

aufgehäuft. „Gallerte unterschiedsloser Arbeit“ (Kapital I, S. 25, 39 und an anderen Stellen). Die Arbeit, die an sich keinen Wert hat, überträgt Teile der menschlichen Arbeitskraft, (die einen Wert hat in das Produkt. So Marx, der nicht erkennt, daß der Mensch nach Gottes Ebenbild etwas schaffen kann, das außerhalb ihm ist und bleibt — allerdings nicht neue Materie, wohl aber neue Formen nach dem vorher entworfenen Bilde — und zwar als Ursache durch Rat.

Marx sieht vollkommen richtig ein, daß Mensch und Natur mit ihren Kräften zusammenwirken, um das Produkt zustande zu bringen. Dann aber wird er seiner monistischen Auffassung ungetreu, indem er im Produkte den Dualismus einführt. Er meint, die Natur gibt dem Produkte seine Nützlichkeit (Gebrauchswert), während die Arbeit durch Uebertragung von Wertteilen der Arbeitskraft den vom Gebrauchswert getrennten Tauschwert, kurz Wert genannt, gibt.

Inkonsequenz bei Aufstellung der Prämissen führt zu einer eigentümlichen Prozedur. Marx eliminiert nämlich den Gebrauchswert (Kapital I, S. 95, so daß ihm nur noch der Wert genannte Tauschwert (beziehentlich Arbeitskraftwert) übrig bleibt.¹⁾ Marx weiß recht gut, daß das Produkt Gebrauchswert (Nützlichkeit) haben muß, um in den Tausch zu kommen. Er berücksichtigt aber nicht, daß allerdings alle Tauschgüter Gebrauchswert haben müssen, aber nicht alle Gebrauchsgüter für den Tausch bestimmt sind. Der Gebrauchswert ist also das Allgemeine. Dessenungeachtet eliminiert Marx diesen allgemeinen Begriff und vermeint sodann, den engeren Begriff Tauschwert festhalten zu können!

Wenn von dem Eisen der allgemeine Begriff Metall eliminiert wird, was bleibt dann von dem Eisen noch übrig? Es ist nicht gut erklärlich, wie ein so hervorragender Gelehrter, der Hohoff unzweifelhaft ist, den Irrtum nicht erkannt hat. In den weiteren Ausführungen ist Marx, allerdings gestützt auf die falschen Prämissen, sehr konsequent. Ja, die Folgerichtigkeit des menschlichen Geistes ist so stark, daß Hohoff schließlich genötigt wird, Marx bis zum Kommunismus, wenigstens als anzustrebendes Ziel, zu folgen, weil, wie er sagt, es nur ein Ideal gibt, das für alle Menschen ohne Ausnahme das gleiche ist, daselbe für die Laienwelt, wie für die Ordensleute (S. 103).

Die auf derselben Seite unwidersprochen gebrachte Behauptung Lassalles, daß der Sozialismus auf Arbeit gegründetes, individuelles Eigentum erst einführen will, ist, wenn ernst gemeint, nicht auf der Höhe eines Hohoffs. Daß man den erworbenen Suppenbott vom Munde nicht wegreißen darf, kann doch nicht den Eigentumsbegriff ausmachen! — Wie die höhere auch die geistige Arbeit im Sozialistenstaat entlohnt werden würde, möge Hohoff ersehen aus Friedrich Engels, Herren G. Dührings Umwälzung der politischen Oekonomie.²⁾

Wollte doch Hohoff mehr berücksichtigen, was die Kirche über das Privateigentum lehrt! Leo XIII. erklärt es ausdrücklich als im Naturgesetz begründet. Und dessen Verteidigung des Grundeigentums hat die Polemik Henry Georges gegen die Enzyklika veranlaßt. Im übrigen verweise ich hier nur noch auf den von Hohoff so oft angerufenen St. Thomas, der in seiner Summa II. II. LXVI a. 2 die absolute Notwendigkeit des Sondereigentums nachweist, nachdem er II. II. LVII a 3 das Verhältnis zum Naturrecht in sehr faßlicher Weise dargestellt hat.

Im weiteren Verfolge läßt nun Marx nicht die aufgewendete Arbeit als Wert in das neue Produkt eingehen, sondern nur gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeit, so daß die über den Durchschnitt aufgewendete verloren wäre. (Arme Arbeiter — etwa die Hälfte — deren Arbeit unter den Durchschnitt fällt.)

¹⁾ Marx sagt wörtlich Kapital I, S. 13: „Diese Dinge“ stellen (nämlich als Tauschobjekte oder Waren) „nur noch dar, daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristall dieser ihnen gemeinschaftlichen Substanz sind sie — Werte.“ — ²⁾ „Vorwärts“ Beilage 4. Nov. 1877. Weil im sozialistischen Staate die Erziehung vom Staate besorgt würde, hätte ein höherer Ertrag dem Staate zuzuschießen. (So hätte denn der einfache Tagelohn für alle gleich zu gelten.)

Damit nicht genug schmiegt sich Marx den tatsächlichen Verhältnissen doch wieder an, indem er nicht den Durchschnitt im Momente der Leistung gelten läßt, sondern erst die durchschnittliche Arbeit, welche im Augenblicke des Verkaufes aufzuwenden notwendig wäre. Wie diese gefunden wird, sagt uns Marx in „Das Elend der Philosophie“ (S. 26, 34 ff.), wo er uns belehrt, daß, um den Wert der verschiedenen Arbeitszeiten messen zu können, ein Maßstab notwendig ist, den die Konkurrenz uns liefert bei Abwägung von Angebot und Nachfrage.

Auch in einem sozialistischen Staate wäre es eben nicht möglich, von der Gegenüberstellung von Bedürfnis (Nachfrage) und Vorrat (Angebot) Umgang zu nehmen. Die abfällige Bemerkung von Hohoff über Konkurrenz, Angebot und Nachfrage (S. 23) trifft also auch Marx selbst.

Der geschätzte Autor mag also ersehen, daß nicht die Furcht vor der Mehrwert-Theorie (S. 2-) von der Annahme der Marx'schen Werttheorie abhält, sondern, daß sehr gewichtige Gründe gegen sie sprechen. Andererseits darf aber nicht verkannt werden, daß es voll berechtigt ist, von einer offenkundig fehlerhaften Folgerung auf einen fehlerhaften Ausgangspunkt zurückzuschließen. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, gilt auch hier.

5. Wieso Hohoff den heiligen Thomas für seine, beziehentlich Marx' Wertlehre in Anspruch nehmen will, trotzdem er doch selbst (S. 152) erklärt, daß St. Thomas und Leo XIII. den Wert nicht von der Arbeit allein, sondern von den Produktionskosten abhängen lassen — was Hohoff aber nicht als Vorwurf gelten lassen will (S. 183), ist schwer zu verstehen. Allerdings ändert sich die Situation auf S. 280, wo Hohoff ein Zitat aus St. Thomas, Kommentar zu Aristoteles Ethik bringt, welches er als Beweis für die Arbeitswerttheorie hinstellt. Es ist aber doch anzunehmen, daß die so scharfen Denker Aristoteles und St. Thomas nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten sind. Die Erklärung des Mißverständnisses ergibt sich vielleicht, wenn man in Betracht zieht, daß die angezogene Stelle sich auf die austeilende Gerechtigkeit bezieht, die bekanntermaßen nicht auf das Gleiche, sondern auf das Gleichmäßige gerichtet ist. (S. Thomas summa II. II. I.XI. a. 2 und anderwärts) und daher mit der Marx' Wertlehre, die mit ihren gleichen Wertzeiteinheiten zur kommutativen Gerechtigkeit gehört, gar nichts zu tun hat.

Wahrlich, die Kirchenlehrer bedürfen nicht einer Entschuldigung (S. 183), sie haben keine Wertlehre schreiben wollen, sondern sie haben sich der Ausdrucksweise bedient, die allgemein verständlich ist und der seit Tausenden von Jahren bestehenden Praxis entspricht. Ja, klares Verständnis ist hier notwendig, damit ja nicht der schroffe Gegensatz verwischt werde, der zwischen den Grundprinzipien besteht, auf denen einerseits Marx mit dem Sozialismus, andererseits die Kirche (mit dem heiligen Thomas v. Aquin) ihre Lehre aufbauen.

Guesde, der Führer der französischen Marxisten, hat den Gegensatz: Sozialismus — Kapitalismus deutlich erkannt und infolge der Weihnachts-Enzyklika 1878 Leo XIII. gegenüber ausgesprochen. Lassen wir es dabei bewenden.

6. Derselbe Gegensatz zeigt sich bezüglich der Arbeiter und ihrer Arbeit. Bei Marx wird die Arbeit materialisiert, was ja bei materialistischer (und auch pantheistischer) Weltanschauung nicht anders sein kann. Der Mensch geht in Arbeitskraft auf, die durch Arbeit den Lebensunterhalt gewinnt, um den Kreislauf von Abnützung des Körpers und Ersatz der abgenützten Teile fortsetzen zu können.

Die Kirche, sagen wir Leo XIII., sowie St. Thomas und die Kirchenlehrer — sie alle erheben die Arbeit und mit ihr den ganzen Menschen hoch über das materielle Leben hinaus (S. Thomas, Summa II. II. (LXXXVII). Da liegt ein so gewaltiger Unterschied, ja Gegensatz vor, daß es schier unglaublich ist, wie Hohoff so leicht die tiefe Kluft überspringen konnte.

7. Anschließend hieran wird es wohl geboten sein, mit Hohoff (S. 30 u. 147) auf das innigste zu bedauern, daß die Herder'sche Uebersetzung der Enzyklika „Rerum novarum“ 1891, eine besonders wichtige Stelle mangelhaft übersetzt und sogar den Satz ausgelassen hat, in welchem Leo XIII. — nachdem er das

Zusammenwirken von Natur und Mensch in der Produktion erwähnt hat — der menschlichen Arbeit ein derartiges Ueberwiegen zuerkennt: „daß man, ohne Furcht sich zu täuschen, behaupten kann, daß aus der Arbeit allein die Reichtümer der Nationen hervorgehen“.

Ein Uebersehen kann ja vorkommen, dann wäre es aber eine Ehrenpflicht des Welthaus's Herder gewesen, in einer neuen Auflage den Fehler — und es ist ein schwerer Fehler — wieder gut zu machen. Auch heute wäre es noch nicht zu spät.

Wenn aber Hohoff meint, diese Stelle der Enzyklika als Beweis für die Richtigkeit der Marx'schen Werttheorie (vom ausschließlichen Arbeitswert) hinstellen zu können (S. 146—147), so gibt er selbst die Mittel an die Hand zur Bekämpfung dieser Anschauung. Seite 187 bringt er nämlich die Einwendung Marx' gegen einen Satz des sozialistischen Programmes, worin gleicherweise wie in der ausgelassenen Stelle der Enzyklika die Arbeit als einzige Quelle des Reichtums genannt wird. Marx, mit seinem scharf kritischen Geiste, hat sehr wohl erkannt, daß damit das Eigentumsrecht auf die feste Basis geleiteter Arbeit begründet werden kann. Es ist wohl anzunehmen, daß Leo XIII., der das Eigentum entschieden verteidigt, von einem ähnlichen Gedankengang geleitet gewesen sein dürfte, — so daß der Herderschen Auslassung die Bedeutung nicht zukommt, die Hohoff ihr geben möchte.

8. Wenn ich oben die richtige Kennzeichnung des Kapitals als Vermögen (S. 43) in Hohoff's Buch hervorgehoben habe, so liegt mir doch daran, zu bemerken, daß diese Definition allerdings von katholischen Sozialpolitikern geteilt wird, aber weder von der Nationalökonomie allgemein, noch von Marx aufgenommen wurde. Begreiflicherweise konnte sie von Marx nicht aufgenommen werden. In dieser Quartalschrift sind 1881—1882 in diesem Sinne geschriebene Artikel erschienen. Die katholische Union de Fribourg, unter Führung des Bischofs (späteren Kardinals) Mermillod, hat im Jahre 1887 sich darüber geeinigt, daß der Kapitalismus auf Trennung von Sache und Wert beruht, welsch letzterem, trotzdem er an sich unfruchtbar ist, ein fixer Zins zuerkannt wird, — und daß dieser Vorgang „die charakteristischen Merkmale des Wuchers aufweist.“ (St. Leo-Gesellschaft. Beschlüsse S. 54).

Es wird vielleicht interessieren, daß derselbe Kardinal Mermillod im Jahre 1888, in einer vertraulichen Eingabe an Leo XIII. dieselbe Anschauung zum Ausdruck gebracht hat. Die Katholiken, welche die Lehre vom Wucher annehmen, wie die Kirche sie gegeben hat, — die aber mit der Hohoff's nicht übereinstimmt — können diese Erkenntnis getrost aussprechen, ohne in den gefährlichen Ideen des gewaltsamen Umsturzes verwickelt zu werden, weil sie auch die katholischen Lehren über das Eigentum heilig halten.

Marx muß allerdings das Kreditwesen, welches für Geld (G) mehr Geld (G') direkt beansprucht, mit in Betracht ziehen — namentlich auch im 3. Bande,¹⁾ — aber als allgemeines System kann er es nicht brauchen, weil er die Stellung der Lohnarbeiter gegenüber dem Unternehmer, beziehungsweise der Produktionsmitteln zeigen will. Deshalb wohl bezeichnet er „Kapital 1, 139.“ G (Geld), W (Ware) = G' = (mehr Geld) als die allgemeine Formel des Kapitals. Im 2. Band (S. 390) teilt er das Kapital ein: 1. in konstantes, das wieder in fixes (Maschinen etc.) und in zirkulierendes konstantes Kapital (Produktionsmaterialien, Rohstoffe etc.) zerfällt,

2. in variables Kapital, das „dem Stoffe nach betrachtet aus der sich betätigenden Arbeitskraft selbst“ . . . besteht.

Und im 3. Bande — damit auch dieser nicht leer ausgeht — wird (S. 422) das Kapital nur noch zur Basis zum Kreditüberbau. Marx selbst widerspricht also der von Hohoff (S. 80) gebrachten Annahme.

¹⁾ Der 3. Band: Das Kapital ist von Engels auf Grund von Entwürfen Marx' zusammengestellt, ein ganz unfertiges Werk, das Marx in dem Zustand wie es ist, gewiß nicht veröffentlicht hätte.

9. Bezüglich des Wuchers wird man der scharfen Beurteilung Hohoffs vollkommen beipflichten können. Nur eines fehlt, nämlich die von der Kirche festgehaltene Definition des Wuchers.

Wenn Hohoff (S. 330) sehr richtig nach dem seligen (leider noch nicht heilig gesprochenen, wie Hohoff angibt) Albertus Magnus anführt, daß in Glauben und Sittenlehren der heilige Augustin mehr Glauben verdient als die Philosophen, so hätte er auch beachten sollen, daß man sich an die Autorität der Kirche mehr als an die der Heiligen und Kirchenväter zu halten hat (S. Thomas Summa II. II. X. a. 12).

Dann hätte Hohoff anstatt Endemann und anderen Autoren soviel Gewicht beizulegen, der katholischen Lehre mehr Beachtung geschenkt. Allerdings zitiert Hohoff (S. 230) den Ausspruch des 5. Lateran-Konzils, aber indem er seine Bedeutung einschränkt, während er weder den römischen Katechismus (nach dem Konzil von Trident), noch die letzte autoritative Entscheidung Benedikt XIV. *Vix pervenit*, anführt.

Diese Entscheidungen finden auf der vom heiligen Thomas sehr klar ausgesprochenen Lehre Summa II. II. LXXVIII., die auf der Auseinanderhaltung der verschiedenen Güterkategorien beruht. Eine Scheidung, welche aber mit der von Marx vorgenommenen in Übereinstimmung nicht gebracht werden kann. Hier sei kurz der Unterschied angeführt.

Wenn Marx als Hauptunterschiede: konstantes Kapital und variables Kapital (siehe oben) einhält, und Hohoff einen Unterschied zwischen Gütern, die einen dauernden Gebrauch zulassen von solchen, die, wenigstens in den Händen des Besitzers, einen nur einmaligen Gebrauch gestatten (S. 45 Maschinen, Rohstoff, Gold und Silber etc.) nicht anerkennen will, so beruht die ganze kirchliche Lehre vom eigentlichen Wucher geradezu auf dieser Unterscheidung. Die nicht vertretbaren Güter gestatten eine getrennte wirtschaftsrechtliche Behandlung vom Gegenstand selbst und von seinem Gebrauch, während die vertretbaren (Verbrauchs-) Güter durch den Gebrauch auch verbraucht werden (wie das Brot, der Samen, der zu verarbeitende Rohstoff u. s. w.). Dazu gehört namentlich das Geld, das der Besitzer auch nur einmal verausgaben kann. Es ist daher ganz gut möglich und erlaubt, Pacht für ein Feld, Miete für ein Haus einzunehmen. Der Pächter kauft nur den Gebrauch, das Recht ein Ding zu benützen, nicht aber dieses selbst, das in natura fortbesteht.

Wenn bei solchen Geschäften von Wucher die Rede ist, so kann sich der Vorwurf nur auf die Übertreibung von etwas an sich Erlaubten beziehen. Anders bei den Dingen, deren Gebrauch mit ihrem Verbrauch zusammenfällt. Hier ist eine Trennung nicht möglich; wer die Sache gebraucht, daher verbraucht, kann es nur als Eigentümer tun, so daß der aus dem Gebrauch etwa entstehende Vorteil dem gehört, der es als Eigentümer verbraucht hat, nicht dem Darleiher (denn: *Res fructificat domino*).

Das ist nun der strenge Begriff vom Wucher, für solche dargeliehene Gegenstände: Samen, Geld u. s. w. mehr zurückzuverlangen (Zins), als man dargeliehen hat. Damit zu vergleichen die Bestimmung des 5. Konzils vom Lateran, der Römische Katechismus, dessen Erklärung auf derselben Grundlage beruht, namentlich (S. Thomas Summa II. II. LXXVIII.), die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und die Bulle *Vix pervenit* Benedikt XIV.

10. Die letzte prinzipielle Entscheidung über den Wucher wird eben in dieser Bulle Benedikt XIV. gegeben. Bei aller strengen Beurteilung des Wuchers, wie er von den kirchlichen Lehrern festgehalten wurde, weht doch ein milder Geist in ihr, der nur das unbedingt verbietet, was unzweifelhaft als verwerflich (sündhaft) erkannt ist. Der Rentenkauf wird hier geradezu als erlaubt genannt. Hiermit ist die von Hohoff S. 65 ausgesprochene Meinung, daß das kanonische Recht auch gegen Miete und Pacht sich kehrt, in autoritativer Weise widerlegt. Ebenso wenig ist die Behauptung S. 68 und auch 88 richtig, „daß mit den allgemein anerkannten Prinzipien der scholastisch kanonischen Wucherdoctrin jedes arbeitslose Vermögens Einkommen unvereinbar ist, mag man dieses nun Zins, oder ‚Rente‘ oder ‚Früchte‘ nennen“.

Der Bulle entsprechend ist es also erlaubt, Gewinne zu machen, die nicht aus der eigenen Arbeit entspringen — trotz Hohoff (S. 171) (und trotz der allerdings unrichtigen Heranziehung des 3. Gebotes auf S. 122). Die Pflicht zur Arbeit, auf die Hohoff sich beruft, so streng sie auch geboten ist, bleibt stets ein moralisches Gebot, das (ausgenommen in Nothfällen) nur in einem Sklaven- oder Tyrannenstaate erzwingbar werden könnte. (Siehe auch die klare Erörterung dieser Frage in S. Thomas Summa II. II. CLXVII. a. 3, die Hohoff als gründlicher Thomas-Kenner doch nicht übergehen sollte.)

Auch manche äußere Titel werden anerkannt, auf Grund derer man zumindest eine Entschädigung für aus dem Darlehen entstandenen Verlust, beziehentlich entgangenen Gewinn, beanspruchen kann. Aber in der Bulle wird die Anschauung verworfen, daß solche äußere Titel immer vorhanden sind; eine solche Meinung wäre gegen die Vorschriften der Kirche und auch gegen den natürlichen Verstand; so lehrt die Bulle (Siehe Abbé Morel, *Le Prêt à intérêt*).¹⁾

Gerade dieses Moment der Verallgemeinerung ist aber heute infolge des herrschenden kapitalistischen Kreditystems (Kapitalismus) eingetreten. Insofern dieses System noch nicht allgemein herrschend geworden war — etwa bis 1830 — verwies die römische Kongregation auf die Bulle Vix pervenit, wenn bezüglich der Erlaubtheit gewisser Geschäfte Anfragen an sie gerichtet wurden. Seitdem lautet die Antwort, daß die Gewissen nicht zu beunruhigen sind — unter Vorbehalt der Unterwerfung unter zukünftige Entscheidungen der Kirche, — somit ist wohl zu unterscheiden — was häufig übersehen wird — zwischen der Haltung der Kirche den einzelnen Gläubigen gegenüber, die zur Beruhigung ihres Gewissens unter gegebenen Verhältnissen in Einzelfällen sich an sie wenden, und den prinzipiellen Entscheidungen, die allgemeine Gültigkeit haben.

Bis eine solche prinzipielle Entscheidung — die erst nach Eintritt mehrgeklärter Verhältnisse zu erwarren ist — erfolgt, kann man wohl annehmen, daß die Kirche auf Grund der ohne ihre Zustimmung eingetretenen Verallgemeinerung der äußere Titel gestatten wird, die gewöhnlichen Interessen zu beheben; wodurch die strenge Lehre vom Wucher (nämlich auf Grund des Darlehensvertrages als solchem Zinsen zu beanspruchen) weder aufgehoben noch aufgehoben wird.

Halten wir uns an die Aussprüche der Kirche, um uns vor jeglicher Uebertreibung zu bewahren!

11. Zum Schlusse ein Wort zur Aufklärung über die Sklaverei.

Hätte Hohoff überleat, in welchem Sinne die Worte Sklaverei und Naturrecht vom heiligen Thomas gebraucht werden, dann hätte er es wohl unterlassen (S. 333), St. Thomas im Widerspruch mit der kirchlichen Lehre zu finden. St. Thomas erkennt sehr wohl, daß die Sklaverei durch die Sünde, als Strafe, eingeführt wurde (Summa, Supplement q. LII. a. 1).

Der Sklave, wie ihn St. Thomas versteht, ist übrigens nicht der, den wir uns gewöhnlich nach heidnischem Rechte als rechtlose Sache vorstellen. Schon II. II. LXI. a. 3. bezeichnet ihn die Summa nur als eine Art von Eigentum, bezüglich der Ersatzpflicht dessen, der ihn entwendet hätte. II. II. CIV. a. 5. werden Diener, Hörige und Sklaven unter einem mit den Kindern des Hausvaters genannt, dem sie nur in determinierten Dingen zu gehorchen haben, nicht aber, wenn ihnen Heirat oder Enthaltensamkeit oder ähnliches aufgetragen würde. Uebereinstimmend hiermit wird auch II. II. LVII. a. 4. die Stellung der Kinder und Diener (unter denen offenbar alle dienenden Personen des Hauses inbegriffen sind) dem Hausvater sowohl als der Gesellschaft gegenüber gleichmäßig behandelt.

Klar und deutlich sagt die Summa, Supplement LII. a. 2., daß die Knechtschaft (servitus) das Naturrecht nicht aufheben kann, also daß der Sklave nur in dem seinem Herrn gehört, was über die Natur hinausgeht.

¹⁾ Uebrigens verwirft diese Bulle ausdrücklich die allzugroße Strenge derer, welche jeden Gewinn, der vom Gelde herkommt, als ungerecht und an Wucher grenzend ansehen.

Das Natürliche, das Menschenrecht, wird hier soweit gewahrt, daß der Sklave selbst gegen den Willen seines Herrn eine gültige Ehe eingehen kann. Wenn der heilige Thomas von Aquin heute unter uns leben würde, er könnte nicht anders lehren, wie er es dazumal getan.

Das Naturrecht hält sich zunächst an die unterste Grenze des Erlaubten und bei fortschreitender Gesittung kann es (im Sinne als *jus gentium* genommen) den jeweiligen Verhältnissen entsprechend, ergänzt, erweitert werden.

Biehofen (N.=De.).

Franz Graf Kneffstein.

2) **Jesus Christus.** Vorträge auf dem Hochschulkurs zu Freiburg im Breisgau 1908, gehalten von Dr. Karl Braig, Dr. Gottfried Hoberg, Dr. Kornelius Krieg, Dr. Simon Weber, Universitätsprofessor in Freiburg, und von Dr. Gerhard Esser, Universitätsprofessor in Bonn. Freiburg. 1908. Herder. 8°. 440 S. Geh. M. 4.80 = K 5.76; gbd. M. 6.— = K 7.20.

Wir haben hier eine höchst bedeutende Publikation vor uns, der wir eine möglichst große Verbreitung wünschen. Sie setzt sich zusammen aus Vorlesungen, beziehungsweise Vorträgen, welche von Theologieprofessoren der Universitäten Freiburg i. B. und Bonn beim zweiten Hochschulkurs zu Freiburg i. B. in der Zeit vom 12. bis 16. Oktober v. J. vor einer großen Zuhörermenge abgehalten wurden. Das allgemeine Thema bildete die Gottheit Christi. Gottfried Hoberg sprach über den geschichtlichen Charakter der Evangelien, Simon Weber über die Gottheit Jesu im Zeuanis des alten und neuen Testaments, Karl Braig über Jesus Christus außerhalb der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, Gerhard Esser über die Christologie in der protestantischen Theologie und im Modernismus und über das Dogma von der hypostatischen Union, Kornelius Krieg über Jesus Christus als Lehrer der Wahrheit, als Erzieher und als Lebensspender.

Der Hauptangriffspunkt, gegen den sich gegenwärtig die freisinnige protestantische und ebenso die „katholische“ modernistische Theologie und Philosophie richtet, ist die Gottheit Christi, mit welcher das ganze Christentum steht und fällt. Die „wissenschaftliche“ Methode, deren sich die Gegner bedienen, ihre philosophischen Voraussetzungen, ihre Erkenntnislehre, ihre Anschauungen über das Wesen der Religion, über Offenbarung und Schriftinspiration, alles das dient als wohlgefügtes System von Waffen, mit denen man die Gottheit Christi aus der Welt schaffen will, um sich selbst als naturalistischen Götzen anzubeten und von der Furcht vor dem göttlichen Gesetzgeber und Weltenrichter befreit zu sein. Aber der wohlgepappete Koloss steht wie der in Nabuchodonosors Traum auf tönernen Füßen und er stürzt zusammen, wenn man ihn näher zu Leibe geht. Und dieses letztere haben die genannten Autoren in gründlicher Weise besorgt. Mit einer seltenen Klarheit und Logik, mit einer Wärme, Begeisterung und zugleich Entrüstung, wie sie nur aus dem Innern eines von der Wahrheit seiner Sache festest überzeugten christlichen Denkers hervorquellen können, mit einer durchaus edlen, formvollendeten und vielfach geradezu schwungvollen Diktion haben sie sowohl die protestantische Kritik als auch den katholisch sein wollenden Modernismus in ihrer ganzen Unvernunft, Falschheit, Inkonsistenz und wissenschaftlichen Unaufrichtigkeit dargestellt und glänzend widerlegt. Jeder, der guten Willens ist, kann sich hier gegen den betäubenden Gisthauch des „modernen“ Christentums, das oft „wie Glockenklänge aus dem Frieden und der Seligkeit einer gläubigen heiligen Kindheit“ zum Arglosen spricht, immunisieren. Wäre es möglich, daß diese Vorträge in ebenso weite Kreise drängen wie die Bücher von Harnack, Voigt und den Modernisten, so würde der Glorienschein der echten und wahren Wissenschaft, mit dem sich die letzteren selbst schmücken, bald in nichts zerfließen.

Auch die im „Anhang“ dargebotenen zwei Vorträge, Gottfried Hobergs über den Syllabus und die Enzyklika Pius X. und Karl Braigs über die

Modernismus-Enzyklika sind sehr lesenswert und zur Orientierung über diesen Gegenstand höchst geeignet. Der erste Vortrag behandelt mehr die äußere Vorgeschichte der modernistischen Bewegung, der letztere bietet eine gebiegene Darstellung des Inhaltes der Modernismus-Enzyklika.

Alle genannten Autoren haben sich ein großes Verdienst um die Verteidigung des katholischen Glaubens erworben.

Wien.

Dr. Georg Reinhold.

- 3) **Das Hohelied.** Uebersetzt und erklärt von Josef Hontheim S. J. („Biblische Studien“, XIII. Band, 4. Heft). Freiburg und Wien. 1908. Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8°. VI und 112 S. M. 2.80 = K 3.36.

Mit großem Interesse begrüßt Rezensent die vorliegende Arbeit über das Hohelied, das wegen seines herrlichen und geheimnisvollen Inhaltes gerade in unserer Zeit eine ungewöhnliche Wichtigkeit gewonnen hat. Der verehrte Verfasser zerlegt das Werk in drei Hauptteile: Prolegomena mit 12 Abschnitten (S. 1–32), Kommentar (S. 33–96) mit der Erklärung der sechs Lieder (I. Textkritik, II. Erläuterungen, III. Analyse, IV. Schlußbemerkungen), sodann: Gegenstrophen und respektive Zwischenstrophen abgeteilt (S. 97–111). Ganz richtig wird als Lehre der Kirche (S. 2) angeführt: 1. Das Hohelied ist ein vom heiligen Geiste inspiriertes Buch; 2. es behandelt nicht rein menschliche Dinge ohne jede Beziehung zu höheren übernatürlichen Wahrheiten. Wenn aber der Herr Verfasser (S. 27 f.) meint: „Für die Autorität unseres Buches ist es gleichgültig, welcher Zeit, welchem Orte und welchem Verfasser es angehört, . . unser Buch ist keine Geschichte, enthält auch keine geschichtlichen Elemente. Wer immer es geschrieben haben mag, historische Glaubwürdigkeit besitzt es auf keinen Fall“, so kann Rezensent ihm hierin keineswegs beistimmen. In dieser Beziehung hat Bossuet wohl richtiger gesehen, der im Hohenliede (Libri Salomonis, 1693) eine „vera historia“ fand, d. i. daselbe typisch deutete; (zu vergleichen Honorius von Autun u. a.) Es ist nämlich in diesem inspirierten Buche ein wirklicher Vorgang anzunehmen, der jedoch nicht Selbstzweck ist, sondern eine höhere Wahrheit vorbildet. Sulamith ist eine geschichtliche Person, nicht die Tochter Pharaos, sondern ein Hirtenmädchen vom Lande; Salomon ist der König, der Sohn Davids. Die züchtige Leibes Schönheit und Seelenreinheit der Sulamith war die Veranlassung zu einem ethisch-reinen Liebesbunde zwischen ihr und Salomon (in dessen früheren Königszeit). Dieser irdische Liebesbund versinnbildet nun jene höhere göttliche Liebe und bräutliche Verbindung, die zwischen Gott und seiner auserwählten Gemeinde, sowie zwischen Gott und jeder einzelnen gerechten Seele stattfindet; oder es spiegelt sich darin die Vermählung des Messias mit seiner auserwählten Gemeinde: die Verbindung Christi mit der heiligen Kirche ab, aber nicht rein allegorisch, sondern typisch. Natürlich decken sich Typus (Vorbild) und Antitypus (Gegenbild) nie: der Typus wird vom Antitypus weit und weit überragt. Betreffs der Bemerkung über den Verfasser des Hohenliedes (S. 27) und Inspiration desselben (S. 28) wäre doch zu erwähnen, daß dieses trefflichste, vorzüglichste Lied deshalb in den Kanon aufgenommen wurde (abgesehen von seiner Inspiration), weil sein Verfasser, ein Sohn Davids, des Trägers der messianischen Verheißung (2 Sam. 7), ein (zeitweiliger) Typus desjenigen war, der von sich sagte, daß er mehr sei als Salomon (Mt. 12, 42). Daß es Allegorien, und zwar schöne Allegorien gibt, lehrt und zeigt die Hermeneutik; daß aber ein ganzes biblisches Buch „in der idealen Welt“ (S. 51), so in der Luft schwebend — dazu gehört ein zu starker Glaube! Man deute demnach das Hohelied allegorisch, aber typisch allegorisch! Sonst schildert ja der geehrte Verfasser von dem angenommenen allegorischen Standpunkte aus den Gang und Fortschritt der Gedanken und Bilder ganz richtig; namentlich sind die in der „Analyse“ und den „Schlußbemerkungen“ ausgesprochenen Gedanken recht gut und belehrend. Selbstverständlich geht die (vom Herrn Verfasser kurz angedeutete) Erklärung

selbst auf dem verschiedenen Standpunkte auseinander. Ob man aber das Hohelied, dessen strenge Einheitlichkeit mit Recht betont wird, in sechs Gesänge mit mehreren Strophen und bestimmten Zeilen, oder aber in sechs Akte mit mehreren Szenen zergliedert, ist für den eigentlichen Wert des Buches ganz irrelevant; allerdings gewinnt hiedurch — wenn nicht gewaltsam hineingetragen und willkürlich unterstellt — die Form der Darstellung an Zartheit und Schönheit bedeutend. Daß 6, 3 hinter 8, 13 zu lesen sei, ist wohl nur eine „Vermutung“ (S. 67). Einen Stichus beliebig zu verdoppeln, um irgend eine gewünschte Zeile zu erhalten, möge bei einem biblischen Buche ja nicht als Regel gelten. Gerade aber in Hinsicht auf die in Kürze hier ausgesprochenen Bemerkungen wünscht Rezensent dem vorliegenden, mit viel Fleiß und Umsicht besorgten und schön ausgestatteten Werke allgemeine, begeisterte Aufnahme; gewiß wird es zur näheren Würdigung und zu immer besserem Verständnisse des wahren Inhaltes und Zweckes des erhabenen, geheimnis- und trostvollen Hohenliedes recht viel beitragen.

Prag.

Leo Schneedorfer.

- 4) **La Chiesa Russa, le sue odierne condizioni e il suo riformismo dottrinale.** Von P. Aurelio Palmieri O.S.A. Firenze. 1908. Libreria editrice fiorentina. XV u. 759 S. 5 Lire = K 5.—.

Rußland gleicht in sozialer, politischer und religiöser Hinsicht einem umheimlichen Vulkan, der jeden Augenblick loszubrechen droht. So sehr die orientalische Orthodoxie einer lähmenden Betargie und Erstarrung verfallen scheint, fehlt es immerhin nicht an radikalen Versuchen, die neuzeitlichen Ideen in weitem Umfange einzubürgern und namentlich das gesamte Kirchenrum der russischen Staatskirche auf eine ganz und gar demokratische Grundlage zu stellen. Noch sucht die Regierung auch in kirchlicher Hinsicht ihre absolutistischen Tendenzen, die vielfach an den Byzantinismus der schlimmsten Art erinnern, aufrecht zu erhalten; wenigstens erklärte Ministerpräsident Stolypin in einer Unterredung dem Metropolit von Antonius von Petersburg, daß der reaktionäre Kurs des heiligen Synod der Regierungspolitik nicht entspreche und die beiden ultra-reaktionären Bischöfe Hermogen und Seraphin wurden aus dem Synod entfernt und in die Provinz verbannt. Indes vermöchte nur eine hierarchische Zentralgewalt im Sinne des katholischen Primates den destruktiven Strömungen Einhalt zu gebieten und eine Gesundung der arg zerrütteten kirchlichen Verhältnisse langsam herbeizuführen: dies bedeutete aber eine definitive Preisgabe des schismatischen Standpunktes.

Trotz dieser düsteren Lage braucht man an einer Annäherung und Wiederveröhnung der orthodoxen Kirche des Orients mit dem katholischen Okeident nicht zu verzweifeln. Diesem irenischen Zwecke dient auch vorliegendes Werk, welches in jeder Zeile eine Vertrautheit mit den Zuständen der russischen Kirche verrät, die eine völlig objektive Beurteilung derselben ermöglicht und garantiert. Eine reichhaltige Literatur, welche die orthodoxe kirchenrechtliche Theologie, die einschlägige Publizistik und selbstverständlich die offiziellen Aktenstücke in reichem Ausmaße heranzieht, verleiht der Arbeit einen ruhigen, sachlichen Charakter, der in vortheilhafter Weise jede gehässige Polemik meidet und vielfach an die rein quellenmäßige Darstellung des ersten Historikers erinnert. Daneben erfahren die Tatsachen eine kurze, gediegene Beurteilung und Beleuchtung von Seiten des Verfassers, der sich als einen gründlichen Theologen und nüchternen Kritiker erweist.

Brennende Tagesfragen kommen der Reihe nach zur Erörterung. Da seit 1682 kein allgemeines Konzil der orthodoxen Kirche mehr stattgefunden, trat in den letzten Jahren das Bedürfnis nach einem solchen „Nationalkonzil“ mehr und mehr in den Vordergrund. Aber welchen Schwierigkeiten begegnete gerade diese Konzilsfrage! Die verschiedenen Ansichten, welche bei den einzelnen Mitgliedern der vorbereitenden Konzilskommission über Wesen und Verfassung der Kirche bestanden, mußten vor allem eine diametrale Meinungsverschiedenheit

in der Frage herbeiführen: Sind auch einfache Priester und Laien vollberechtigte Konzilsmitglieder oder nur die Bischöfe als Repräsentanten der eigentlichen hierarchischen Gewalt? Nach langen und ziemlich erregten Debatten wurde in den März- und April-Sitzungen 1906 die Frage zugunsten der ersteren entschieden — ein entschiedener Sieg der „christlichen (?) Demokratie“. Das Konzil soll indes den Namen eines „außerordentlichen“ führen, um sein Präjudiz für die Zukunft zu schaffen. Seit 1905 wurde auch die Frage nach der Schaffung eines russischen Patriarchates aufgerollt; mit 18 gegen 6 Stimmen gelangte im Mai 1906 der Antrag zur Annahme: „Der erste russische Bischof ist Präsident des heiligen Synod und erster Hierarch der russischen Kirche, mit besonderen persönlichen Vollmachten ausgestattet“; man sieht, wie selbst die orthodoxen Kreise die Notwendigkeit einer dem katholischen Papsttum analogen Zentralgewalt bewußt oder unbewußt dokumentieren! Von einschneidender Bedeutung für eine geplante Reform der russischen Kirche ist ferner das unleidliche Verhältnis des „weißen“ Weltklerus und des „schwarzen“ Ordensklerus, die miteinander rivalisieren in dem Bestreben, auf den Episkopat einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen; Bureaucratismus und religiöser Marasmus haben den letzteren alles moralischen Einflusses beraubt.

Die eigentliche Wurzel aber des bedauerlichen Tiefstandes in der russischen Kirche ist gelegen in den überaus traurigen materiellen, moralischen und sozialen Verhältnissen des orthodoxen Klerus. Ein Priesterstand, der in erster Linie mit Existenzorgen für seine Familie zu kämpfen hat, der in beständigem wirtschaftlichen Kampfe mit seinen „Pfarrholden“ liegt und bei alledem weder Interesse noch Zeit hat für höhere intellektuelle und ethische Aufgaben, kann unmöglich in religiöser Hinsicht ein Sauerteig für die anvertrauten Gläubigen werden, um so weniger, wenn er durch eine ganz disziplínlose und unkirchliche Erziehung in den Seminarien von vornherein die Befähigung für seine hohen Aufgaben verloren hat. Revolutionäre Streiks sind in den russischen Seminarien an der Tagesordnung; die Regierung mußte 1905 aus diesem Anlasse 10 Seminarien einfach schließen. Der Anschaulichkeit halber setzen wir folgende Charakteristik der diesbezüglichen Zustände in wörtlicher Uebersetzung hieher: „Das Priestertum ist nicht das Ideal der Seminaristen, die sich nur ein Stück Brot zu verdienen suchen und das Leben unter materialistischen Gesichtspunkten betrachten. Das Regime der Seminarien ist überstrenge, weil bei etwas schlafferer Zucht die traurigsten Zustände herrschen würden. Die officia divina sind übermäßig lang, dauern bisweilen mehrere Stunden und die Seminaristen wohnen ihnen nur gezwungen bei. Sie beobachten dabei das Stillschweigen, so lange sie sich überwacht fühlen; hört die Ueberwachung ganz oder teilweise auf, so plaudern und lachen sie. Die „Mutigeren“ nehmen in die Kirche Zeitungen und profane Bücher mit, um sie während des Gottesdienstes ruhig und ungelesen zu lesen. Die Fasttage sind häufig und fallen in der Regel mit den Prüfungstagen zusammen, an denen doch die erhöhte geistige Arbeit eine reichlichere Nahrung für die jungen Leute erforderte. Kein Wunder, daß die Seminaristen nach der Fastenmahizeit heimlich Würste und Schinken verzehren. Der Rektor des Seminars weiß recht wohl um diese Uebertretungen der Kirchengebote; aber seine ganze Sorge ist auf die Aufrechthaltung der äußeren Ordnung gerichtet. Im allgemeinen hält man die Andachtsübungen und das Fasten nur aus Furcht vor Strafe. In den Seminarien herrscht das System des Terrorismus; um die moralische Erziehung kümmern sich der Rektor und das Aufsichtspersonal überhaupt nicht. Gegen die jungen Leute sind sie grob in der Behandlung und derb im Ausdruck; die gewöhnlichste Bezeichnung in ihrem Umgange mit den Seminaristen lautet „Dummkopf, Bestie, Taugenichts, Blödsinniger“. Ihre ganze Aufgabe besteht darin, sich zu vergewissern, daß alle zu den Vorlesungen erscheinen, daß in den Sälen nicht geraucht und nicht mit Karten gespielt wird, daß vor der Ankunft des Lehrers kein Lärm herrscht. Ein Jüngling ist ein musterhafter Seminarist, wenn er bei den täglichen Mahlzeiten und vorgezeichneten Andachtsübungen nicht fehlt und nicht außer dem Hause übernachtet. Seine ungerechtfertigten Versäumnisse werden in einem besonderen Buche verzeichnet und der Schuldige

wird einer strengeren Beaufsichtigung unterzogen. Den Seminaristen ist es streng verboten, ins Theater zu gehen, öffentliche Bibliotheken zu besuchen, literarische Konferenzen zu hören, Zeitungen zu lesen. Lebhaftigkeit des Geistes oder ausgeprochene Anlage für Poesie werden als Hindernisse für das künftige Priestertum betrachtet. Die Zöglinge des Seminars bringen ihre Tage zu in einer Atmosphäre moralischen Zwanges, der die guten Keime ihres Herzens erstickt und Haß oder unbewußte Passivität erzeugt. Das Ergebnis einer erziehlischen Methode, die mit Brutalität alle Mäncierung der Charaktere zu nivellieren sucht, ist die Revolte. Während der gottesdienstlichen Übungen raufen sich die Seminaristen förmlich, um sich in die dunkelsten Winkel oder die am wenigsten bewohnten Räume des Seminars zu flüchten und sich den Luchsaugen ihrer Aufseher zu entziehen. Ermutigt durch die Unordnung, welche augenblicklich in politischen und religiösen Kreisen herrscht, gehen sie nach Gurbüken und Belieben aus. Einige beobachten immerhin einige Zurückhaltung und bitten um die erforderliche Erlaubnis; der größte Teil glaubt sich jedoch dieser Verpflichtung entoben. Die Straßen der Städte wimmeln von Seminaristen, die sich nachts in den Konzert- und Theatersälen zusammendrängen. Auf den Bahnhöfen, in den Restaurationen, in den öffentlichen Gärten, in den politischen Versammlungen befinden die Seminaristen durch ihre Anwesenheit ihre weltliche Lebensauffassung. Die Direktoren wissen sehr wohl um die schlimme Lebensweise der ihrer Obhut anvertrauten Zöglinge, um die Laster, die ihren sittlichen Charakter entstellen, um die Zügellosigkeit, die zuweilen ihrem Aeußeren das Schandmal der Verworfenheit aufprägt. Aber das Uebel ist nun einmal so festgewurzelt, daß es ihnen geratener scheint, die Augen zu schließen. Ein Seminarinspektor sagte, seine Aufgabe sei ein wahres Martyrium. „Daß unter solchen Umständen die Sittlichkeit im engsten Sinne des Wortes eine tiefgehende Schädigung erfahren muß, liegt auf der Hand; es kann auch nicht wundernehmen, wenn in den Seminarien förmliche Attaken der Zöglinge auf ihre Vorgesetzten stattfinden, die vor Kupfervitriollösungen, blutigen Raufereien u. s. w. sich schon wiederholt mit Polizei und Militär schützen mußten.“

Andere Mißstände bestehen in der Vermischung von Laien und künftigen Klerikern in den Seminarien, in der regelmäßigen Besetzung der theologischen Lehrfächer durch Laienkräfte, in der unzureichenden sozialen Sicherstellung des Klerus sowie in der kirchlicherseits nicht behinderten Vorliebe für moderne, das heißt radikale und revolutionäre Ideen. Außerst interessante Details bieten auch die Kapitel über das apostolische Wirken und die Missionstätigkeit des russischen Klerus, über klerikale Schulen und theologische Studien und die Zukunft der russischen Kirche in ihrem Verhältnis zum Katholizismus.

Wir geben dem Autor vollkommen Recht, wenn er in der Organisation des russischen Kirchenregimentes den Triumph des Militarismus im Heiligtum erblickt. Hic Rhodus, hic salta. Nur eine Umgestaltung der Hierarchie im Sinne des Primatialprinzipes kann von Erfolg sein; vorderhand sind wir noch weit davon entfernt, wenn auch einzelne schüchterne Stimmen laut zu werden beginnen.

Einen unliebsam störenden Einfluß üben bei der Lektüre die zahllosen Druckfehler, die auf gänzlichen Mangel der nötigen Durchsicht schließen lassen.

King-Ursfahr.

Dr. Joh. Gföllner.

- 5) **Cursus brevis Philosophiae.** Auctore Gustavo Pécsi. Vol. II. Cosmologia. Psychologia. Esztergom (Gran) 1907. Selbstverlag des Verfassers und bei Gust. Buzárovits. 8°. XII et 320 pag. K 5.—

Dieser zweite Band ist reich an neuen Auffassungen und die jungen Theologen, welche darnach ihre Philosophie studieren, können zweifellos viel lernen. In der Kosmologie sucht Pécsi den Atomismus mit dem Nylomorphismus zu vereinigen, wobei er die materia prima als Aether und die substantielle Form als substantielle Kraft faßt, zu der eine gewisse charakteristische Atomgestalt hinzukommt. Seine Ausführungen sind gewiß nicht unannehmbar. In den chemisch

zusammengesetzten Körpern findet nach ihm keine substantielle Veränderung statt, und die Elemente ändern ihr Wesen nicht; sie bleiben auch in den lebenden Körpern; man kann aber hier von einer substantiellen Veränderung sprechen, weil die Formen ihre selbständige Tätigkeit einbüßen.

Geradezu sumstürzende Theorien entwickelt Pécsi im Abschnitt über die Tätigkeit der anorganischen Substanzen. Er hat seine Ansichten ausführlicher entwickelt in einem in deutscher Sprache erschienenen hochbedeutsamen Werke: „Kritik der Axiome der modernen Physik.“

Ohne dem Geist und dem Scharfsinn des Verfassers zu nahe treten und die Richtigkeit mancher seiner Argumente bestreiten zu wollen, erlaube ich mir doch die Bemerkung, daß er im vorliegenden lateinischen Buch die zu widerlegenden Probleme vereinfacht und manche seiner Argumente, die nur wahrscheinlich sind, für apodiktisch hält. Ich kann ferner mit dem besten Willen nicht einsehen, daß das Gesetz der Konstanz der Energie irgendwie den Glauben gefährdet; kann man doch gewiß nicht leugnen, daß Gott ein solches Gesetz in die Natur einführen konnte. Ganz unrichtig erscheint mir die Behauptung, daß das kosmologische Argument für Gottes Existenz, wie es heute von den christlichen Philosophen gelehrt wird, „am dünnen Faden des Entropiegesetzes“ hängt.

Von Seite 68 an beginnt Pécsi den Kampf gegen einige Hauptaxiome der modernen Physik, wobei er hie und da zu vergessen scheint, daß heute gerade viele der bedeutendsten Physiker diese Axiome und die aus ihnen fließenden Theorien nicht als apodiktische Wahrheiten, sondern nur als Bilder der Wirklichkeit fassen. Bemerkenswert ist unter anderem seine These (75), daß das Wesen der physischen Kräfte nicht formell in der Bewegung besteht. Dagegen will mir seine Beweisführung gegen das dritte Newtonsche Gesetz (Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung) nicht einleuchten. Pécsi faßt dieses Gesetz anders auf als Newton und die meisten Physiker. Auch folgt die Theorie von der Konstanz der Energie, wie mir scheint, nicht unmittelbar aus jenem Axiom, sondern nur mittels einer nicht streng beweisbaren Voraussetzung. Deshalb kann das Gesetz von der Aktion und Reaktion bestehen bleiben und die genannte Theorie stürzen. Sie ist tatsächlich schwer vereinbar mit den neuen Untersuchungen über die radio-aktiven Körper.

Der Verfasser polemisiert auch gegen das physikalische Prinzip, daß ein einmal bewegter Körper in Bewegung bleibt, wenn er nicht durch eine neue Kraft zur Veränderung seines Zustandes gezwungen wird (zweiter Teil des ersten Newtonschen Bewegungsgesetzes). Insofern Pécsi von einem realen und nicht von einem idealen Körper redet, ist er offenbar im Recht. Die vier Bewegungsgesetze Pécsis (89 s.) zeichnen sich jedenfalls durch Klarheit und Einfachheit aus. Ob sie aber ausreichend sind? Im Abschnitt über Leben der Pflanzen und Tiere mache ich besonders auf die treffliche Darlegung des Instinktes aufmerksam (132 s.). Auch die Psychologie enthält schöne Seiten. Nicht überzeugend waren für mich die Thesen über die sensitive Erkenntnis. Nach dem Verfasser wird bei der Sinneserkenntnis keine species expressa erzeugt. Es ist gewiß zuzugeben, daß eine solche species weder im Sinnesorgan noch in der Seele entsteht (denn sie ist vom Akt selbst zu unterscheiden); die wichtigste Frage ist aber die, ob nicht eine Art species expressa außerhalb des wahrnehmenden Subjektes entsteht. Denn das, was auf S. 202 gegen die Projektionstheorie gesagt wird, ist ganz ungenügend. Gut sind die Ausführungen über den Gegenstand des Verstandes und die damit zusammenhängende Lehre über das Wesen der Seele. Viel Ansprechendes hat auch die Ansicht des Verfassers, daß bei der Verstandeserkenntnis der intellectus agens und jede species impressa entbehrlich sind. Allerdings setzt die Argumentation voraus, daß die Seelenkräfte nicht reell vom Wesen der Seele verschieden sind, eine These, für die denn auch Pécsi gute Beweise ins Feld führt.

Im Abschnitt über die Willensfreiheit wird der thomistische Determinismus auf das schärfste angegriffen. Die Psychologie hat mich im ganzen weniger befriedigt als die Kosmologie. Man begnügt sich eben hier mit Wahrscheinlich-

feiten, während die grundlegenden Thesen der Psychologie wie ein Fels dastehen müssen. Bei Pécsi sind aber diese wichtigsten Fragen öfters zu kurz behandelt, um den Eindruck der allseitigen Sicherstellung zu machen. Die Schwierigkeiten werden manchmal zu leicht genommen und ihr eigentlicher Kern nicht aufgedeckt.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es um andere lateinische Compendien besser bestellt ist. Aber Merciers Psychologie z. B. ist doch eine weit vollkommenere Arbeit. Daß trotzdem Pécsis Philosophie ihren Weg machen wird, und das auch verdient, gebe ich gern zu. Der Verfasser ist ein kühner und selbständiger Denker und wird zweifellos noch Bedeutendes leisten.

Feldkirch (Vorarlberg).

Stan. v. Dunin Borkowski S. J.

6 Das Evangelium vom Gottesohn. Eine Apologie der wesenhaften Gottesohnschaft Christi gegenüber der Kritik der modernsten deutschen Theologie. Von Dr. theol. et phil. Anton Seiz, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität München. Freiburg und Wien 1908. Herdersche Verlagshandlung. 8°. XII und 546 S. M. 5.60 = K 6.72. Obd. in Feinwand M. 6.40 = K 7.68.

Wie schon das Titelblatt anzeigt, setzt sich vorliegendes Buch die Aufgabe, gegenüber der modernen Leugnung oder Verflachung der Gottesohnschaft Jesu Christi aus den evangelischen Quellen den Nachweis zu liefern, daß Jesus Christus wahrer, dem Vater wesensgleicher Sohn Gottes im Sinne des katholischen Dogmas ist. — Ein kurzes Vorwort (V—X) gibt zunächst Aufschluß über Anlaß, Aufgabe, Methode und Bestimmung der Schrift. Hierauf folgt das Inhaltsverzeichnis (XI—XII), sodann die Einleitung (1—21), die sich ganz allgemein über Ziel, Grundsätze und Methode der modernen Theologie und sich daraus ergebenden Folgerungen für die moderne Christologie und für das praktische kirchliche Leben im Protestantismus verbreitet und kurz die folgende Stoffeinteilung begründet.

Das erste Kapitel: Christentum ohne Christologie (22—171), führt uns in den Wirrwarr der Meinungen und Urteile über Jesus ein, wie sie die moderne Berufs- und Laientheologie und die Leben-Jesu-Forschung von Harnack angefangen bis zu Kalthoff und Frenssen im Willigenlei zutage gefördert haben, und zeigt deren innere Widersprüche und Haltlosigkeit auf. Zum eigentlichen Thema übergehend, unterzieht dann das zweite Kapitel: Ideale Selbstbezeugung Jesu als metaphysischer Gottesohn (171—263), nach einer kurzen Erörterung über die Bedeutung des Selbstzeugnisses Jesu, der Beweis- kraft seiner Worte und Werke (Wunder) jene Aussprüche Christi, in denen er sich über seine Person und sein Verhältnis zum Vater äußert, einer exegetisch-apologetischen Untersuchung, während das dritte Kapitel: Praktische Selbstbezeugung Jesu als Gottesohn (263—388) die entweder spontanen oder von Jesus veranlaßten Bekenntnisse der Freunde und Feinde Jesu sowie der Dämonen in gleicher Weise behandelt. Das vierte Kapitel: Indirekte Selbstausagen Jesu von seinem göttlichen Charakter (388—446) betrachtet die Stellen, in denen Jesus sich als Weg, Wahrheit und Leben, als Erlöser und Richter bekundet, das fünfte Kapitel endlich: Bezeugung der göttlichen Persönlichkeit Jesu durch seine Glaubensboten (446—528), die Aussagen des Täufers, der Evangelisten in der Kindheitsgeschichte und des heiligen Paulus über Jesus. Ein nach unserem Dafürhalten zu optimistisch gehaltenes Schlußwort (528—539) und ein Autoren- und Sachregister (539—545) schließen das interessante Buch ab.

Wie aus dieser Inhaltsangabe erhellt, berührt das Buch, abweichend von der alten Apologetik, den Erweis der Gottheit Christi aus den Wundern und Weissagungen nur vorübergehend, sondern stellt, indem der Herr Verfasser die Problemstellung der modernen Jesuskritik, es sei von den Selbstausagen und der Lebensführung Jesu auszugehen, annimmt (S. 172), und „dem modernen Empfinden, welches auf die innere Erfahrung des unmittelbaren Erlebnisses das Hauptgewicht legt“ Rechnung trägt, das psychologische Moment, die persönlichen

Aussprüche Jesu als Äußerungen seines Selbstbewußtseins in den Vordergrund. Diese Methode scheint gegenüber Gegnern, welche die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder und Weissagungen grundsätzlich leugnen, geradezu geboten. Nur würden wir es für unberechtigt, ja, für gefährlich halten, wenn nach diesem Vorbilde die neueren Apologeten künftighin die althergebrachten Beweise ganz beiseite schieben würden. Das will auch der Herr Verfasser nicht; er will nur gegen die geänderte Angriffsweise der Gegner zu den alten erprobten aber nun nicht mehr ausreichenden Waffen neue schmieden und an die Hand reichen.

Vorzüge des Buches sind: eine staunenswerte Kenntnis der modernen (protestantisch-) theologischen Literatur, namentlich im Gebiete der Leben-Jesu-Forschung, unerschütterliche Ueberzeugung von der Sieghaftigkeit der vertretenen Wahrheit, mutige, keinem Angriff ausweichende, schlagfertige Polemik und vor allem eine gründliche Exegese, welche Sinn, Bedeutung und Tragweite eines biblischen Satzes oder Ausspruches durch die sorgfältigste Beachtung und Berücksichtigung des Zusammenhanges und der Umstände der Zeit und des Ortes und der redenden oder handelnden oder als Zeugen anwesenden Personen genau fest und klar zu stellen sucht. Damit ist allerdings die Richtigkeit und Beifallswürdigkeit jeder einzelnen Erklärung oder Begründung nicht behauptet, vielmehr haben wir uns bei der Lektüre ein und die andere angemerkt, zu der wir ein Nein oder doch ein Fragezeichen setzen möchten. Beispielsweise führen wir an: Befriedigen wenigstens uns schon die vorgebrachten Gründe gegen die konservative Auffassung des Petrusbekenntnisses (S. 280 ff.) nicht vollkommen, so ist die Erklärung des Vaters im Himmel (pater meus, qui in coelis est Matth. 16, 17) als „das unsichtbare Gotteswesen, welches der vom Geiste Gottes sich leiten lassende in der Person Jesu erlebt“ (S. 285—286) viel unklarer als der jedem Christen verständliche biblische Ausdruck (Vater im Himmel) und zudem unrichtig; daß aber Fleisch und Blut in erster Linie das menschliche Wesen Jesu bezeichne, ist mindestens sehr fraglich. Ferner kann Daniel 7. 13 das Angesicht des Alten der Tage unmöglich die zweite Person in der Gottheit gleich dem „Abglanz und Ausprägung des Wesens“ Gottes nach dem Hebräerbrief bezeichnen (S. 323). Fürs erste hat der chaldäische Urtext nur die Präposition mit dem suffix (uq^e damôhi haq^e bûhi), LXX den bloßen Dativ des Pronomens (προσὸν γάρ τῷ αὐτῷ); die Vulgata allein in conspectu eius obtulerunt eum; es ist demnach das in conspectu der Vulgata auf Grund des bekannten Hebraismus in der abgeschwächten Bedeutung „angesichts, in Gegenwart, vor“ zu fassen. Zweitens schließt der Zusammenhang obige Bedeutung geradezu aus. — Die Exegeten wird noch interessieren, daß ἐν ἀρχῇ (Joh. 1. 1) mit Berufung auf die philosophische Terminologie im metaphysischen Sinne = „im ersten Ausgangspunkt oder Urprinzip alles Seienden“ gefaßt wird, so daß es einen analogen Sinn hat wie Joh. 10, 38; 14, 10 f.: „Der Vater ist in mir und ich in ihm“ (S. 390), und demgemäß auch die schwierige Stelle Joh. 8, 25 erklärt wird: „Ich bin das, was ich auch euch gegenüber aussage, ich meine nämlich den Urgrund, d. i. das überweltliche, dem Vater gleichwesentliche Prinzip alles Seienden“ (S. 391 f.). —

S. 358 muß es wohl heißen: „Kinder und Narren (statt Natur) sagen die Wahrheit“.

Das Buch ist vor allem den Religionslehrern, dann allen religiös interessierten Gebildeten gewidmet (S. X). Ersteren wird es reichlichen Lehrstoff und vielseitige Anregung bringen. Damit es für letztere leichter genießbar werde, hätten wir für eine zweite, gründlich durchgearbeitete Auflage, die das Buch jedenfalls verdient, folgende Wünsche: Kürzung des ersten Kapitels; Maßhalten im Zitieren und in der Einschaltung fremder Sätze und Redensarten in den eigenen Satzbau; was die Darstellung dadurch vielleicht an Unmittelbarkeit verliert (vgl. S. VIII), gewinnt sie an Klarheit und Deutlichkeit. Endlich eine einfachere, klarere, volkstümlichere Sprache!

7) Der Vernichtungskampf gegen das biblische Christusbild. — Ersatzversuche für das biblische Christusbild.

(Heft 3 und 4 der 1. Folge der „Biblischen Zeitfragen“ von Dr. Ignaz Mohr, o. Professor an der Universität Straßburg. Münster i. W. 1908. Ashendorff. 8°. 30 resp. 42 S. Preis pro Heft 50 Pfg. = 60 h; bei Abonnenten 45 Pf. = 54 h.

Zwei flott geschriebene Darstellungen der Geschichte des Kampfes gegen den gottmenschlichen und der Substitutionsversuche eines reinmenschlichen Jesus. Ueberall zeigt sich große Sachkenntnis und eine geistreiche Auffassung. Für Priester und Theologen, sowie für Akademiker der philosophischen Studienlaufbahn gut verständlich, werden diese Hefte auch dem übrigen höher gebildeten Publikum viel Interessantes bieten, wenn sie auch in ihren bei solcher Kürze wohl notwendigen Voraussetzungen in vielen Punkten über das Wissen der meisten hinausgehen. Allen für biblische Fragen Interessierten sei dieser Broschürenzyklus bestens empfohlen.
St. Florian.
Dr. Vinz. Hartl.

8 „Die Glaubwürdigkeit des Alten Testaments im Lichte der Inspirationslehre und der Literaturkritik.“

Der ersten Folge 8. Heft der „Biblischen Zeitfragen“, gemeinverständlich erörtert. Broschürenzyklus herausgegeben von Dr. Nikel und Dr. Ignaz Mohr. Münster i. W. Ashendorffsche Buchhandlung. 60 Pfg. = 72 h.

Der rühmlichst bekannte Autor hat es mit der vorliegenden Broschüre unternommen, seine wißbegierigen Zeitgenossen zu informieren über das wichtige Thema der Glaubwürdigkeit der Schriften des Alten Testaments auf Grund der kirchlichen Lehre von der Inspiration und auf Grund moderner Untersuchungen in Sachen der heiligen Literatur. Die Leser werden über alles Einschlägige genau und gut informiert, wenn sie schon einen gewissen Schatz von philosophischer und theologischer Bildung mitbringen. Der Rezensent kann sich aber nicht damit einverstanden erklären, wenn auf S. 11, Z. 5. v. o. die Formulierung des Gedankens so lautet: „Die Enzyklika erkennt die Schwierigkeiten nicht, welche gewisse Redewendungen und Angaben der Bibel aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichte den Forschern bereiten.“ Ebensovienig gefällt ihm für eine gemeinverständliche Schrift, die für Massenverbreitung bestimmt ist, wenn auf S. 12, Z. 19 v. u. zu lesen ist: „Nach diesen Worten Leo XIII. widersprechen unrichtige Ausdrücke in naturwissenschaftlichen Dingen nicht der Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift. Wie steht es aber mit den vorhandenen historischen Unrichtigkeiten?“ Auf S. 13, Z. 13 v. u. lesen wir, daß die Enzyklika des Papstes noch einer authentischen Exegese bedürfe, welche Leo XIII. selbst nicht mehr geben könne. Gott sei gedankt, daß das kirchliche Lehramt die Leistungen der Vergangenheit erhält und weiterpflegt und zu gegebener Zeit ergänzt! Die vom Autor gewünschte Exegese wird vom kirchlichen Lehramt sicher efließen, wenn das Bedürfnis von dieser Stelle ebenso empfunden wird. Auch die Anmerkung 1) auf S. 35 wird mit Widerspruch hingenommen; in dieser heißt es: „Man kann die auf die Erklärung betreffenden Schriftstellen verwendete Mühe bewundern, aber den Eindruck wird man nicht los, daß die Bemühungen, an dem Text so lange herumzudeuten, bis er der naturwissenschaftlichen Anschauung gerecht wird, dem Ansehen der Bibel mehr schaden, als die Annahme, daß die naturwissenschaftlichen Angaben nicht der Wirklichkeit entsprechen.“ Bei solcher Kritik über die Arbeiten Fonds hätte doch der Versuch irgend einer Lösung von Schwierigkeiten unternommen werden sollen, ehe man fernstehenden Kreisen gegenüber die Bemühungen redlicher Gelehrten einigermaßen herabsetzt. In theologischen Kreisen wird diese Broschüre jedenfalls gute Dienste leisten, in nicht eingeweihten, nicht vorgebildeten Kreisen dürfte der erwartete Erfolg wohl nicht eintreten.

St. Florian bei Enns.

Dr. P. Amand Polz, Professor.

- 9) **Biblische Zeitschrift** in Verbindung mit der Redaktion der „Biblischen Studien“, herausgegeben von Dr. Joh. Göttsberger, Professor der alttestamentlichen Exegese in München, und Dr. Josef Sickenberger, Professor der neutestamentlichen Exegese in Breslau. Sechster Jahrgang. Freiburg. 1908. Herdersche Verlagshandlung. Jährlich 4 Hefte im Umfange von je 7 Bogen gr. 8°. Preis für den Jahrgang M. 12.— = K 14.40.

Sechs Jahrgänge der Biblischen Zeitschrift liegen vor uns: gewiß ein genügendes Substrat zu einer richtigen Würdigung des Wertes dieser Zeitschrift. Um nun auch dem Leser der Quartalschrift eine Vorstellung von dem Reichtum des in der Biblischen Zeitschrift Gebotenen zu ermöglichen, sei beispielsweise verwiesen auf den Inhalt des vierten Heftes 1908: Wie ich mir einen neuen Sabatier vorstelle. Von Pfarrer Josef Denk in München. — Einiges über die Stala-Vogelnamen: asida, calab(ario); cauaa (Dent). — Hieronymus und das hebräische Matthäusoriginal. Von Dr. Ludwig Schade in Aachen. — Zu Mt. 5, 13 (Mueller). — Zu Lukas 1, 34—35. Von P. Joannes Maria Pfätsch O. S. B. in Ettal. — Zu 1 Kor. 7, 36 ff (Weyman). — Christi Dornenkrönung und Verspottung durch die römische Soldateska. Von Karl Rastner in Breslau. — Apostel und Herrenbrüder. Von Prof. Joh. Mader in Chur. — Besprechungen: Dhorme, Choix de textes religieux assyro-babyloniens (J. Hehn). Lagrange, Etudes sur les religions sémitiques. 2^e éd. (J. Rifel). — Bibliographische Notizen (Das NT). — Mitteilungen und Nachrichten.

Zur Ergänzung noch einiges charakteristischer Art aus dem zweiten Hefte desselben Jahrganges: Professor Göttsberger begründet seine neue Deutung von Gen. 8, 7: Der Rabe flog aus der Arche hinaus und kehrte in die Arche zurück, beides so oft, bis das Wasser verrochnet war (S. 113 ff.). J. Schäfers beendet seine literarkritische Untersuchung von 1 Sm 1—15 (S. 117 ff.). G. Göbel gelangt durch Vergleichung der biblischen und feilschriftlichen Nachrichten zur Annahme von zwei quellenkritisch selbständigen Berichten im vierten Königsbuche. 4 Kg. 18, 14—16 ist zeitlich früher anzusetzen als die übrige Erzählung von Sancheribs Expedition (S. 133 ff.). Professor Eberharter untersucht die Bedeutung von חַי in Ps. 105, 3 u. Eftli 14, 9 (S. 155 ff.) zc. zc.

Es ist unnötig und in einer Rezension unmöglich, mehr anzuführen. Aber diese Stichproben genügen, um dem Leser zu zeigen, wie die Biblische Zeitschrift alle alt- und neutestamentlichen Texte und Fragen in ihren Bereich zieht und welsch eine abwechslungsreiche Fülle des Interessanten geboten wird. Was aber dieser Zeitschrift ihren unvergleichlichen Wert gibt, das ist die systematische Sammlung und beigegebene Charakteristik der deutschen und ausländischen exegetischen Literatur. Diese „bibliographischen Notizen“ sind für jeden wissenschaftlich arbeitenden Exegeten von unschätzbarem Wert und auf diesem Gebiete ein ebenbürtiger Ersatz des „Theologischen Jahresberichtes“ von Krüger-Röhler.

Was die theologische Richtung der Biblischen Zeitschrift anbelangt, so steht sie auf gemäßigt fortschrittlicher Seite: Der konservativere Exeget wird um des audiatur et altera pars willen dies gern mit in Kauf nehmen.

Verfolgt diese Zeitschrift auch nicht praktische Zwecke, so wird sie doch auch dem Nichtfachmanne viel des Interessanten bieten. Tolle, lege!

St. Florian.

Dr. Vinzenz Hartl.

- 10) **Die Psalmen nach dem Urtext.** Von Johannes Konrad Zenner S. J. Ergänzt u. herausgegeben v. Hermann Wiesmann S. J. Erster Teil: Uebersetzung und Erklärung. Münster i. W. 1906. Druck u. Verlag der Wichendorffschen Buchhandlung. XVI u. 358 S. M. 6.— = K 7.20. Zweiter Teil: Sprachlicher Kommentar. Münster i. W. 1907. 63 S. M. 2.— = K 2.40.

I. Die Psalmen sind lyrische Erzeugnisse, daher wollen sie nicht zuletzt unter diesem Gesichtswinkel gewürdigt sein. Vorliegender Psalmen-erklärung ist die eingehende Behandlung des lyrischen Standpunktes der einzelnen heiligen Gedichte eigen. Den Verfassern war es nämlich vor allem darum zu tun, „den ästhetischen Genuß des Literalsinnes der Psalmen zu vermitteln“ (S. III). Hierin hauptsächlich liegt die Berechtigung wie der Wert des in Rede stehenden Kommentars. Großes Gewicht in demselben wurde auch auf eine gebiegene Uebersetzung gelegt nach dem Grundsatz: Eine gute Uebersetzung bildet die beste Erklärung. Die Gliederung in Strophen ist sorgfältig durchgeführt, das Metrum dagegen beiseite gelassen. Wohlthuend berührt die Bemerkung des Vorwortes: „Die vielfach herrschende Ueberschätzung der Psalmen, die weniger auf eingehender Kenntnis als auf herkömmlicher Ueberlieferung beruht, teilt unsere Psalmenerklärung nicht“ (S. IV; vgl. S. 12 f.). Auch der zur Textkritik auffordernde Satz: „In sinnlosen, verderbten Lesarten tiefe Gedanken wittern, zeugt von wenig Ehrfurcht vor den heiligen Sängern“ (S. IV) kann nur Beifall finden. Ist aber denn nicht eine Aenderung der offiziellen kirchlichen Uebersetzung unerlässlich?

Der Erklärung der Psalmen geht eine 26 Seiten füllende Einleitung voran.¹⁾ Wir heben aus ihr folgendes heraus. Der Abschnitt über die Verfasser der Psalmen schließt mit den Worten: „Die Verfasser sind uns im einzelnen ziemlich schlecht überliefert; so muß es uns denn wie Theodoret genügen, zu wissen, daß sie alle auf Eingebung des heiligen Geistes geschrieben haben“ (S. 19). Die letzte Redaktion des Psalters aber, meint Wiesmann, könnte sich immerhin bis gegen 140 v. Chr. hingezogen haben (S. 6). Die Ursprünglichkeit der Psalmen-Ueberschriften gibt er wohl mit Recht preis (S. 15—17). So wird im Kommentar selbst entgegen der Ueberschrift der Psalm Miserere nicht David zuerkannt, sondern dem im babylonischen Exil schwachtenden Volk unter Anführung plausibler Gründe in den Mund gelegt (S. 248—251).

Die Anordnung der Psalmen im Kommentar geschah nach der äußeren Form: auf die Nichtchorlieder (S. 27—127) folgen die Chorlieder (S. 128—358). Der Schwierigkeiten, die aus den Fluchpsalmen sich ergeben, sucht der Kommentar durch die Annahme Herr zu werden, daß diese eine citatio implicita darstellen. Unseres Erachtens aber werden auf solche Weise die Bedenken nicht beseitigt. Denn wird wohl die aus der Inspiration der Bibel fließende Schwierigkeit verringert, wenn man sich z. B. Psalm 108 (Vulg.) etwa im Munde Semeis als Fluch gegen David denkt? (S. 160—162.) Der Schluß der dem 18. Psalm verliehenen Ueberschrift: „Das Gesetz Jahves, ein Sonnenhymnus“ (S. 66) wirkt befremdend. Indem der Kommentar die typisch messianische Deutung des Psalm 109 bevorzugt, bezieht er denselben auf David (S. 96). Doch war David Priester? (Siehe B. 4.) Interessant ist die Verbindung des Psalm 131 mit dem von Salomon bei der Einweihung des Tempels verrichteten Gebet (S. 322—327).

II. Der 2. Teil bietet die textkritischen und sprachlichen Erörterungen. Sie wurden nicht in den 1. Teil, d. i. in den Kommentar aufgenommen, damit dieser an Uebersichtlichkeit gewinne. Beachtung verdient unter andern die zu Psalm 110 (hebräische Zählung), 3 vorgeschlagene Korrektur.

Einz.

Dr. Karl Frühstorfer.

¹⁾ Ueber die Frage, welchen Anteil am Werke Jenner und welchen Wiesmann genommen, gibt folgende Bemerkung des letzteren näheren Aufschluß: „Da die Feststellung und die Uebersetzung des Textes zum größten Teil schon vorlagen (nämlich aus der Feder des am 15. Juli 1905 verstorbenen P. Jenner), war es meine Aufgabe, nach Durcharbeitung des gesamten Stoffes den kritischen und erklärenden Kommentar abzufassen und mit der Einleitung zu versehen.“

- 11) **Biblische Zeitfragen**, gemeinverständlich erörtert. Ein Broschürenzyklus, herausgegeben von Professor Dr. J. Nikel, Breslau, u. Professor Dr. J. Rohrer, Straßburg. Erste Folge. Heft 7: Velfer. Die Apostelgeschichte. Münster. 1908. Aschendorffsche Buchhandlung. 8°. 31 S. 50 Pf. = 60 h., bei Bezug der ersten Folge 45 Pf. = 54 h.

Der bekannte Tübinger Gelehrte behandelt in dieser Broschüre fünf die Apostelgeschichte betreffende Fragen: I. Verfasser und Zeit der Abfassung. II. Glaubwürdigkeit. III. Bedeutung für die Kenntnis der Verfassung der Kirche. IV. Chronologie. V. Textgestalt der Apostelgeschichte. Berechtigterweise nehmen den größten Raum die beiden ersten Fragen ein, die nebst der dritten für das ins Auge gefaßte Lesepublikum weitaus das größere Interesse haben. Daß man von Velfer, dem gewandten Exegeten und genauen Kenner besonders der Apostelgeschichte nur Gediegenes erwarten kann, versteht sich von selbst; daher soll von Meinungsverschiedenheit in Einzelheiten keine Rede sein. Nur den Zweifel können wir nicht unterdrücken, ob nicht der Herr Verfasser von den Lesern, für die der Broschürenzyklus bestimmt ist, nämlich die gebildete Laienwelt, zuviel exegetische Kenntnisse voraussetzt. So klar und verständlich die Sprache ist, so ist die sachliche Ausführung für Laien häufig zu knapp und kurz. Uebrigens soll es uns freuen, wenn wir uns in unserer Ansicht täuschen und wir wünschen dem Büchlein recht viele Leser.

St. Florian.

Dr. Moisl.

- 12) **Uvod do písma sv. Nového Zákona.** (Einleitung in die Heilige Schrift des Neuen Testaments), II. Teil, I. Artikel von den Geschichtsbüchern des Neuen Testaments. Jepsal Dr. San Lad. Sýkora, ř. professor české fakulty bohosl. v Praze a kanovník král. kolleg. kap. u všech Svátých na hradě Praž. Prag 1907. Cyrillo-Methodische Buchhandlung, Verlag St. Prokopi-Heredität in Prag. Gr. 8°. 585 S. K 10.—.

Im Anschlusse an den ersten Teil des vom verehrten Herrn Verfasser veröffentlichten Einleitungswerkes in das Neue Testament (vgl. Theol. Quartalschrift 1906, II. Heft) erlaubt sich Rezensent nun von dem zweiten (speziellen) Teile dieses Werkes den bereits erschienenen I. Artikel (von den Geschichtsbüchern) auf das wärmste zu empfehlen.

Zunächst handelt der hochw. Verfasser A) von den Evangelien im allgemeinen (deren Namen, Zahl, Ueberschriften, Reihenfolge und Anlage) S. 3—21, geht sodann zu den einzelnen Evangelien über, indem er das vom heiligen Matthäus auf S. 21—123, das vom heiligen Markus S. 123—197, vom heiligen Lukas S. 197—301 und das vom heiligen Johannes S. 351—503 ausführlich bespricht und die bezüglichlichen Einleitungsfragen im ganzen gründlich löst. In § 27 (S. 301—351) wird das Verhältnis der drei ersten (synoptischen) Evangelien zueinander näher erörtert. Hierauf wird B) der Apostelgeschichte (S. 503—549) eine eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. — Daß gerade in der Disziplin der Einleitungswissenschaft in die heiligen Bücher sich hinsichtlich der Beantwortung einzelner Fragen wie auch der Auffassung ganzer Stücke mancher Widerspruch geltend macht, ist nur natürlich. Bloß einige Punkte möchte Rezensent hier berühren. Die zu gunsten einer hebräischen (aramäischen) Abfassung des Matthäusevangeliums vorgebrachten Argumente (S. 42 ff.) sprechen gerade — nach dem Urgrunde betrachtet — für die griechische Originalsprache, was sich aus der Auffassung und Behandlung des griechischen Textes (S. 67 ff.) um so klarer ergibt, wie Rezensent a. a. O. dargelegt hat. — Eine wirkliche Ehe „zwischen Maria und Josef“ anzunehmen (S. 118), ist denn doch gar nicht notwendig; die Verlobung reicht vollkommen hin und die richtige Exegese verlangt obige Erklärung keineswegs. Die Ansichten über den „Stammbaum Christi“ bei Matthäus und Lukas

haben Gregeten der neuesten Zeit (vgl. Vogt, *David*) glücklich und gut beurteilt. Aus der sichtlich unliebsamen Verlegenheit (S. 181 ff.) betreffs der Schlußperikope (Mr. 16, 9–20) hilft wohl die Annahme: Entweder hat Markus selbst oder mit seinem Wissen und Willen eine andere Hand diese zwölf Verse beigelegt. — Aberles Ansicht betreffs der Zweckbestimmung des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte verdient doch gewiß vollste Beachtung. — Durch den Anhang (Kommentare zu den Geschichtsbüchern des Neuen Testaments, S. 551–561), das Personen- und Sachregister wird der Wert des Buches bedeutend erhöht; eine übersichtliche Inhaltsangabe nebst Berichtigungen bildet den Schluß dieses schön und sorgfältig ausgestatteten Werkes. — Eine gewisse Breite, ein Suchen nach prägnanten, vielseitigen Ausdrücken wird sich einem solchen Werke schwer abprechen lassen; dafür bietet aber das Buch eine so reiche Fülle an Material, an ausführlichen Zitaten und eine so mannigfache Anregung, daß es nicht bloß von den Hörern des hochwürdigen Verfassers, sondern auch von einem weiteren Leserkreise freudig begrüßt und gern gelesen werden wird.

Prag.

Leo Schneedorfer.

13 Ezras Leben und Wirken. Von Dr. Gustav Klameth, Religionslehrer am k. k. Kaiser Franz Josef-Staatsgymnasium in Mähr.-Ostrau. Wien I., 1908. Heinr. Kirsch, Singerstr. 7. K 4.80.

Die kritische Methode der neuesten Zeit ist mit den altbewährten Büchern der Heiligen Schrift sehr unzufrieden und griff zu dem recht zweifelhaften Mittel der Quellscheidung. Die Voraussicht des inspirierenden Gottes aber hat in den Büchern Esdras und Nehemias zwei Bücher entstehen lassen, welche bei der kritischen Methode Gnade finden sollten, weil gerade sie Memoiren und Archivstücke untereinander bieten. Aber Klameth hat das Gegenteil (S. 102, 3. 2–1) verzeichnet z. B. betreff Kapitel 7 des Buches Esdras, in welchem das Vollmachtschreiben des Ezra enthalten ist: „falsch und unhistorisch“ lautet das Urteil der kritischen Methode über dieses Kapitel.

Mit den Vertretern solcher „kritischer“ Methode kann Klameth in der vorliegenden Arbeit als bibelgläubiger Forscher nicht halten, noch kann er auf der Bibel als Grundlage fußend den außerbiblischen Ueberlieferungen des Talmud und anderer Quellen einen höheren Wert zuerkennen, als der Heiligen Schrift. Unablässig ist Klameth bemüht, den übertriebenen Wert außerbiblischer Quellen auf das richtige Minimum zurückzubringen.

Zwischen diesen zwei gegennzeichneten Klippen steuert Klameth seine Darstellung über Ezras Leben und Wirken hindurch. Er wickelt dieselbe ab in fünf ungleichen Teilen: Ezras Jugend (16 Seiten), Ezras Wirksamkeit an der Seite Nehemias (41 Seiten), Ezras literarisches Wirken (57 Seiten), Ezras zweite Reise nach Jerusalem (25 Seiten), Ezras Lebensende, seine Bedeutung und sein Charakter (4 Seiten).

Bei Darstellung der Kindes- und Jünglingsjahre, bei der Frage nach Ezras letzten Schicksalen und Lebensende und noch bei vielen Lebensabschnitten dieses ausgezeichneten Mannes bewegt sich Klameth nach eigenem Geständnisse auf konjekturelem Boden (S. 120), aber immer bleibt ihm Leitstern das vorhandene Bibelwort. Er trägt kein Bedenken, sich von Autoritäten wie Huener und Nölde loszusagen und anderen Autoritäten wie Hoonacker und Schöpfer zu folgen, weil er bei dieser Gefolgschaft dem vorhandenen Bibeltexte und dessen Verständnis näherzukommen glaubt.

Konsequenter ergibt sich bei dieser Gefolgschaft die Ueberzeugung des Verfassers, daß die eigentliche und selbständige Wirksamkeit des Esdras zu setzen ist in das Jahr 398 v. Chr. und daß somit Artaxerxes II. dem Esdras das Vollmachtschreiben des Kapitels 7 des Buches gleichen Namens ausgestellt hat. Während Huener und Nölde die Ankunft und Wirksamkeit des Esdras in das Jahr 458 verlegen und das Wirken des Esdras vor Nehemias mit einem Niasko abschließen lassen, gibt Klameth in seiner Arbeit eine Ausdehnung des biblischen

Verichtes in der Zeit nach Nehemias und einen Abschluß der Tätigkeit des Esdras, welche mit seinem Ruhme im Bibelworte mehr zusammenstimmt als mit den Uebersetzungen talmudischer Uebersetzung. Auch dem Darsteller Klameth muß man als Erklärer der Bibel Gerechtigkeit widerfahren lassen in gleichem Maße wie jenen, welche bisher den Ton angegeben haben. Wenigstens insofern ist Klameth mehr im Rechte, als er als strenger Katholik kein einziges Kapitel und keinen einzigen Vers nach der mehr als zweifelhaften „kritischen“ Methode als „unhistorisch und falsch“ hinausgerpediert.

Im Vorausgehenden ist also die grundstürzende Anschauung Klameths über Ezra dargestellt. Die Begründung derselben konnte Klameth im Flusse seiner Darstellung „Ezras Leben und Wirken“ nicht gut unterbringen, darum widmete er derselben einen Anhang (S. 124—142), um darzutun, warum er an der geschichtlichen Anreicherung Nehemia-Ezra festhalte.

Die von ihm in der vorliegenden Arbeit gegebene Erklärung des in den Büchern Esdras-Nehemias vorhandenen Gotteswortes nimmt nun diese Gestalt an: im 1. Teile holt Klameth weiter aus, um die heidnischen Kultüberbleibsel in Israel und ihre Nachwirkungen, den Zweck des Exils in der Rückkehr zu Jahwe, den Umschwung der Gesinnung in der Wertschätzung der Torá von Seiten der Laien und in der Sühne eigener Schuld von Seiten der Priester und der Leviten und so die Entstehung einer Reformpartei darstellen zu können. Für die Expedition des Nehemias wird auch von Klameth das Jahr 444 beibehalten. Nehemia ist Mitglied der Reformpartei, ihm steht bei seinen Reformen der jugendliche Ezra im Alter von wenig über 20 Jahren zur Seite. Die Besprechung der Kenésset hagge^dolá — großen Versammlung (S. 36) endet darin (S. 39), daß diese Versammlung nach den Makkabäerkriegen ziemlich umgestaltet und im Hohenrate mehr zu einem juristischen Senate umgeformt wurde. Nach Klameths Darstellung sind Nehemia und Ezra zwei Charaktere, welche sich lieben und schätzen gelernt haben (S. 40). Ezra soll durch die Hebung der Gesetzeskenntnis und die Erleuchtung des Volkes die Reformen des Nehemia fördern. Im Jahre 433 oder 432 reisten beide Männer nach Babylon zurück. Hier ging nun Ezra daran, seinen Plan auszuführen, um dem Volke die notwendigen Mittel an die Hand zu geben zur Vertiefung der religiösen Erkenntnis. Ihm kommt dabei zu Hilfe die Gesetzeschriftstellerei, welche in Babylon blühte. Als erstes literarisches Werk bezeichnet Klameth, daß Ezra die Endredigierung der mosaischen Gesetzgebung geleistet hat. Die S. 50—57 bieten einen geschichtlichen Ueberblick über die Redaktion des Pentateuchs, die S. 57—64 erledigen die Frage nach dem Anteile Ezras an dieser Sache. Darauf folgen Zeugnisse der jüdischen und christlichen Uebersetzung. Die Behauptung Kuenens, daß Ezra den Priesterkodex der modernen „kritischen“ Methode produziert habe, hat Klameth schon auf den S. 24—36 abgefertigt. Als zweite verdienstvolle Arbeit des Ezra wird von Klameth genannt die Feststellung des sogenannten palästinensischen Kanons, welche parallel mit der Endredaktion des Pentateuchs geleistet wurde. Nachdem die S. 68—74 die Zeugnisse der Schrift selbst, des Flavius Josefus, des Talmuds, des vierten Buches Esdras, der Kirchenväter für diese zweite Leistung gebracht haben, wird auf S. 74 die Abstreitung dieser zweiten Leistung besprochen.

Auf S. 76 befaßt sich Klameth mit der dritten Leistung Ezras. Ezra bietet eine neue Geschichtsdarstellung und hat gute Gründe für dieselbe. Dieses Geschichtswerk sind die Bücher der Chroniken. Von S. 78—81 hat Klameth die Randnote hinzugesetzt: Die Darstellung entspricht unseren Voraussetzungen. Gegen die Autorschaft des Esdras werden wohl Einwände erhoben (S. 81), aber Klameth verteidigt die Autorschaft durch den finis auctoris, durch argumenta interna, die bei der „kritischen“ Methode in hohem Werte stehen, durch die jüdische und christliche Tradition. Den durch den Talmud weit verbreiteten Uebertreibungen, daß Ezra die Quadratschrift erfunden, daß er das Gesetz der Juden in aramäischer Sprache gegeben, daß er die Punktation eingeführt habe, tritt Klameth fest und entschieden entgegen und läßt nur gelten, daß Esdras der aramäischen Sprache mehr Geltung verschafft habe.

Das letzte literarische Werk des Esdras bespricht Klameth erst auf S. 114 und wirft die Frage nach dem Antheile auf, welchen Esdras an den beiden vorhandenen kanonischen Büchern Esdras und Nehemias habe.

Wie Klameth es darstellt, hat Ezra all das, was er in den öffentlichen Archiven oder unter seinen Privatschriften über die nachexilische Geschichte und die Restauration des Tempels und der Stadt vorfand, in den Büchern Ezra-Nehemia gesammelt. Beide Bücher bilden (S. 116) schon ihrem Inhalte nach eher zwei Theile desselben Werkes als zwei verschiedene Werke. Als Absicht des Ezra wird hingestellt, einen Mahnruf an die Zukunft zu hinterlassen, damit die Nachkommen an Jahwes Wohlthaten sich erinnern und das Ererbte hüten und die „große Versammlung“ in treuem Andenken bewahren. Die zwei apokryphen Bücher, welche Esdras Namen tragen und als 3. und 4. Buch Ezra gezählt werden, werden von Klameth auch kurz besprochen (S. 117—119) sind aber nur inhaltlich (für Klameth) in der Darstellung dort verwerthet, wo der stark reduzierte Anspruch derselben mit den kanonischen Büchern übereinstimmt (S. 71).

Als die größten Leistungen des Ezra stellt Klameth hin die Säuberung des Gottesdienstes von allen heidnischen Ueberbleibseln, die Reformierung des Priesterstandes, die Bekämpfung der pflichtvergessenen Leviten (S. 91—94).

Bevor Klameth die zweite Reise des Ezra nach Jerusalem im Jahre 398 darstellt, gibt er ein Bild der Situation in Jerusalem nach der zweiten Abreise des Nehemias (von da) bis zum Jahre 400. Ein wunder Punkt in der palästinensischen Heimat waren die Mischehen, an welche schon Nehemias und nun auch Esdras die helfende Hand des Arztes angelegt haben (S. 98—101). Die Randnote auf S. 101 besagt: Die politischen Verhältnisse waren einer zweiten Reise des Ezra günstig. Auf der S. 103 werden die Leser auf bemerkenswerte Umstände der Abreise aufmerksam gemacht. S. 106 hebt das Pöbulat eines klugen Vorgehens in der Mischehenfrage hervor. Die S. 108—110 sind ein passender Kommentar zu den Kapiteln 9 und 10 des 1. Buches Esdras. Nach Klameths Darstellung war die Aktion Ezras in dieser Eheangelegenheit von Erfolg begleitet.

Wie nun die Darstellung Klameths nichts von einem Fiasco des Ezra weiß, ebensowenig läßt dieselbe bei der Entwerfung seines Charakterbildes (S. 121) eine *pia fraus* gelten.

„Ezras Leben und Wirken“ hat demnach in Klameth einen berechneten Anwalt gefunden, der feststeht auf der soliden Grundlage der Bibel und den sog. nannten Modernen gegenüber, welche im Handumdrehen aus einem „vielleicht, wahrscheinlich“ ein „bestimmt, gewiß“ konstruieren, an Kombinationsgabe zum mindesten ebenbürtig dasteht.

Der verdienstvollen Arbeit hat der Verfasser vorausgeschickt das reiche Verzeichnis der literarischen Arbeiten, welche er zu Rate gezogen hat, und finden sich darunter deutsche, lateinische, französische, englische, italienische, holländische, polnische und tschechische Werke.

Dem Verzeichnis der Korrigenda läßt sich noch hinzufügen S. 51 *mosaica*, dafür „*mosaica*“, S. 78 Chrysostomus dafür „Chrysostomus“, S. 142 indentifiziert, dafür „identifiziert“.

St. Florian bei Enns.

Dr. P. Amand Polz.

14) Kommentar zum Dekrete „Ne temere“ mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Ehegesetzgebung von Andreas Freiherrn v. Dipauli. Graz und Wien. Verlagshandlung „Styria“. K 240.

Ueber dieses Dekret sind schon mehrere Kommentare erschienen, so daß ein neuer überflüssig erscheinen könnte. Indes läßt sich immer noch manches beibringen, was für den Juristen wie für den Praktiker Interesse hat. Dipauli hat wohl beiden einen guten Dienst erwiesen, indem er das bürgerliche österreichische Ehegesetz herbeigezogen und mit dem Dekrete verglichen hat. Freilich kommt inselgedessen dieser Dienst den Oesterreichern zugute, aber doch nicht ihnen

allein, da ja zugleich das Dekret selbst eine eingehende Erläuterung erfährt, was zum Besten der Allgemeinheit dient. Wir empfehlen daher diesen fleißig gearbeiteten Kommentar auf das Beste.

Einz.

Dr. M. Hiptmair.

- 15) **Glaubenslehre der katholischen Kirche für die reifere Jugend und für Erwachsene.** Von Dr. Josef Ring. Gr. 8°. 288 S. Ganz in Leinwand gebunden: M. 2.— = K 2.40. 20 Exemplare portofrei: M. 18.— = K 21.60. 100 Exemplare portofrei: M. 150.— = K 180.—.

Glaubenslehre der katholischen Kirche für Kinder der drei ersten Schuljahre. Gr. 8°. 60 S. Ganz in Leinwand gebunden: M. —.60 = K —.72. 20 Exemplare portofrei: M. 5.— = K 6.—. 100 Exemplare portofrei: M. 40.— = K 48.—.

Ein Katechismus in Form eines Lesebuches wurde in der katechetischen Zeitschrift des Dr. Weber schon öfter vorgeschlagen. Die beiden Bücher enthalten die notwendigste Erklärung zwar kurz und bündig, aber doch leicht verständlich. Sie ersetzen einigermaßen den Katecheten, wenn dessen Erklärung wegen Kinderkrankheit, Priester-mangel oder aus anderen Ursachen ausfällt oder unaufmerksam angehört oder nicht verstanden oder wieder vergessen worden ist. Deshalb kann die nächste Lektion auch dann mit Leichtigkeit gelernt werden, wenn sie vorher nicht erklärt oder die Erklärung vom Kinde nicht verstanden oder wieder vergessen worden ist. Auch steht dem Katecheten zur Erklärung weniger Zeit zur Verfügung, wenn die Schule über 90 oder gar über 100 Kinder enthält, wie das in Bayern häufig der Fall ist. Manche Kinder haben einmal, selbst zweimal repetiert und dadurch die Erklärung des siebenten, beziehungsweise auch noch des sechsten Schuljahres verloren. In allen diesen Fällen hat das Kind bei weitem keinen so erheblichen Schaden vom Verlust der mündlichen Erklärung des Katecheten, weil die beiden Lehrbücher die notwendigste Erklärung enthalten. Noch größer ist der Nutzen der beiden Glaubenslehren in Ländern, wo der Katechet die Schule nicht betreten darf.

Die Aufgabe des Katecheten wird durch die kleinere und noch mehr durch die größere Glaubenslehre bedeutend erleichtert. Wenn derselbe durch unvorhergesehene Arbeiten gezwungen ist, ohne Vorbereitung die Schule zu besuchen, macht sich der Mangel an Vorbereitung nicht so sehr bemerkbar und schadet nicht so viel.

Auch die Aufgabe des Kindes ist bedeutend erleichtert. Die Zahl der Fragen ist zwar sehr groß, aber viele derselben sind nicht Memorier-, sondern nur Lesetext; viele hatten schon nach dreimaligem Durchlesen im Gedächtnis. Das Kind braucht nie mehr Unverstandenes zu lernen.

Der Katechismus soll nicht das kleinste und unansehnlichste Buch sein, als ob Religion der unbedeutendste Gegenstand wäre. Bei einer großen Auflage kann das Buch auch bedeutend billiger als jetzt abgegeben werden. Durch vorstehende Preise wird der in einer früheren Karte angegebene Preis herabgesetzt und berichtigt.

Dr. Jos. Ring.

- 16) **Das Christentum und die monistische Religion.** Von Max Werner. 1. bis 10. Tausend. Berlin. Karl Curtius. (D. F.) 202 S. (Sch. M. 2.— = K 2.40; gbd. M. 3.— = K 3.60.

Einige Textproben dürften besser als eine längere Analyse in den Geist des Werkes einführen. Der Verfasser beginnt S. 5 seine Ausführungen mit den Sätzen: „Jedes Kind lernt heutzutage in der Schule, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Die christlichen Kirchen dulden diese Lehre, trotzdem sie den Worten der Bibel klar und entschieden widerspricht.“ S. 12 heißt es: „Beide (Schöpfungs-) Berichte (Gen. 1. u. 2.) stehen im vollendeten Gegensatz zur heutigen Wissenschaft. Der Glaube, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen sei, bedeutet eine völlige

Umkehrung unserer sichersten Forschungsergebnisse." S. 15: „Wie das Leben auf der Erde entstand, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, so, wie die mosaische Sage erzählt, entstand es nicht.“ (Alle Unterstreichungen der Zitate rühren vom Verfasser selbst her.) S. 23: „Durch naturwissenschaftliche und geschichtliche Forschung ist die Tatsache über allen Zweifel festgestellt, daß es ein Paradies im biblischen Sinne nicht gab.“ S. 42: „Mit der Preisgabe der Verbalinspiration wird das Alte Testament seines Charakters als des Wortes „Gottes“ unwiederbringlich entkleidet.“ S. 69: Gott ist Liebe, und dieser Gott sollte seine Geschöpfe, seine Kinder so unbarmherzig — nein! dieses Wort ist unendlich zu milde für die unendlichen Qualen — strafen für ihre doch nur zeitliche Unbarmherzigkeit?“ S. 89: „Die — im Verhältnis zur Krankenzahl — wenigen Wunderheilungen in Lourdes, Mekka usw. geschehen ebenso durch Suggestion“ S. 102: „Wie die katholische Kirche sich bei der Lehre des Kopernikus geirrt hatte, so irrte sie auch in dieser Glaubensfrage“ (ob nämlich das apostolische Glaubensbekenntnis von den Aposteln verfaßt sei). Genug der Beispiele, die sich leicht ums zwanzigfache vermehren ließen. Sein Wissen schöpft der Verfasser durchweg aus den Werken protestantischer Theologen der destruktiven Richtung, die er getreu erzerpiert, mitunter sogar seitenweise abschreibt. So beruft er sich in der Pentateuchkritik auf Delitzsch (S. 28 ff.), im Kapitel „Israel und Babylonien“ wird auf das gleichnamige Werk von Gunkel verwiesen (S. 32), im Abschnitt „Der Christus“ figuriert Pfeleiderer, Das Christusbild des urchristlichen Glaubens, als Quelle (S. 55 ff.), „Der Mensch Jesus“ stützt sich auf v. Hartmann, Das Christentum des Neuen Testaments (S. 70 ff.), die Ausführungen über „Das apostolische Glaubensbekenntnis“ sind entlehnt aus Ab. Harnack, Das apostolische Glaubensbekenntnis (S. 101 ff.), für „Die Philosophie des heiligen Thomas von Aquino“ werden als „Quellen“ Fr. Bausers Philosophia militans und Rud. Eudens „Thomas von Aquino, ein Kampf zweier Welten“ (so zitiert Werner) genannt. Ein Versuch der Auseinandersetzung nicht etwa mit katholischen, sondern auch nur mit positiven protestantischen Theologen wird nirgends gemacht. Welchen Bildungsstand der Verfasser bei seinen Lesern voraussetzt, ergibt sich daraus, daß er es für nötig hält, Worte wie Eschatologie (S. 47), autochthon (S. 48), Präexistenz (S. 77), Analogie (S. 90), Halluzination (S. 93), Apologiker (S. 112), Erregt (S. 118), Lokalisation (S. 153), Ideenassoziation (S. 155) in Klammern oder unter dem Strich zu übersetzen. Alles in allem ist das Buch trotz des Waschzettels eine ganz gewöhnliche, jedes wissenschaftlichen Ernstes entbehrende und einzig auf Simpelsang berechnete Agitationschrift für eine Begriffsverwirrung, welche der Verfasser „monistische Religion“ zu nennen beliebt.

Mautern (Steiermark).

Dr. P. Heinrich Kirfel O. SS. R.

17) „Alerikale Weltauffassung“ und „Freie Forschung“.

Ein offenes Wort an Professor Dr. R. Menger. Von H. J. Peters.
Wien. 1908. Georg Föhringer. K 4.80.

Herr Hofrat Dr. Menger dürfte sich nicht wenig darüber gewundert haben, daß ein Artikel, welchen er am 24. November 1907 in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichte, ihm eine Erwiderung eintrug, welche mehr als viermal soviel Seiten umfaßt, als jener Aufsatz Zeilen zählte. Ob das nicht der Ehre zu viel ist, selbst wenn die Entgegnung sich gegen einen Hofrat wendet? Nein. Es liegt dem Herrn Verfasser, wie er im Vorwort sagt, grundsätzlich fern, „bei derartigen Anlässen die Person seines Gegners ins Auge zu fassen“ (S. 6); Professor Mengers Aufsatz „Die Eroberung der Universitäten“ wurde aus einer großen Anzahl ähnlicher als Leitmotiv dieser Auseinandersetzung gewählt, weil er „mit seltenem Geschick in etwa hundert Druckzeilen so ziemlich alles berührt und angedeutet“ hat, wodurch die katholische Weltauffassung in den Augen ihrer Gegner „als wissenschaftlich abgetan erscheint“ (ibid.). Und so bietet auch das vorliegende Werk mehr als eine gewöhnliche Streitchrift, die im Tagesstampe auftaucht und wieder verschwindet; sie enthält in zehn Abschnitten eine Reihe

gebiegener prinzipieller Erörterungen. Zunächst wird genau unterschieden zwischen Forschungsfreiheit und Lehrfreiheit und die Grenze, welche der Zweck der Wissenschaft und das Naturrecht der einen wie der anderen zieht, scharf bestimmt (I). Dann zeigt der Herr Verfasser an der Hand eines erdrückenden Beweismaterials, wie unwissenschaftlich die Männer der „freien Forschung“ den Kampf gegen das Christentum, das sie nicht einmal kennen, führen (II). Da die gegnerische Auffassung vorzüglich auf Kants Lehren von der Unerkennbarkeit des Ueber Sinnlichen, von der Autonomie der Sittlichkeit und der Subjektivität der Religion fußt, wird im folgenden Abschnitt die Tragkraft dieses Bodens kritisch untersucht (III). Weiters bespricht der Herr Verfasser die Fragen, ob die religiöse Ueberzeugung der Katholiken wirklich nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Untersuchung (IV), sondern kritikloser, unbedingter Autoritätsglaube sei (V), und ob sie sich mit dem Fortschritt der Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaften und der Geschichte vereinigen lasse (VI). Abschnitt VII bringt eine treffliche Gegenüberstellung der „klerikalen“ und „modernen“ Weltauffassung, die Kapitel VIII und IX begründen gegenüber den Ablehnungen Professor Mengers die Vorwürfe der Feindseligkeit der „freien Forschung“ gegen die Religion und der Förderung von Umsturzideen, und endlich wird im X. Kapitel Mengers Vorwurf, daß die „klerikalen Parteien“ mit „Gewalt und Hinterlist“ gegen die „Männer der Wissenschaft“ kämpfen, dahin richtig gestellt, daß vielmehr „antiklerikale“ Männer der Wissenschaft im Bunde mit „antiklerikalen“ Parteien gegen „klerikale“ Männer der Wissenschaft und „klerikale“ Studenten mit „Gewalt und Hinterlist“ kämpfen. Die Beweisführung Peters ist solid, die Sprache edel und vornehm; die blutige Ironie, welche nicht selten darin liegt, ist nicht etwa auf Rechnung eines gehässigen Tones zu setzen, sondern vielmehr auf des Verfassers unbarmherzige Logik und die kalte Gegenüberstellung von Mengers Behauptungen und offenkundigen Tatsachen zurückzuführen. Eine kleine dogmatische Ungenauigkeit ist mir S. 331 aufgefallen, wo es als Lehre der „katholischen Kirche“ bezeichnet wird, „daß der Mensch eines übernatürlichen göttlichen Beistandes bedarf, um jeden heftigen Andrang seiner Leidenschaften beharrlich zu bemeistern und das Gesetz der sittlichen Ordnung im vollen Umfang pflichtgetreu zu erfüllen“. Die Kirche lehrt bloß, daß dies ohne „besonderen Beistand“ (*sine speciali auxilio*, Conc. Trid. Sess. 6, can. 22) Gottes nicht möglich sei; daß dieser besondere Beistand immer übernatürlich ist oder sein müsse, ist nicht gesagt. Wünschenswert wären wohl auch Kapitelüberschriften der einzelnen Abschnitte gewesen. Das Jahr des Erscheinens ist nur auf dem äußeren Umschlag, nicht aber auf dem Titelblatt ersichtlich gemacht worden. Ich halte Peters Schrift für einen ungemein wertvollen Beitrag zur Apologetik und wünsche ihr weiteste Verbreitung besonders auch in den Kreisen gebildeter Laien.

Mautern (Steiermark).

Dr. Heinrich Kirfel C. SS. R.

- 18) **Wissenschaftliches Arbeiten.** Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums. Von Dr. phil. et theol. Leopold Jonck S. J., o. ö. Professor an der Universität Innsbruck. (Veröffentlichungen des biblisch-patristischen Seminars zu Innsbruck. I. Band). Druck u. Verlag von Felician Rauch (Karl Pustet). Lex. 8. XIV u. 340 S. brosch. M. 2.25 = K 2.60, in Leinwandband M. 3.20 = K 3.75.

Der Betrieb der wissenschaftlichen Arbeit hat einen solchen Umfang angenommen, daß es nicht wunder nimmt, wenn der wahre wissenschaftliche Wert des gebotenen Materials nicht immer gleichen Schritt hält; unter der wissenschaftlichen Breite und Fülle leidet erfahrungsgemäß nicht selten die Tiefe und Einheit. Es muß daher ein eminent zeitgemäßes Unternehmen genannt werden, wenn die Richtlinien für die wissenschaftlichen Klufubrationen in ihrer unverrückbaren Gestalt aufgezeigt und jene Momente nachdrücklich betont werden, welche der Geistesarbeit den Stempel der Akrilie aufdrücken. Dies im vollen Umfang geleistet zu haben, ist das dankenswerte Verdienst vorliegender Publikation aus

der Feder des in der wissenschaftlichen Welt bestbekannten Autors. Das Werk will zwar zunächst nach dem bescheidenen Titel nur „Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums“ bieten und ist gewiß in erster Linie ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle jene Adepten der Wissenschaft, welche erst vertraut gemacht werden sollen mit den Prinzipien und methodischen Gesichtspunkten der wissenschaftlichen und gelehrten Arbeit; aber gleichzeitig bietet das Werk eine solche Fülle anregender und praktischer Gedanken, daß es jeder, der auf dem Gebiete der literarischen Arbeit selbsttätig ist oder ein wissenschaftliches Werturteil über die literarischen Erscheinungen abzugeben in die Lage kommt, als einen vollkommen zuverlässigen Führer begrüßt, der ihm auf sämtliche einschlägige Fragen sicheren Bescheid zu geben weiß, ihn vor Irrwegen und zeitraubenden Umwegen bewahrt und ihn so befähigt, das Gebiet der Wissenschaft nicht mit einer bloßen „Neuererscheinung“ zu belasten und zu überfüllen, sondern mit wertvoller Forschungsarbeit zu bereichern.

Der I. Teil („Die Schule des wissenschaftlichen Arbeitens“) bespricht nach einem interessanten historischen Rückblick über die Anfänge der seminaristischen Bildung in den alten Schulen und ihre Entwicklung an den modernen Universitäten zunächst Zweck, Bedeutung, Einrichtung und äußere Hilfsmittel der Seminare, die seminaristischen Übungen, die schriftlichen Arbeiten der Mitglieder, die Berichterstattung, die Rezension (ein besonders gediegenes Kapitel!), die populär-wissenschaftliche Darstellung und die streng wissenschaftliche Abhandlung,

Der II. Teil („Die Methode des wissenschaftlichen Arbeitens“) erörtert in der eingehendsten Weise die Bedeutung der Themawahl und ihre Praxis, das Sammeln des Stoffes und die Quellentunde; das folgende Kapitel „Quellenachweise“ bringt eine sehr reiche und übersichtliche Darstellung der allgemeinen Bibliographie sowie Quellsammlungen allgemeinen Inhaltes, für deren Benützung, Studium und Sektüre im folgenden Abschnitt sowie namentlich in dem ungemein lehrreichen und von praktischer Erfahrung zeigenden Kapitel über Kollektaneen (inzwischen in einem Separatabdruck erschienen!) einschlägige Winke enthalten sind. Methodisch und kritisch höchst bedeutsame Wahrheiten bringt der Abschnitt über Verständnis und Beurteilung der Quellen, Sichtung und Disposition des Stoffes, allgemeine und besondere Anforderungen (Schreibweise, Abkürzungen, Zitate) der Darstellung; praktische Winke finden sich im letzten Abschnitt über Veröffentlichung der wissenschaftlichen Arbeit: Manuskript, Autor und Verleger, Drucklegung und Korrektur, Zugaben zum gedruckten Text (Seitenüberschriften, Inhaltsverzeichnisse und Literaturverzeichnisse) und last, not least der Titel. Im Anhang stehen die Seminarstatuten der theologischen Fakultät der k. k. Universität zu Innsbruck.

Alle Einzelgedanken zeigen von dem idealen Streben, der „Wissenschaft“ die ihr gebührende ansehnliche Stellung zu sichern und wertloses Talmigold von dem lauterer Feingehalt des echten wissenschaftlichen Schaffens zu unterscheiden. Geradezu beschämend ist, was der Verfasser diesbezüglich (S. 154) konstatiert: „Der Abgeordnete Dr. M. Flemisch macht in der „Allgemeinen Rundschau“ III [1906] 194 f.) auf eine wenig erfreuliche Tatsache aufmerksam. Er nennt drei von wissenschaftlichen „Fabriken“: das Auffaginstitut von Artur Giegler in Leipzig, das für 20 Pfennig per Quartseite einen Aufsatz oder eine Rede über jedes beliebige Thema zu liefern bereit ist; ferner ein Unternehmen, das in der „Bayerischen Lehrerzeitung“ (1906 n. 45, S. 887) „Konferenzarbeiten gut und billig“ empfiehlt; endlich das Anerbieten des Herrn Direktors a. D. Glaisé in Breslau, der „zur rite Erwerbung der Doktorwürde jederzeit fertige gute Abhandlungen von bewährten Fachleuten“ zur Verfügung stellen möchte. Ob solche Institute gute Geschäfte machen, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Doch schon die Tatsache, daß sie existieren und in der Öffentlichkeit ihre Dienste anbieten, läßt die Mahnung zu ernster eigener Arbeit als nicht ganz überflüssig erscheinen.

Das Werk ist, entsprechend den Anforderungen, die der Verfasser an eine wissenschaftliche Arbeit stellt, selbst eine Musterleistung nach Inhalt und Form:

es ist ein wahrer Genuß, den gegliederten, streng logisch gesichteten und in vornehmer, gemeinverständlicher Sprache gebotenen Gedanken zu folgen. Hier lernt man, was wahre Wissenschaft ist und sein soll!

Druckfehler: S. 54, Z. 14 v. o. verteidigen (Komma); S. 87, Z. 18 v. o. sorgfältige; S. 89, Z. 1 deletur punctum (Ueberschrift); S. 107, Z. 19 v. o. Der (Fragestellung); S. 281, Z. 3 v. u. Verleger und überlassen (Komma).

Urfahr-Linz.

Dr. F. Gföllner.

19) **Beiträge zur Beurteilung antiker und moderner Kunstbestrebungen** unter besonderer Berücksichtigung der Darstellung des Nackten. Von Franz W. Cremer, Historienmaler. 93 S. Düsseldorf. 1908. Verlag „Düsseldorfer Tageblatt“.

Das durchwegs den christlichen Standpunkt veriretende Büchlein handelt von der Wichtigkeit der Künste im „Haushalte der Staaten“, von der Tatsache, daß die Besten aller Zeiten vom Künstler Wahrung der Schicklichkeit gefordert haben und daß unbegründete Nacktdarstellungen ein sicheres Zeichen des fortschreitenden Verfalles sind. Treffend ist das Urteil über die moderne „Wüstlingskunst“: „Sie spaßhaft aufzufassen, dafür ist sie nicht komisch genug; sie ist zu gemein, um mit ernster Ironie gestraft zu werden; sie hinwiederum mitleidig zu behandeln, ist uns verwehrt, weil sie allzu pöbelhaft ist.“ (S. 58). Denen, die in den Nacktdarstellungen etwas Unverfängliches sehen, wird des gewiß freisinnigen Diderot vernichtendes Urteil entgegengehalten: „Immer die Natur ganz nackt unter Augen zu haben, jung zu sein und tugendhaft zu bleiben, es ist nicht möglich.“ (S. 27).

Das Büchlein wird die, welche genötigt sind, im gegenwärtig tobenden Kampfe um die wahren Kunstideal-Vorträge zu halten oder mit der Feder zu wirken, mit manchem wertvollen Beitrage unterstützen. Hier möchte ich überhaupt einmal einem Wunsche Ausdruck verleihen, den ich schon lange hege. An viele Priester und an die Schriftsteller in katholischen Zeitschriften tritt immer mehr die Aufgabe heran, die Angriffe abzuwehren, die mit den Schlagworten „Autonomie der Kunst“ — „Freude am Schönen ist nur verfeinerter Geschlechtsreiz“ — „Der nackte Körper ist der höchste Gegenstand der Kunst“ gekennzeichnet sind. Nun sind das schwierige Fragen und es läßt sich nicht leugnen, daß unsere Presse in diesem Kampfe manchmal recht unsicher labiert. Warum? Es fehlt ihr an einem populär-wissenschaftlichen Nachschlagebuch, das die wichtigsten Fragen klar, kurz und doch der Hauptsache nach erschöpfend behandelt. Man verweise nicht auf Vietmanns „Kunstlehre“: diese ist zu umfangreich und erfordert gute Vorkenntnisse aus der scholastischen Philosophie; der „Grundriß“ desselben Verfassers ist für Schüler bestimmt und kann eben deshalb auf obige Fragen wenig eingehen. Ich meine, die „Sammlung Kösel“ erwürbe sich ein Verdienst, wenn sie eine Ästhetik mit besonderer Berücksichtigung jener Angriffspunkte besorgte. Die Aufgabe ist nicht leicht; der beste Beweis dafür ist, daß auch die indifferenten Sammlungen, wie „Sammlung Göschen“, „Wissenschaft und Bildung“, Webers Katechismen“, noch keine besonders brauchbare Darstellung bieten. Aber umso ehrenvoller wäre es, wenn auf unserer Seite der Wurf gelänge. Und wir brauchen Schutz Waffen, denn immer weitere Kreise werden in falsche Anschauungen über das Verhältnis zwischen Kunst und Moral hineingerissen.

Urfahr.

Dr. Johann Hg.

20) **Mariologie** oder: Lehre der katholischen Kirche über Maria, die seligste Jungfrau. Dargestellt von Dr. Anton Kurz. Regensburg. 1881. Verlagsanstalt Manz. 8°. 483 S. früher M. 7. — = K 8.40, jetzt M. 3. — = K 3.60.

„Vorliegende Mariologie hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die Lehre der katholischen Kirche über die seligste Jungfrau Maria in klaren und einfachen Worten darzulegen.“ So die Worte des Verfassers. Diese Aufgabe hat Dr. Kurz in großartiger Weise gelöst.

Den Eingang bildet eine kurze Beschreibung des Lebens der seligsten Jungfrau Maria. Dann folgen die eigentlichen Abhandlungen.

I. Abschnitt. Was hat die Kirche über Maria dogmatisch entschieden? 1. Unbefleckte Empfängnis (25 Paragraphen); 2. Maria ist die Mutter Gottes (15 P.); 3. Maria, die immerwährende Jungfrau (9 P.); 4. Maria, Jungfrau in der Geburt (8 P.); 5. Maria, Jungfrau nach der Geburt (8 P.); 6. Sündlosigkeit Mariens (7 P.).

II. Abschnitt. Was ist Lehre der Kirche über Maria als theologische Folgerung? 1. Die Würde Mariens, der Gottesmutter (6 P.); 2. Maria, die Gnadenvolle (10 P.); 3. Verehrung Mariens (6 P.); 4. Maria, frei von der bösen Begierlichkeit (5 P.).

III. Abschnitt. Was haben die Gläubigen von jeher über Maria allgemein geglaubt? 1. Gelübde (der Jungfräulichkeit) Mariens (4 P.); 2. Ehe zwischen Maria und Josef (4 P.); 3. Aufnahme Mariens in den Himmel (8 P.); 4. Maria, Mittlerin und Fürsprecherin (9 P.). Anhang. Verehrung des reinsten Herzens Mariens. Wirkte Maria Wunder? Welche Sacramente hat Maria empfangen?

Alle diese Abhandlungen sind gründlich durchgeführt. Die Citate sind genau angegeben. Einige der benützten Quellen werden allerdings nicht mehr als echt anerkannt, z. B. das Spec. B. M. V. Die einzelnen Lehrsätze erklärt Dr. Kurz sehr eingehend. Dieselben werden dadurch noch mehr erklärt, daß die verschiedenen Einwände widerlegt werden. Die unbefleckte Empfängnis wird sehr weitläufig behandelt. Leider ist dem Autor ein Kämpfer für die unbefleckte Empfängnis unbekannt geblieben. Es ist Joannes Mario Zamoro o. cap., † 1649, der in seinem Jahrhundert wohl der berühmteste Verteidiger der Unbefleckten war. Besonders herrliche Abhandlungen bietet uns Dr. Kurz in § 73–78 die Würde Mariens und in § 79–89: die Gnadenvolle. Der Schluß ist leider etwas trocken ausgefallen.

Diese Mariologie ist besonders den Verkündern des Wortes Gottes anzuempfehlen. Zu Marienpredigten bietet sie Stoff in Fülle und Fülle. Wer das Leben Mariä von Knoll und die Mariologie von Kurz besitzt, kann mit Leichtigkeit viele und gründliche Vorträge über Maria, ihre Gnadenauszeichnungen u. halten.

Neumarkt (Südtirol).

P. Camill Bröll O. Cap.

21) **Das Leben der jungfräulichen Gottesmutter Maria.** Nach Schrift und Tradition dem christlichen Volke dargestellt von Simon Knoll, Pfarrer. Regensburg. 1874. Verlagsanstalt vormals Manz. 2 Bände. Gr. 8°. Früher M. 7.20 = K 8.64, jetzt M. 4.— = K 4.80.

Der Zweck dieser Besprechung ist, auf ein älteres, aber sehr gediegenes Werk aufmerksam zu machen.

Knoll bietet uns eine vollständige, populär geschriebene Mariologie. Der erste Band (352 S.) behandelt in der ersten Abteilung: Maria, der Gegenstand allgemeiner Erwartung in der vorchristlichen Zeit. Maria wird uns vor Augen gestellt in ihrer Vorherbestimmung, in den Naturbildern, in den Typen und in den Frauen des alten Testaments. Eine längere, mit praktischen Nutzenanwendungen gespielte Abhandlung bildet das Stammbuch oder die Ahnenreihe Mariens. Der zweite Teil behandelt: Maria in ihrem Leben auf Erden. A. das verborgene Leben. Der zweite Band (288 S.) enthält: B. das öffentliche Leben bis einschließlich ihrer Verherrlichung im Himmel. Der dritte Teil bietet uns ein vollständiges Bild der Marienverehrung: Pflicht, Geschichte, verschiedene Uebungen derselben und schließt mit der Huldigung der Künste an Maria. Am Schlusse des ganzen Werkes treffen wir noch ein weitläufiges, alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Erster Band, S. 197, lesen wir „Maria eilte zu Elisabeth. Sie suchte eine treue Seele, mit der sie ihr Glück und ihre Freude teilen konnte“. Wenn dem so wäre, warum hat dann Maria ihr Geheimnis nicht ihrem Bräutigam

mitgeteilt? Zweiter Band, S. 108, finden wir den Ausdruck „göttliche Maria“. Solche Ausdrücke sind immer zu vermeiden, weil nicht dogmatisch. In unserem Falle ist dieser Ausdruck aus einer Predigt des Bossuet herübergenommen. Es wäre wohl am besten gewesen, das Wort „göttliche“ einfach auszulassen.

Im übrigen ist dieses Leben Mariä sehr zu empfehlen. Herrliche Anwendungen, die den erfahrenen Seelsorger verraten, erhöhen den Wert des Buches. Sie lehren uns aber auch, wie man trodene Partien behandeln soll. Dieses Werk eignet sich besonders für die Verkünder des Wortes Gottes. Wer es fleißig liest, dem wird es leicht werden, Marien-Predigten der verschiedensten Art zu machen.

Neumarkt (Südtirol).

P. Camill Bröll O. C.

- 22) **Der heilige Franz von Assisi.** Von H. Federer. Mit sechs farbigen Tafeln und 11 Federzeichnungen von Fritz Kunz. München. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst. 52 S., Format 28×25 cm. M. 5.— = K 6.—; gbd. M. 6.— = K 7.20.

In gedankensprühender, schwungvoller Sprache schildert der Verfasser Geist und Leben des seraphischen Heiligen, nicht in historisch-kritischer Biographie, sondern als poesievolle Auslegung des herzerquickenden Franziskus-Zyklus, den uns der Schweizer Fritz Kunz geschaffen als reife Frucht künstlerisch kongenialen Fühlens sowie jahrelanger Studien in Italien. Kunz hat in den sechs farbigen Tafeln sein Bestes geboten: Zeichnung und Farbe, Realistik und Stilisierung, Ethos und Pathos hat er in diesen einzigartigen Blättern harmonisch geeint und geklärt zum adäquaten malerischen Ausdruck des Heiligen in seiner heroischen Einfachheit und Weltensaguna, in seiner Gottesminne und sorglosen, kindlich heiteren Frömmigkeit. Das Porträt des Heiligen, Franz bei den Bögeln, im heiligen Kolloquium mit zweien seiner Schüler, die wundervoll erfasste Stigmatisierung, seine Rückkehr und sein heiliger Tod bilden eine ästhetisch vollwertige Bereicherung der zeitgenössischen religiösen Malerei. In den elf Federzeichnungen zeigt sich eine virtuose Beherrschung der Schwarz-Weiß-Technik, die sich in Unbetracht ihrer äußersten Beschränkung auf das Allernotwendigste an Linie und Form vorzüglich eignet zur Illustrierung eines Werkes über den so einfachen großen Armen von Assisi. Der Verlag hat sich durch diese neueste Publikation den lebhaftesten Dank verdient seitens aller Freunde echt christlicher Literatur und Kunst, denn „einen so herrlichen Franziskus, so einfach fromm und selig, so durchleuchtet und idealisiert durch Gottes Nähe hat noch kein Museumbesucher und Kirchenwanderer dargestellt gefunden“ (S. 40). Ein solches Werk bleibt. — Als Korrigenda seien erwähnt S. 15: „Memento homo ut pulvis sis“ — rekte: „quia pulvis es“. S. 39: Ort der Stigmatisierung ist der Berg Alverna, nicht „bei Portiunkula“; einige lateinische und italienische Ausdrücke dürften verdeutscht beigegeben sein.

P. Berthold Tuttle.

- 23) **Pius X.** Von P. Bonifaz Senter O. S. B. Mit farbigem Titelblatt und 51 Abbildungen. Graz und Wien. Verlag „Styria“. 182 S. Geh. K 2.80; gbd. K 3.80.

Der Verfasser bearbeitete sein Piusbuch nach Daelli, Fèvre, Marchesan und anderen Autoren, die bisher über den Papst geschrieben haben. Eingeteilt ist das Werk in vier Teile: Jugend- und Studienjahre, In der Seelsorge, Im bischöflichen Amte, Auf Petri Stuhl. Auch dieses Buch ist mit Verständnis, Lust und Liebe geschrieben und dient dem Zwecke, Papst und Papsttum dem Leser nahe zu bringen und ihre Bedeutung für die Welt zu zeigen. Diese Bedeutung besteht zu allen Zeiten und für jede Zeit und sie hat sich in jeder Periode mehr oder weniger geltend gemacht. Ob das gerade unter Leo XIII. am meisten der Fall war, wie hier und da angedeutet wird? Es ist zu schwierig, ein definitives Urteil über die selbsterlebte Zeit abzugeben. Darüber muß die Geschichte später

iprechen. Jedenfalls war seine Bedeutung groß, sowie nicht minder die des jetzigen Heiligen Vaters. Wir freuen uns daher, daß sein Leben und Wirken von so vielen beschrieben wird und empfehlen auch diese Festschrift auf das beste.

Linz.

Dr. M. Hiptmair.

- 24) **Pius X.** Ein Lebensbild nach der italienischen Originalausgabe von Dr. Luigi Daelli. Uebersetzt und fortgeführt von Dr. Gottfried Brunner, Professor am Kollegium der Propaganda in Rom. Mit 212 Illustrationen. Regensburg. Druck und Verlag von Fr. Pustet. 314 S. M. 6. — = K 7.20; gbd. M. 8. — = K 9.60.

Die Verlagsanstalt Pustet in Regensburg gab für die deutschen Katholiken zum 50jährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters ein Prachtwerk nach Inhalt und Form und Ausstattung heraus. Dieses Werk ist mit Liebe geschrieben und will bei allen Gläubigen Liebe und Verehrung zum Heiligen Vater erzeuigen; und gewiß, wer diese Schilderung des Lebens und Wirkens Pius X. liest, wird jene Gefühle, wenn er sie nicht schon längst hätte, in seiner Brust bald empfinden. Dabei, glauben wir, hat der Verfasser Maß zu halten verstanden und ist demnach der Gefahr, seinen Helden zu idealisieren und im Glorienschein zu zeigen, glücklich entronnen. Von besonderer Schönheit sind die Bilder. Das gesamte Kardinalkollegium ist naturgetreu abgebildet. Interessant ist auch die Schilderung der kirchenpolitischen Lage im allgemeinen und in den einzelnen Ländern der Welt. Das Buch eignet sich auch als prächtiges Geschenk. Es sei bestens empfohlen.

Linz.

Dr. M. Hiptmair.

- 25) **Pajchalis Bayslon.** Ein Heiligenbild aus Spaniens goldenem Jahrhundert. Von P. Aulibert Groeteken. Einsiedeln. 1909. Benziger. M. 2.30 = K 2.76.

Den armen, trotz seiner Erhebung zur Ehre der Altäre (1618) fast gänzlich unbekannten Hirtenknaben hat Leo XIII. 1897 auf Veranlassung des Erzbischofes von Neapel Ant. Briganti zum Patron aller eucharistischen Vereine erklärt. Man staunte allgemein, daß der Heilige Vater einen so einfachen Laienbruder der ganzen katholischen Welt als Muster und Vorbild vor Augen stellte; manche fanden sich auch enttäuscht. So kam es, daß der Heilige erst allmählich in weiteren Kreisen bekannt wurde. P. Porrentuy O. Cap. entwarf sein Lebensbild in französischer Sprache. (Erschien seitdem in deutscher Uebersetzung.) Nunmehr hat P. Groeteken uns erfreut mit einer begeistert geschriebenen Biographie des Heiligen. Er begnügt sich nicht damit, die bisher gedruckten Werke einzusehen; wo immer er konnte, hat er das handschriftliche Material zugrunde gelegt. So benutzt er zum ersten Mal die Heiligsprechungsakten im Original. Bei unserer kritisch veranlagten Zeit genügt es nicht mehr, erbauliche Züge aus dem Leben der Heiligen beweislos niederzuschreiben. Man will heute auch wissen, auf welche Quellen der Verfasser seine Darstellung gründet. P. Groeteken scheint uns den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Er schreibt zunächst fürs Volk; aber auch der Geschichtsforscher kommt auf seine Kosten. P. Groeteken hat nicht unbeachtet alles aufgenommen, was man bisher über den Heiligen erzählte. So glaubt er nicht an dessen zweckloses Klopfen im Sarge. An anderer Stelle weist er nach, daß P. Porrentuy keine Bücher „verfaßt“ habe, er hat sich nur aus den Schriften anderer einen Auszug gemacht. Wohl hatten bereits verschiedene ältere Biographen diese Behauptung aufgestellt, aber man hatte das im Laufe der Jahre vergessen.

Möge das schöne, reich illustrierte Werkchen, das sich besonders zu Geschenkzwecken für die heilige Weihnachtszeit eignet, recht viel gelesen werden, damit die Verehrung des hochheiligsten Sakramentes immer weitere Verbreitung finde.

Wiedenbrück.

D. Henniges.

- 26) **Das religiöse Leben in Hohenzollern unter dem Einflusse des Wessenbergianismus.** (1800—1850.) Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Aufklärung in Süddeutschland.

Von Dr. Adolf Rösch, Ordinariats-Affessor und Offizialsrat. Köln.
1908. J. P. Bachem. 8°. 139 S. M. 2. — = K 2.40.

Es ist zwar ein relativ nur kleines Gebiet, das den Rahmen der vorliegenden lokalgeschichtlichen Studie bildet. Denn die beiden ehemaligen Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen umfaßten kaum mehr als 20 Quadratmeilen. Gleichwohl bietet die Abhandlung nicht wenig des Interessanten und Lehrreichen.

Was Weissenberg, der bekannte Generalvikar der Diözese Konstanz, in 27 Jahren seiner Amtstätigkeit zur „religiösen Aufklärung“ des Klerus und Volkes geleistet und was das folgende Vierteljahrhundert darunter noch gelitten, will uns der Verfasser in Kürze auf Grund von Quellenberichten zeigen. Der Klerus, religiöse Unterweisung, die öffentliche und private Gottesverehrung, der Empfang der heiligen Sakramente, die sittlichen Zustände beim Volke, Umkehr zur Besserung, bilden die Abschnitte der vorliegenden Monographie.

Manche der getroffenen Anordnungen des Konstanzer Generalvikars erinnern ganz an die Verordnungen Josef II. in publico-ecclesiasticis. Unter solchen Umständen finden wir es begreiflich, daß Pius VII. am 5. April 1817 die erfolgte Wahl Weissenbergs zum Kapitelvikar von Konstanz annullierte und das Kapitel aufforderte, einen würdigen Kapitelvikar zu erwählen: *electionem Wessenbergii in Vicarium capitularem prorsus non agnoscimus. nec tribunalia. Nostra ecclesiastica agnoscent nec ullam litterarum quarumcumque ab ipso scriptarum rationem umquam habebunt. Quapropter pro illa, quam Deus Nobis commisit totius Ecclesiae cura, Vobis auctoritate apostolica edicimus, ut seposita Wessenbergii electione, Vicarium capitularem eligatis, qui bonum apud catholicos nomen habeat quique ministerii, ad quod assumitur, partes rite accurateque obire possit.*

Trotzdem regierte Weissenberg noch zehn Jahre weiter, ja hatte noch den Mut, in seinem Abschiedsworte an den Klerus sich zu beklagen über die „Mißfemnung und schiefe Beurteilung“, die ihm zuteil geworden.

Man wird dem Verfasser wohl beipflichten müssen, wenn er am Ende seiner Studie behauptet: „Die Gegenwart hat gewiß in religiöser und sittlicher Beziehung ihre Gebrechen und Schattenseiten. Stellt man sie aber in Vergleich mit einer ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Periode, dann ist für einen seelsorglichen Pessimismus wahrhaft kein Platz mehr.“

Mantern.

P. Josef Höller C. SS. R.

27) Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen? Ein Vortrag von Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. Br.

(Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Bd. 28, Heft 1. S. 27.) Hamun. Breier und Thiemann. 50 Pfg. = 60 h.

Am 2. Juni 1908 hielt Prof. Braig vor einer Versammlung des Akademischen Bonifatiusvereines der Freiburger Studentenschaft einen Vortrag über die Modernismus-Enzyklika vom 8. September 1907. Der Vortrag wurde später zur vorliegenden Broschüre erweitert. Prof. Braig bespricht zuerst die Hauptpunkte des Modernismus und widmet sodann eine längere Abhandlung der Widerlegung des Hauptirrtums der Modernisten.

28) Neue große Exerzitien für Ordensleute und andere, die nach Vollkommenheit streben. Von P. Josef Pergmayr S. J. ausgewählt und geordnet von Sr. Mar. Gabriela a ss. Sacramento. Verlag „Styria“ in Graz und Wien. Geh. K 2.—. Obd. K 3.—.

29) Heiliger Diebesbund. Ein vollständiges Gebet- und Belehrungsbuch für alle Verehrer der heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Von P. Franz Weninger S. J. Herausgegeben von Franz Hattler. Innsbruck. Verlag Rauch. K 2.20.

30) **Kirchliches Handlexikon.** Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von Professor Michael Buchberger. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Preis der Lieferung M. 1.— = K 1.20.

Von diesem Lieferungswerke, welches auf zwei Bände zu je 22 Lieferungen berechnet ist, liegt das 32. Heft vor, vom Worte Martin bis Meyer. In der knappsten Form wird das reichste Material geboten. M. H.

31) **In der Heimat des Erlösers.** Erinnerungen an die Württemberger Heiliglandfahrt von Bernhard Bleissing, Pfarrer. Ravensburg. Verlag von Friedrich Ulber. IV u. 168 S. M. 1.60 = K 1.92.

Der Verfasser war ein Mitglied der großen Pilgerkarawane, die im Sommer 1904 der königliche Professor Dr. Konrad Müller in Stuttgart aus Württemberg ins heilige Land führte und in dessen Reiseprogramm auch der fakultative Besuch von Galiläa aufgenommen war. Zwei Jahre darauf erschienen diese Erinnerungen. Sie enthalten nicht eine Beschreibung des Verlaufes der Volkspilgerung, auch nicht eine Beschreibung der heiligen Stätten, sondern geben vorzugsweise in Form von Reflexionen die mannigfachen Eindrücke und Stimmungen wieder, die das anregende Beisammensein mit den Wirtspilgern, die Vorkommnisse der Reise, die Meeresfahrt, der Orient und seine interessanten Einwohner, insbesondere der Besuch der heiligen Stätten in Nazareth, in Jerusalem und dessen Umgebung auf den begeisterten Verfasser gemacht haben.

Auf ein kurzes Vorwort folgt eine Einleitung, welche die freudig erwartende Stimmung vor der Abreise aus der Heimat und die Eindrücke der Eisenbahnfahrt Stuttgart—Junsbrunn—Triest beschreibt (S. 1—9). Die übrigen Erinnerungen tragen drei Hauptaufschriften: 1. Lange Fahrt (S. 10—17). — 2. Beschwermliche Fahrt (S. 18—35). — 3. Sonnige Fahrt (S. 36—167) mit den Nebenaufschriften: Nacht auf dem Meere. Heimkehr auf dem Meere.

Gottesdienste. — Nazareth. — Karmel. — Jaffa. — Von Jaffa nach Jerusalem. — Prozession in die heilige Stadt. — Im deutschen Hospiz. — Blick vom Ölberg auf Jerusalem. — Ritt um Jerusalem. — Jerusalems Heiligtümer. — Magermauer. — Omar-Moschee. — Zu den Heiligtümern des Ölberges. — Auf Sion. — Eindrücke vom Land und Leuten in der heiligen Stadt und im heiligen Lande. — Ordensleben im Orient. — Nach St. Johann. — Bethlehem. — Vor der Abreise und der letzte Abend. — Weggang von Jerusalem. — Heimwärts.

Diese Einteilung mag der Stimmung und Erinnerung der Pilger entsprechen, hat aber störende Wiederholungen zur notwendigen Folge.

Die Darstellung geschieht durchwegs in aphoristischer Form. Vieles ist scharf erschaut und trefflich in poetischer Sprache beschrieben, denn der Verfasser ist sichtlich in der einschlägigen Literatur Palästinas wohl bewandert und hat ein offenes Auge und Ohr für die Eindrücke des Orientes, manches ist dagegen etwas weit ausgesponnen. Allen, welche das heilige Land einst besucht, mag das Buch mannigfache Anregung bieten und manche liebe Erinnerung wieder auffrischen.

Zu verbessern wären folgende Druckfehler: S. 14: Gosaß in Gosiensäß. — S. 21: Wir in wie. — S. 24 ist das Wort Varin zu streichen. — S. 24: Lindal in Dsheda. S. 26: Berg Präcipite in: Précipice oder Berg des Absturzes. — S. 1: Nicht im Jahre 1838, sondern 1837 wurde Tiberias von einem großen Erdbeben heimgesucht. — S. 32: Auf dem traditionellen Berg der Seligkeiten findet sich keine Ruine einer Kapelle. — S. 33: Lubie in Lubje. S. 34: Affa in Affo. — S. 138: Ratisbunn in Ratisbonne. S. 143: Statt dort ist . . . wäre zu schreiben: Rechts von der Straße ist der Sitz des griechischen Patriarchen. — S. 144: Betsala in Betschala.

- 32) **Allgemeine Kunstgeschichte.** Von Dr. F. A. Ruhn O. S. B.
Verlag und Druck Benziger in Einsiedeln. 41. und 42. Lieferung. Neue
Subskription à Lieferung M. 3.— = K 3.60.

Wie angekündigt wird, soll noch ein Schlussband folgen, dann ist das großartige Werk vollendet. Das katholische Deutschland kann mit Stolz auf diese herrliche Arbeit blicken. Nach Inhalt und Form ist diese Kunstgeschichte gleich ausgezeichnet.

M. H.

- 33) **Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff.** Herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer. 11. Band: Tagebücher. Mit mehreren Porträts und Faksimilebeilagen. Regensburg. Habel. 426 S. Geheftet M. 4.— = K 4.80.

Mit diesen „Tagebüchern“, denen die „Briefe“ folgen sollen, beginnt die langersehnte zwölfbändige Gesamtausgabe der Werke des echt katholischen Dichters Eichendorff. Die Namen der rühmlichst bekannten Herausgeber verbürgen eine musterghltige Bearbeitung. Eine eingehende Besprechung liegt auerhalb der Bestimmung dieser Zeitschrift.

Ursahr.

Dr. Johann Hg.

- 34) **Auf zur Freude.** Von Fr. Adv. Kerer. VIII u. 185 S. Regensburg. 1908. Manz. M. 1.50 = K 1.80.

Vorliegendes Werk ist die Vollendung der „Trilogie des Menschenwirkens“, ein Bchlein, das jeder Lehrer und Erzieher in Hnden haben sollte. Ideale braucht die Jugend, Ideale braucht der Mann. Aber wo sucht man dieselben? Leider am hufgsten, wo sie nicht zu finden sind. Der geistreiche Autor aber zeigt mit viel Geschd, in knniger Sprache den richtigen Weg, nach dem eines jeden Herz hnzicht, den Weg der Freude. Ueberraschend ist der Scharfsinn des Autors in seinen Bemerkungen zu den Paulinischen Briefen. So rufe ich denn mit dem Autor: „Erhebe laut und stark deine Stimme, o Bchlein, da du die Frohborschaft bringst“. Mit Recht wurde das Bchlein „eine grndliche Kur fr Pessimisten“ genannt.

Meran.

P. Virgil Waß O. Cap.

- 35) **Goffines Handpostille.** Neu bearbeitet gemaf den Anforderungen der Jetztzeit; gesamte Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre; reich illustriert, fein gebunden. Verlag A. Baumann in Dtlmen, Westfalen. M. 10.— = K 12.—.

Ueber den Inhalt der Handpostille bemerkt das Vorwort, da der Hauptvorzug derselben in der steten Bezugnahme auf die modernen Verhltnisse liegen soll. Da diese Gesichtspunkte schon in den allgemeinen Unterrichten maßgebend gewesen sind, beweist ein Blick auf jeden einzelnen. So wird in „Stellung der Frau in der Gesellschaft“ die ganze Frauenfrage kurz behandelt, „Mergernis und nchste Gelegenheit“ bercksichtigt vor allem die Gefahren des Tanzes, Wirtshausbesuches, Theaters und der Bekanntschaften, in „Ueber die Dbrigkeiten“ sind Sozialdemokratie und Wahlen nicht unerwhnt gelassen, „Aneignung und Rckerstattung ungerechten Gutes“ uberght nicht: Recht auf persnliches Eigentum, Unzufriedenheit, Schuldenbezahlen und ungerechten Lohn, „Dasein Gottes und sein Schpfungswerk“ zieht Darwinismus, Hdel und Gottesbeweis mit in den Kreis der Belehrung. Die Artikel „Der heilige Glaube“, „Das heilige Sakrament der Ehe“, „Die heilige Schrift und Tradition“, „Jesus Christus, wahrer Gott“, „Das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche“ sind durchaus apologetisch gehalten.

Ueber die Ausstattung werden noch folgende Angaben gemacht:

Die Illustrierung sollte hauptschlich, dem Zwecke des Kirchenjahres entsprechend, das ganze Leben des gttlichen Heilandes und die Geheimnisse der Erlsung vor Augen fhren. Dieses konnte wohl nicht besser geschehen, als durch,

die Darstellung der fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes in fünfzehn ganzseitigen Vollbildern, gezeichnet von dem bekannten Maler M. Fuhrmann in Basing bei München. Ferner: 2. Drei mehrfarbige Vollbilder (heilige Familie, vierzehn Nothelfer, heilige Messe). 3. Sieben halb- oder ganzseitige Zeichnungen allegorischen Inhalts nach Fühlich. 4. Die vierzehn Stationen des heiligen Kreuzweges. 5. In dem Text des zweiten Theiles verstreut eine ganze Reihe von Heiligenbildern von Molitor.

Papier: kräftig, aber doch leicht, dem modernen Geschmack entsprechend.

Schrift: auch für schwache Augen gut leserlich, in verschiedenen Schriftgraben, um Abwechslung zu schaffen.

Ein Wort der Empfehlung hinzuzufügen ist überflüssig. Der Preis von K 12.— oder M. 10.— kann auch in Raten erlegt werden.

36) Messianische Weissagungen des Alten Testaments, populär-wissenschaftlich ausgelegt. Von Dr. Karl Leimbach, Professor. Regensburg. 1908. Verlagsanstalt vormals Manz. VIII u. 148 S. Brosch. M. 2.40 = K 2.88.

In vorliegender Broschüre hat der verdienstvolle Herr Verfasser es unternommen, den interessanten Stoff der messianischen Weissagungen weiten Kreisen in der Art zugänglich zu machen, daß Fernstehende angelockt und Nahestehende nicht abgestoßen werden. Nach einer kurzen orientierenden Einleitung werden von S. 5—52 die messianischen Weissagungen in den geschichtlichen Büchern besprochen. Sieben Paragraphen befassen sich auf 32 Seiten mit sieben messianischen Psalmen. Den Abschluß der Abhandlung machen die messianischen Weissagungen in den prophetischen Schriften von S. 85—146. Die Besprechung der einzelnen Phasen der messianischen Prophezeiung ist durchwegs korrekt zu nennen und geeignet, im aufmerksamen Leser die Idee vom Warten der göttlichen Vorsehung zu beleben und zu stärken. Weil das Buch auch für Nicht-Theologen berechnet ist, darum sind die hebräischen Worte, welche zitiert werden, mit lateinischen Buchstaben transkribiert; aber die Rücksicht auf theologisch-gebildete Leser hätte es nahelegen sollen, eine richtige Transkription anzuwenden, wie z. B. S. 32 nicht jikkhat drucken zu lassen, sondern jiqqehat. Der Theologe vermißt auch den Spiritus lenis und asper zur Transkribierung des Alef und Ajin. Mit der genauen Hermeneutik läßt sich auch nicht recht vereinbaren, wie auf S. 103 der trauriche Verferht der wilden Tiere unter der Leitung eines Kindes ausgelegt wird. Durch diese Ausstellungen aber soll der Wert der Broschüre nicht herabgedrückt sein, im Gegenteil wird dieses Buch Theologen und Nicht-Theologen nur empfohlen und wird demselben ein großer, eifriger Leserkreis gewünscht, welcher an ihm wie am freundlichen Herde die edlen Regungen des Menschenherzens neu erwärmt und stärkt.

St. Florian.

Dr. P. Amand Polz.

37) Apokalyptische Predigten. Von Dr. Celestin Wolfsgruber O. S. B., f. u. f. Hosprediger in Wien. Wien. 1908. Heinrich Kirsch. I., Singerstr. 7. Brosch. K 3.— = K 3.60.

Die vorliegende Sammlung apokalyptischer Predigten enthält 16 Predigten, welche jene Sammlung von Bildern zum Leitsaden haben, die der große deutsche Meister Albrecht Dürer zur geheimen Offenbarung des heiligen Johannes geliefert hat. Darum trägt das Titelbild die Zeile: Mit den Bildern zur Apokalypse von Albrecht Dürer. Jeder Predigt geht das entsprechende Bild voran, über welches die Predigt gehalten worden ist. Jede Predigt enthält eine genaue Besprechung des jeweiligen Bildes mit entsprechender Verwertung dogmatischer Wahrheiten und moralischer Forderungen, viele aus den Predigten enthalten am Schluß auch einen Passus auf das Habsburger Reich und sein erlauchtes Herrschergeschlecht, wie sich das schon daher erwarten läßt, weil der hochw. Herr Verfasser f. u. f. Hosprediger in der f. u. f. Hofburgkapelle in Wien ist.

Der Inhalt der einzelnen Predigten ist der Reihe nach: 1. Maria, der Sitz der Weisheit; 2. Das Martyrium der heiligen Liebe; 3. Die Weihe zum Propheten; 4. Lobpreis des dreieinigen Gottes; 5. Die apokalyptischen Reiter; 6. Ruhe und Freude in Gott, leidvolles Ende alles Irdischen; 7. Engelwehr und Schutzkreuz; 8. O du Lamm Gottes; 9. Die Gerichte der ersten vier Posaunen; 10. Die Racheengel; 11. Das Buch der Kämpfe und des Sieges der Kirche; 12. Das große Zeichen am Himmel; 13. Michaels Kampf mit dem Drachen; 14. Die Anbetung des siebentöpfigen Lästertieres; 15. Das babylonische Weib; 16. Nun ist der Mensch gerettet und Satan angeketter. Zum Studium kann diese Sammlung „apokalyptische Predigten“ den hochwürdigen Herren Predigern nur empfohlen werden.

St. Florian.

Dr. P. Amand Polz.

38) **Die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu.** Eine patristisch-exegetische Studie von Dr. Wilhelm Homann er. (Biblische Studien XIII. 3). Herder, Freiburg in Br. Wien. 1908. 8°. VII u. 123 S. M. 3.— = K 3,60.

Die Schrift enthält einen dritten, durch die Preisausschreibung der Münchner katholisch-theologischen Fakultät für das Jahr 1904/1905 veranlaßten Lösungsversuch der Frage über „Die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu“. Während von den anderen zweien die eine (Fendt's) die Einjahr-, die andere preisgekrönte (Zellingers), die Zweijahrtheorie verteidigten, tritt Homann mit seiner Arbeit, welche er allerdings nicht als endgültige Lösung, sondern nur als Anbahnung einer Verständigung und Einigung besonders auf exegetischem Gebiete betrachtet wissen will (Vorr. VI), für die Dauer von etwas mehr als drei Jahren ein. Nach ihm ist Jesus 746 a. u. c. geboren worden, war bei seiner Taufe 782 oder 783 schon viel älter als 30 Jahre, lehrte etwas mehr als drei Jahre und starb am 3. April 786 a. u. c. = 33 aer. vulg. (S. 119, 120). Die drei Jahre der Wirksamkeit gewinnt er aus den Evangelien mit Beiseitesetzung der Tradition. Nach einer eingehenden Prüfung der Traditionszeugen (S. 17—68) gelangt er nämlich zur Ueberzeugung, daß die Tradition zu einer sicheren Lösung dieser Frage überhaupt nicht imstande sei beizutragen; denn eine apostolische Tradition hierüber gebe es nicht. Selbst die Einjahrtheorie, obgleich sie die ältesten und am sichersten verbürgten Angaben aufzuweisen hat, sei nicht apostolisch, sondern gnostischen Ursprungs und habe sich nur infolge ihrer Begründung durch die Exegeten von Lk. 4, 19 bez. Jf. 61, 2 und mangel's einer positiven diesbezüglichen Tradition Eingang in die kirchlichen Kreise zu verschaffen gewußt. Vergleiche S. 53, 68). — Ein einigermaßen befriedigendes Resultat ergebe nur die Exegese der Evangelien. Aus dieser findet er vier Osterfeste während der öffentlichen Lehrtätigkeit des Herrn heraus: Drei im Johannes-Evangelium (2, 13; 6, 4; 11, 55) ausdrücklich erwähnte, und eins aus Mk. 2, 23 ff. vgl. Lk. 6, 1 ff zu erschließendes, das zwischen Joh. 4, 35 u. 5, 1 einzuschalten sei. Mit vollem Rechte tritt Homann für die Echtheit des handschriftlich so überaus gut bezeugten τὸ πάσχα Joh. 6, 4 ein. Ob das Fest Joh. 5, 1 „am besten“ als Pfingstfest, und zwar als zweites nach Joh. 2, 23 zu fassen sei, steht allerdings nicht sicher fest, und hierin liegt wohl auch der Grund, warum die Dreijahrtheorie nicht als zweifellos erwiesen betrachtet werden kann.

In der chronologischen Einreihung des gewonnenen Resultates (S. 101—118), besonders auch in der Erhöhung des Alters Christi auf 40 Jahre vermögen wir ihm vorderhand nicht zu folgen. Ganz verunglückt scheint uns die Erklärung und Uebersetzung von Lk. 3, 23.

Die Arbeit verdient vollste Achtung von Seiten der Fachgenossen. In formeller, sprachlicher und stilistischer Hinsicht möchten wir sie, abgesehen von wenigen, unnötigen Fremdwörtern (z. B. S. 116 das unschöne: subseruiert, S. 119 Fazit neben Resultat beinahe als mustergültig bezeichnen.

St. Florian.

Moisl.

39) **The Catholic Encyclopedia.** An international work of reference on the constitution, doctrine, discipline and history of the Catholic church. Edited by Charles G. Herbermann, Ph. D. LL. D., Edward A. Pace, Ph. D. D. D., Condé B. Pallen, Ph. D. LL. D., Thomas J. Shahan, D. D., John J. Wynne S. J. New-York, Robert Appleton Company (1907 ff.).

Nordamerika hat uns mit einem katholischen, in jeder Beziehung großartig angelegten Werk, einer „Katholischen Enzyklopädie“ überrascht. Diese Enzyklopädie soll uns über die Verfassung, Lehre, Disziplin und Geschichte der katholischen Kirche, sowie auch über die gesamte religiöse Kultur der Gegenwart und Vergangenheit in Wort und Bild belehren.

Bis jetzt liegen vier stattliche Quartbände vor; das Werk ist im ganzen auf 15 Bände in einer Stärke von je zirka 800 Seiten berechnet und soll bei 2000 Karten und Abbildungen enthalten. Das monumentale Werk ist in englischer Sprache geschrieben und zunächst auch für das große englische Sprachgebiet bestimmt; in ihm werden daher auch vorwiegend englische, beziehungsweise anglo-amerikanische Verhältnisse berücksichtigt. Für das große Unternehmen sind vorzügliche Kräfte meist aus England und Amerika, einige auch aus Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien gewonnen worden und es schreiet bei vereinten Kräften die Arbeit rüstig fort.

Berücksichtigt die Enzyklopädie, wie bemerkt, mehr englische Verhältnisse, so werden doch auch die anderer Länder nicht vernachlässigt, wenn auch in letzterer Beziehung manches vielleicht noch eingehender und genauer behandelt werden könnte. Einige Titel zeigen eine besonders ausgezeichnete Bearbeitung und bringen Einzelheiten, die kaum in anderen Werken ähnlichen Inhalts eine kurze Besprechung erfahren oder wohl gar nicht erwähnt werden. Das Erscheinen dieser vortrefflichen Enzyklopädie wurde daher auch schon gleich anfangs mit großer Freude begrüßt und es haben sich für die ersteren Bände schon bei 12000 Abnehmer, besonders Universitäten und Bibliotheken, unterzeichnet. Dieses literarische Unternehmen wurde auch von akatholischer Seite seiner Reichhaltigkeit, Wissenschaftlichkeit und Unparteilichkeit wegen gebührend anerkannt und das Werk als ein epochemachendes bezeichnet; in Deutschland sieht man es als eine „Großtat des amerikanischen Katholizismus“ an und als ein Zeichen von Mut und unbestreitbarer Leistungsfähigkeit. Für den Katholiken ist es ein apologetisches Nachschlagewerk ersten Ranges und von bleibendem Wert.

Es hat deshalb auch die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg den Alleinbetrieb des Werkes für Deutschland und Oesterreich übernommen. Ein jeder Band erscheint in drei verschiedenen Ausgaben zu M. 65, M. 35 und M. 27. Der Preis ist bei der prachtvollen Ausstattung, dem schönen Druck und der Beigabe von vielen zum Teil kolorierten Bildern ein äußerst billiger zu nennen.

Einz.

N. 5.

40) **Das unterirdische Rom.** Erinnerungsblätter eines Katafombenfreundes. Von Dr. Georg Schmid, ehemaligem Kaplan an den deutschen Nationalkirchen in Rom. Mit 37 Plänen und 72 Illustrationen. Brizen. 1908. Verlag der Preßvereins-Buchhandlung. Gr. 8°. XIV u. 357 S. K 6.—.

Es fehlt der deutschen Literatur zwar nicht an trefflichen Werken über Katafombenforschung, gleichwohl dürfte die vorliegende Arbeit doch nicht als überflüssig betrachtet werden. Sie ist sozusagen in den Katafomben geschrieben. Der Verfasser hatte während seines langjährigen Aufenthaltes in der ewigen Stadt das Glück und die hohe Ehre, unter der Leitung der ersten Archäologen unserer Zeit — es seien nur genannt de Rossi, Wilpert, Maruchi, Armellini, Stevenson, de Waal — sich an den Katafombenforschungen

zu beteiligen. Die einschlägige Literatur ist im reichlichsten Maße verwertet. Im ersten Teile bietet Dr. Schmid allgemeines über die Katakomben, namentlich auch eine kurze Uebersicht über deren Geschichte. Der zweite Teil beschäftigt sich ausführlich mit der Beschreibung der einzelnen Katakomben. Es kommen zur Sprache die Cömeterien an der Via Cornelia, Flaminia, Salaria vetus, Salaria nova, Nomentana, Tiburtina, Labicana, Praenestina, Latina, Appia, Ardeatina, Ostiensis, Portuensis und Aurelia. Zuletzt folgt eine kurze Besprechung der jüdischen Katakomben in der Umgebung von Rom.

Die beigegebenen Pläne und Illustrationen sind eine wahre Zierde des Werkes. Die Arbeit dürfte namentlich für solche von besonderem Interesse sein, die keine Gelegenheit haben, Rom und seine altherwürdigen Cömeterien zu besuchen. Die schöne Widmung des Werkes an de Rossi, seinen unvergeßlichen Freund und Lehrer, möge hier eine Stelle finden.

„Wohl Jahre sind's — es kam der Sohn der Berge von Tirol
Aus Wissensdrang dahin, wo Menschengestirns älteste Kulturen
Im heil'gen Rom zurückgelassen ihre tiefsten, wahrsten Spuren;
Klopft zagend an dein hochberühmtes Haus am Kapitol.

Und Lehrer warst du ihm, du Mann von wahrer Römertugend,
Gleich groß an Wissen wie an hohen Geistesgaben,
Und reich an Gütern, die den Menschengestirnt erquickten, laben,
Ein Freund dem deutschen Wandrer und wissenschaftlicher Jugend.

Und als ich schied -- da hast du mich mit wahrer Schmerz entlassen.
Ich dank's dir noch — ich werde stets dir liebende Verehrung schenken!
Möge Gottes Reich nun deinen edlen Denkergeist umfassen!

Ergründer du des unterird'schen Rom — wohin wir unsre Schritte lenken,
Durch heil'ge Grüste, die dein Geist erschlossen, uns zurückgelassen,
Es ziemt sich, daß wir stets mit Ehrfurcht dein gedenken.“

Mautern.

P. Jos. Höller, C. SS. R.

Berichtigung.

In der sehr anerkennend gehaltenen Besprechung des zweiten Bandes meines „Lehrbuchs der Dogmatik“ durch † P. Gottfried Noggler O. Cap. (Heft 1, S. 137 f.) werden infolge Mißverständnisses oder unrichtiger Wiedergabe meiner Worte mehrere Punkte beanstandet. Es sei mir gestattet, wenigstens auf folgenden hinzuweisen.

Der Rezensent läßt mich sagen: „Nach verschiedenen Auffassungen ist eine jenseitige religiöse Entwicklung möglich“, und macht mich so in ziemlich unverblümter Weise zum Anhänger einer sehr bedenklichen Lehre, die aber im Gegenteil von mir ausdrücklich zurückgewiesen und widerlegt wird. Der Rezensent konnte zu seiner Schlussfolgerung nur kommen durch eine unrichtige Wiedergabe der fraglichen Worte. Diese lauten nämlich in Wirklichkeit ganz anders. Ich sage nämlich, die hier einschlagende origenistische Lehre sei von der Kirche verurteilt worden, aber dadurch sei die Lehre von der Nichtbekehrbarkeit im Jenseits nicht geradezu definiert, „weil noch verschiedene Auffassungen von einer jenseitigen religiös-sittlichen Entwicklung möglich sind“. (S. 409). In der That von einer irrigen Lehre sind immerhin noch verschiedene Auffassungen möglich. Dies und nichts anderes habe ich gesagt. Eine irrige Lehre (und eine solche ist jene von einer religiös-sittlichen Entwicklung im Jenseits), bleibt aber irrig auch nach verschiedenen Auffassungen, die von

ihr möglich sind. Trotzdem hat mich der Rezensent infolge einer entstellten Wiedergabe meiner Worte, wobei das Subjekt des Satzes auf einmal ein anderes wird und „noch“ in „nach“ und „ist“ in „sind“ sich verwandelt, das Gegenteil sagen lassen. Ich bemerke noch, daß mein Lehrbuch die bischöfliche Approbation an der Spitze trägt.¹⁾

Dillingen, 31. Jänner 1909.

Prof. Dr. Specht.

B) Neue Auflagen.

- 1) **Theorie der geistlichen Beredsamkeit.** Akademische Vorlesungen von Josef Jungmann S. J., weil. ord. Professor der Theologie a. d. Universität Innsbruck. Neu herausgegeben von Mich. Gatterer S. J., Doktor der Theologie und ord. Professor derselben an der Universität Innsbruck. Vierte Auflage. Freiburg i. B. 1908. Herder. Geh. M. 10. — = K 12. —, gbd. M. 12.60 = K 15.12

Das eigenartige, aus den Tiefen der Spekulation herausgewachsene Werk Jungmanns hat in P. Gatterer einen eigenartigen Herausgeber gefunden. Bei Neuauflagen heißt es in der Regel: Vermehrte Auflage. Man meint, zu dem Wichtigen noch Wichtigeres hinzutun zu müssen und geht dabei von der Ueberszeugung aus, daß Quantität und Qualität des Bücherwertes in geradem Verhältnisse zu einander stehen.

Gatterer ist bei Jungmanns vierter Auflage der Theorie der geistlichen Beredsamkeit von der entgegengesetzten Anschauung ausgegangen. „Es standen nämlich der Verbreitung des Buches in weiteren Kreisen, welche dasselbe wegen seiner hohen wissenschaftlichen und praktischen Vorzüge gewiß verdient hätte, meines Erachtens zwei Hindernisse im Wege: der große Umfang des Werkes und die Schwierigkeit, in den mitunter etwas breiten Ausführungen die leitenden Gedanken im Auge zu behalten, also ein gewisser Mangel an Uebersichtlichkeit.“ So schreibt er im Vorwort. Man kann ihm nur voll beipflichten. Die Scheu vor umfangreichen Werken ist bei der heutigen Arbeitsüberlastung der Kreise, für die das Werk bestimmt ist, allzu begreiflich.

Diese Mängel mußten behoben werden. Wie P. Gatterer die schwierige Aufgabe löst, sagt er wieder im Vorwort. „Darum suchte ich einerseits den Umfang durch Auscheidung der Katechetik, Streichung mancher Beispiele und durch Verwendung von Kleindruck so zu verringern, daß das früher zweibändige Werk nun in einem Bande vorliegt.“ Daß der Herausgeber „andererseits auch bestrebt war, die Ausführungen durch verschiedene Mittel übersichtlicher zu gestalten und dadurch das Studium des Werkes zu erleichtern, wird der Leser beim Durchblättern dieser Auflage sofort gewahren. Die Uebersichtlichkeit, die ein wirklich wohlthuender Vorzug der Auflage ist, springt bei einem auch nur flüchtigen Vergleich mit den früheren Auflagen in die Augen. Bei einem Werk von solchem Umfang und solcher Wissenschaftlichkeit ist Uebersichtlichkeit eine unentbehrliche Eigenschaft. Zumal in unserer Zeit der kunstanschaulichen Darstellung sind solche Mittel für ein größeres Werk fast Lebensfrage.

Auf den Inhalt des Werkes, das auch in dieser neuen Gestalt „mit allen Vorzügen und in seiner ganzen Eigenheit vorliegt“, näher einzugehen, hält Rezensent aus dem Grunde für unberechtigt, weil die Besprechungen der früheren Auflagen den bleibenden Wert des Werkes öfters und einmütig festgestellt haben. Die Auscheidung der Katechetik, die der Herausgeber des vorliegenden Bandes

¹⁾ Wir sind der Ansicht, daß an dem allerdings nicht ganz zutreffenden Urteil des verstorbenen P. Gottfried Roggler die etwas unklare Ausdrucksweise des Autors auch ein wenig schuld ist. Das „Brevis esse laboro, obscurus fio“ dürfte hier wieder einmal zutreffen.

separat in anderer Form erscheinen lassen will, ist vom rein homiletischen Standpunkt mit besonderer Genugtuung zu begrüßen. Im vorliegenden Falle ist sie augenscheinlich aus rein technisch-praktischen Gründen geschehen. Wir wissen auch nicht, ob P. Gatterer prinzipiell für die Trennung beider Disziplinen eintritt. Aber gewiß wird er mit Jungmann eine größere Berücksichtigung der Homiletik im Betriebe der Theologie wünschen. Sie ist noch vielfach das Aschenbrödel der theologischen Disziplinen, das sich bescheiden muß, auf wenigen Seiten der Pastoral neben der Katechese ein kümmerliches Dasein zu führen.

Linz.

Msgr. F. Stingeder, Domprediger i. P.

2) **Anleitung zur Verwaltung des Bußsakramentes.**

Von Dr. Anton Tappehorn, † Ehrendomherr, Landdechant und Pfarrer in Breden. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von Rich. Heinrichs, Pfarrer in Waterborn und Everh. Illigens, Domkapitular und Regens des bischöfl. Priesterseminars in Münster. Mit Approbation des hochwürdigsten bischöfl. Generalvikariats zu Münster. Dülmen i. W. 1908. Laumann. 8°. 472 S. Brosch. M. 4 — = K 4.80, gbd. M. 5. — = K 6. —.

Die wichtigste und verantwortungsvollste Tätigkeit des Seelsorgers ist unstreitig die Verwaltung des Bußsakramentes; sie ist aber auch, wenn gut besorgt, die tröstlichste und segensreichste. Um so notwendiger ist es für den Priesterkandidaten und den Neuling in der Seelsorge, sich um eine gediegene Anleitung zur guten Verwaltung jenes Amtes umzusehen, ja selbst für den erfahrenen Seelsorger, hier und da die durch Erfahrungen sich angeeignete Praxis wieder mit den Grundsätzen der Theologie an der Hand eines bewährten Buches zu vergleichen. Um so höher ist daher auch das Verdienst der Werke zu stellen, welche als zuverlässige Ratgeber in diesem Punkte gelten können. Wohl existieren mehrere derartige, durch Alter erprobte und doch noch nicht veraltete Ratgeber; allein es stellt sich dennoch von Zeit zu Zeit das Bedürfnis ein, auch auf neuere Zeitverhältnisse Rücksicht zu nehmen und auch diesen das pastorelle Verfahren anzupassen. Das war in recht anerkennenswerter Weise vor mehreren Decennien von dem jetzt vereinigten Verfasser des oben genannten Werkes geschehen. Reiche Erfahrung, große Belesenheit, praktisches Urteil und brennender Seeleneifer spiegelte sich ab in dem Werke, mit welchem er die Literatur der Pastoral bereichert hat. Doch bedurfte auch das genannte Werk erneuter Durchsicht.

Die neuen Herausgeber haben daher eine höchst dankenswerte Aufgabe übernommen, indem sie sich zur Neubearbeitung entschlossen haben, aber ganz im Geiste des ersten Verfassers und in seinen Fußstapfen geblieben sind. Besonders darf der II. Teil hervorgehoben werden, in welchem die verschiedenen Gattungen der Weichtinder nach einer ganzen Reihe von Klassifikationen zur Sprache kommen. Beispielsweise zeigen die Bemerkungen über die Behandlung der Kinder, der Armen, der Kranken und mit körperlichen Gebrechen Befallenen, der Gefangenen u. s. w. sowohl die kluge Erfahrung, nach welcher alles bemessen ist, als auch den echt priesterlichen Geist, der es durchweht.

Im Interesse des Werkes seien ein paar Punkte notiert, die noch einer Verbesserung oder Erläuterung bedürften: Aus S. 47 und 399 f. wird man eine Pflicht für die Stummen herauslesen, behufs der Beicht die Sünden zu schreiben; ratsam mag dies sein, eine Pflicht ist kaum nachweisbar. Nach S. 90 würde eine auf sichere Voraussetzung hin unterstellte Jurisdiktion zur Gültigkeit der sakramentalen Vossprechung genügen; die römischen Dekrete lassen es jedoch stark bezweifeln, ob die Notwendigkeit die Befugnis in Händen zu haben bloß die Erlaubtheit oder nicht vielmehr auch die Gültigkeit betrifft. S. 3 wird wohl aus Versehen das alte Recht als noch bestehend erwähnt, nach welchem von der päpstlich reservierten Exkommunikation im Behinderungsfalle allgemein der Bischof absolvieren konnte. S. 222 wird behauptet, daß die Erlaubnis des Weichtindes selbst das Weichtiegel bezüglich des Komplex nicht löse. Das kann nur richtig sein, wenn das Weichtind die Erlaubnis mit jener Be-

schränkung erteilt hat. Denn das Beichtsiegel bindet nur zugunsten des Beichtfindes und abhängig von ihm; jedoch kann unabhängig davon die Pflicht des natürlichen Geheimnisses obwalten. S. 413 f. wird nach der Erteilung der heiligen Delung in der vom heiligen Offizium gebilligten kurzen Form die bedingte Wiederholung in der längeren Form der Salbung aller einzelnen Sinne gefordert. Da die kurze Form jetzt unzweifelhaft gültig ist, dürften die früher propabeln Ansichten über Gültigkeit und Ungültigkeit in Wegfall gekommen sein und für die bedingte Wiederholung kein Grund mehr vorliegen. Anderes weniger Wichtiges möge übergangen werden.

Balkenburg (Holland).

Aug. Lehmkühn S. J.

3) **Staatslexikon**. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem in Köln. Erster Band: Abandon bis Elsaß-Lothringen. Lex. 8°. X S. n. 1584 Sp.). Freiburg 1908. Herdersche Verlagshandlung. M. 15.— = K 18.—, gbd. in Halbfranz M. 18.— = K 21 60.

Kaum ist Herders vorzügliches Konversationslexikon vollendet und der Benützung des Publikums übergeben, liefert die rührige Verlagshandlung auch schon den ersten Band des Staatslexikons in dritter Auflage. Wie bekannt, liegt die erste und vornehmste Aufgabe des Staatslexikons in der Stellungnahme zu den Fragen der Weltanschauung. „Das Hauptgewicht wird auf die Erörterung der fundamentalen Begriffe von Religion und Moral, Recht und Gesetz, natürlichem und positivem Recht, von Staat und Kirche, Familie und Eigentum zu legen sein“, heißt es im Vorwort zur ersten Auflage. Diesem Programm ist auch die dritte Auflage treu geblieben. Aber auch der Behandlung volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Fragen wendet das Staatslexikon eine besondere Aufmerksamkeit zu.

Überall zeigt sich das Bestreben der Redaktion und der einzelnen Autoren, ein vollkommen auf der Höhe der Zeit stehendes wissenschaftliches Werk zu bieten. Die neue deutsche Börsengesetzgebung, der Arbeitskammergesetzentwurf, die Novelle zum Unterstützungswohnsitz (beim Artikel Armenpflege) finden in gleicher Weise ihre kritische Darstellung wie die Probleme der Rückwanderung. Die Einführung des Verhältniswahlrechtes bei den bayerischen Kommunalwahlen, die Einführung der Elektrizität im badischen Eisenbahnverkehr, die Verstaatlichung der österreichischen Nordbahn sind schon gewissenhaft vermerkt.

Neu aufgenommen wurden u. a. die Artikel Altruismus (Ettlinger), Anarchismus (Sacher), Arbeiterausschüsse (Koch), Arbeitsnachweis (Wagner), Ausstellungen (Huch), Autorität (v. Hertling), Bibliotheken (Kothe), Bodenreform (Sacher), Dienstvertrag (Eggler). Daneben sind zahlreiche Artikel der zweiten Auflage durch vollständig neue, zum Teil aus der Feder anderer Autoren, ersetzt worden; es seien nur genannt Eid (A. Knecht), Ehe und Eherecht (Feyer), Bekenntnisfreiheit (Hohle), Beichtgeheimnis (Triebs), Baulast, kirchliche (Ebers), Auswanderung (Sacher). Die aus der zweiten Auflage übernommenen Aufsätze haben gleichfalls eine mehr oder weniger vollständige Umgestaltung durchgemacht, sei es durch Berücksichtigung der neueren Zeitereignisse, der veränderten rechtlichen, wirtschaftlichen oder statistischen Grundlagen, sei es durch Ausschaltung unwesentlicher Ausführungen und eine schärfere Begrenzung des Gegenstandes, sei es durch eine Erweiterung der Darstellung, zum Teil um das Doppelte des Raumes der zweiten Auflage. Diese Revision ist teils von den Autoren der früheren Aufsätze, teils von anderen Herren vorgenommen worden. Aus der großen Reihe der Artikel, die nur zum geringen Teil Ausführungen der zweiten Auflage verwerten, meist aber eine Neubearbeitung darstellen, seien nur die großen Aufsätze über Adel (Beyerle), Armenpflege (Fasbender), Banken (Sacher), Bergwesen (Kellen), Bevölkerung (Chrler), Börse (Fülles), Bürgerstand (Beyerle), Ebenbürtigkeit (Baumgartner), Eisenbahnen (Am Zehnhoß) genannt.

Dem Verleger sind somit recht viele Abnehmer zu wünschen. Das Werk ist nicht bloß eine Zierde der Bibliothek, sondern eine Fundgrube nützlichen, wenn nicht notwendigen Wissens.

Linz.

Dr. M. Siptmair.

- 4) **Venerabilis Servi Dei Francisci Josephi Rudigier**, Episcopi Linciensis, Exercitia Spiritualia, edita a Francisco Maria Doppelbauer, Episcopo Linciensi. Editio quarta anno 1908. Lincii, apud administrationem editionis, Via Rudigier, n. 10. 8°. VIII et 252 pag. K 2.40.

Wenn schon in der Vorrede zur ersten Auflage mit Recht behauptet werden konnte, daß der Name des Verfassers genug zur Empfehlung diene, so gilt dies jetzt noch um so mehr, da die Kirche ihm schon den Namen Venerabilis zuerkannt hat. Auch die reiche Folge der drei ersten Auflagen (1. November 1886, 24. Februar 1887, 12. Oktober 1887) bestätigt die große Brauchbarkeit dieser Priesterexerzitien, und zwar sowohl für Vorträge, als auch wohl noch mehr für Privatbetrachtungen. Was den Inhalt betrifft, geben sie die ewigen Wahrheiten mit großer Klarheit und Salbung, meistens mit Worten der heiligen Schrift selbst, ohne andere rhetorische Zutat, als die Wärme des apostolischen Eifers. Die Form ist dieselbe geblieben wie im ursprünglichen Texte. Die Exerzitien entstanden nämlich aus den Vorträgen, welche der ehrwürdige Verfasser als Spiritual-Direktor des Fräntaneums in Wien in der Karwoche des Jahres 1846 gehalten hat. Dazu sind schon in der ersten Auflage zwei Exhorten angefügt worden, welche derselbe zu Beginn des Studienjahres an seine priesterlichen Zuhörer De studio sanctitatis gehalten hat; in der dritten und somit auch in der vierten Auflage sind denselben noch je zwei Vorträge beigegeben: de sacrificio missae und ad cultum B. V. Mariae. Für ein Triduum exercitiorum sind somit je zwei Betrachtungen berechnet und zwar für den 1. Tag: Introductio und de nostra destinatione, für den 2. Tag: de peccato und de morte et iudicio, für den 3. Tag: de inferno und de coelo, aber es lassen sich (als Considerationes) der Reihe nach je zwei der genannten Exhorten eingliedern, so daß jeder Tag mit vier Uebungen bedacht werden kann. Gewiß wird auch diese vierte Auflage, deren Herausgabe der hochwürdigste Nachfolger im Amte des von ihm innigst verehrten großen Bischofs noch kurz vor seinem Tode (2. Dezember 1908) veranlaßt hat, der reiche Segen Gottes begleiten, damit die in diesen Exerzitien niedergelegten Grundsätze im Denken und Handeln des von beiden geleiteten Klerus immer lebendig fortwirken zu Gottes Ehre und der Seelen Heil.

Linz-Freinberg.

P. Georg Kolb S. J.

- 5) **Das geistliche Leben**. Blumenlese aus den deutschen Mystikern und Geistesfreunden des 14. Jahrhunderts. Von P. Heinrich Seuse Denifle O. Pr. Sechste Auflage, bearbeitet von P. Reginald M. Schultes O. Pr. Graz. 1908. Moser. (XV, 656 S.). Brosch. K 3.60, geb. K 4.80.

Im Jahre 1873 veröffentlichte der berühmte Dominikaner zum erstenmal diese Blumenlese. Ungefähr 2500 Stellen aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts hatte der fleißige Ordensmann zusammengestellt unter Zugrundelegung der bekannten drei Wege, sie zu einem Ganzen vereinigt und auf 107 Kapiteln verteilt. Die beiden zumeist benützten Mystiker sind Tauler und Heinrich Seuse.

P. Denifle konnte noch persönlich die vierte Auflage besorgen. Im Jahre 1904 übertrug der vielbeschäftigte Gelehrte die Revision der fünften Auflage seinem Ordensbruder P. Reginald, der auch die vorliegende sechste Auflage besorgte.

Wie das herrliche Büchlein seinem Verfasser selbst, dem unermüdblichen Kämpfer für die Sache Gottes, Trost und Freude in bitteren Stunden bereitere,

so dürfte auch sonst manch anderes Menschenkind aus dieser Lektüre ähnlichen Nutzen gezogen haben und noch immer ziehen.

Man spricht in unseren Tagen so gern von Reform. Nun ja! P. Denifle, der gewiegte Kenner des Mittelalters und der Neuzeit meint im Vorworte zur ersten Auflage: „Innere Sammlung und Entsagung sind die zwei Hauptmittel zu einer Reform unseres Jahrhunderts und ihnen begegnen wir beinahe auf jeder Seite der deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts und darum sind sie, wenn je, so in unserem Jahrhundert zeitgemäß.“

Mautern.

P. Jos. Höller C. Ss. R.

- 6) **Das Leben Mariä**, der jungfräulichen Mutter Gottes. Von J. P. Silbert. Dritte Auflage mit einem Stahlstiche und einer Beigabe: Tagzeiten von der unbefleckten Empfängnis. Regensburg. Verlagsanstalt Manz. 4^o. 316 S. Früher M. 5.40 = K 6.48, jetzt M. 1.80 = K 2.16.

Diese Zeilen sollen dazu dienen, genanntes Werk der Vergessenheit zu entreißen. In klarer, einfacher Weise wird das Leben der jungfräulichen Mutter Gottes geschildert.

Im ersten Buche wird Maria uns vor Augen geführt in der ewigen Idee Gottes u.; das Weib mit der Sonne bekleidet. Weissagungen. Die Empfängnis Mariens, ihre Geburt und Opferung im Tempel.

2. Buch: Maria im Tempel; ihr inneres Leben; Gelübde der Jungfräulichkeit; Tod ihrer Eltern; Vermählung mit Josef.

3. Buch: Von der Verkündigung bis zur Reise nach Bethlehem.

4. Buch: Geburt und Darstellung Jesu im Tempel.

5. Buch: Flucht nach Aegypten. Rückkehr. Stilleben zu Nazareth. Tod des heiligen Josef.

6. Buch: Maria während des öffentlichen Lebens Jesu bis zu Beginn seines Leidens.

7. Buch: Maria während des Leidens und der Verherrlichung ihres göttlichen Sohnes; ihr glorreicher Tod und ihre Aufnahme in den Himmel.

8. Buch: Geschichtliche Darstellung der Marienverehrung. Tagzeiten von der unbefleckten Empfängnis. S. 273—296. Gedächtnis der Feste der seligsten Jungfrau. S. 299—313.

Manche Partien sind etwas kurz und trocken ausgefallen. Josef hat seine Braut bis Jerusalem begleitet und ist dann zurückgekehrt. S. 105. Dieser Ansicht stimmen wir nicht bei. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß Josef seine zarte jungfräuliche Braut bis zu Elisabeth begleitete. Hier ist jedoch nicht der Platz, dies weiter auszuführen.

Im übrigen ist das genannte Werk sehr zu empfehlen. Der Preis ist sehr gering.

Neumarkt, Südtirol.

P. Camill Bröll O. Cap.

- 7) **Handbuch für den Unterricht in der Liturgik** oder Darstellung des katholischen Kirchenjahres in seinen heiligen Zeiten und Festen, Gebräuchen und Ceremonien, Erklärung sämtlicher Evangelien und ausführlicher Unterricht über die heiligen Handlungen, insbesondere die heilige Messe und die heiligen Orte.

Zum Gebrauche für Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten bearbeitet von Jos. Schiffels, Rektor. Dritte, vielfach verbesserte Auflage. Mit in den Text gedruckten Figuren. Paderborn 1908. Ferd. Schöningh. Gr. 8^o. X und 469 S. M. 5.60 = K 6.72.

Der Verfasser mag wohl selbst das Irreführende und Ungenügende des Obertitels gefühlt haben, da er denselben durch den langen Untertitel so weitläufig erklären zu müssen glaubte. In der Tat handelt es sich nicht um ein

Handbuch der Liturgik im gewöhnlichen Sinne. Der weitaus größte Teil, bis S. 390, behandelt das Kirchenjahr; daselbe wird aber nicht nur vom liturgischen Standpunkte aus besprochen; vielmehr ist ein großer Teil der homiletischen Erklärung den Perikopen gewidmet; auch die Lebensgeschichten der Heiligen wurden kurz skizziert. Die Beziehungen, welche der Verfasser zwischen der kirchlichen Zeit und den jeweiligen Perikopen zu finden meint, sind wohl öfters zu weit hergeholt und entprechen nicht immer der Wirklichkeit. Trotz der „Erweiterung und Vertiefung des Werkes nach der wissenschaftlichen Seite hin“ (Vorr.) wäre in einer eventuellen vierten Auflage gerade von diesem Standpunkte aus noch manches zu verbessern. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, soll nur auf eine grundlegende Forderung aufmerksam gemacht werden, deren Erfüllung sich von selbst in allen Einzelheiten bemerkbar machen würde. Soll nämlich das Buch wirklich den liturgischen Unterrichtsstoff in seinem ganzen Umfange bieten, so daß der Lehrer nicht darauf angewiesen ist, bei seiner Präparation mehrere Hilfsbücher zu benutzen (Vorr.), soll es dabei ferner ein für die angehenden Lehrer wissenschaftlich wertvolles Hilfsbuch sein, so müssen die einzelnen Behauptungen und namentlich die historischen Notizen wenigstens mit einigen Quellenangaben belegt werden. Dann würde z. B. die Bemerkung S. 391 über die liturgische Gewandung im Alten und Neuen Bund sich von selbst als unhaltbar erweisen. Auch einige Literaturangaben wären strebsamen Lehrern gewiß sehr willkommen.

Die praktische Verwendbarkeit des Buches richtet sich nach den Bedürfnissen der verschiedenen Stufen. Wo man in der vom Verfasser besprochenen Weise Perikopenstunden zu halten hat, da ist das Handbuch ganz an seinem Platze. Allgemeine Beachtung verdient die Bemerkung S. 24, daß mit den Schulgebeten regelmäßig, z. B. je nach den Wochentagen abgewechselt werden soll. Auch die Kirche bringt täglich Wechsel in ihre offiziellen Gebete; wie soll denn ein Schulkind an ewig gleichen Schulgebeten Freude haben?

Innsbruck.

Otto Drinkwelder S. J.

- 8) **Jugendschule.** Anleitung zur christlichen Vollkommenheit. Drei Bände, dritte Auflage von P. Johannes Janssen, Priester der Gesellschaft des göttlichen Wortes. Stehl. Missionsdruckerei. Gbd. M. 9.50 = K 11.40.
- 9) **Der Freund am Krankenbette.** Ein Beispielbuch für kranke und leidende Christen. Von Reinhold Albers. Zwei Bände. Zweite Auflage. Stehl. Missionsdruckerei. M. 2.20 = K 2.64.

C) Ausländische Literatur.

Ueber die französische Literatur im Jahre 1908.

Sauvé (Ch. L. S.). *Le Chrétien intime. Les litanies du sacré Coeur de Jésus.* (Der innere Christ. Die Litaneien zum heiligsten Herzen Jesu.) Paris, Vic et Amat. 8°. XI. 406 S.

Herr Ch. Sauvé hat vor längerer Zeit ein Werk, *Le Culte du sacré Coeur*, herausgegeben, das in religiösen Kreisen sehr beifällig aufgenommen wurde. Die jetzt erschienene Schrift ist eine Fortsetzung des ersten Werkes. Als Empfehlung des neuen Werkes möge es genügen, aus dem sehr lobreichen Breve, welches Pius X. am 10. Mai 1908 an den Verfasser richtete, folgende Worte hier beizufügen: „Die Leser werden mit Freuden anerkennen, daß dieser neue Band eine ehrenvolle Stelle einnimmt in einer Reihe von Werken, da er sich durch den Reichtum und die Gründlichkeit der Gedanken, durch deren Korrektheit,

durch einen schwungvollen Stil und die fromme Begeisterung für seinen Gegenstand auszeichnet.“

Neubert (Dr. E.). *Marie dans l'Eglise antenicéenne.* (Maria in der vor-nizäischen Kirche.) Cubalda. 8°. XVI. 284 S.

L'abbé Neubert, Dr. der Theologie (Freiburg, Schweiz) hat in vor-
trefflicher Weise den Grund zu einer Theologie, soweit Maria mit der Lehre
über Gott in Berührung steht, geliefert. Die Schrift ist besonders gegen prote-
stantische Theologen gerichtet. Beurath versetzt den Anfang der Verehrung Mariens
ins fünfte Jahrhundert: damals habe sie so überhand genommen, daß sie selbst
die Anbetung Christi und des himmlischen Vaters zurückdrängte. Möhr gewährt
dem Marienkultus ein höheres Alter, indem er denselben als eine Verschmelzung
der Astarte- und Demeterverehrung angesehen haben will. Diese und ähnliche
abjurden und unkritischen Ansichten werden vor allem gehörig widerlegt. In der
Abhandlung selbst wird zuerst gesprochen von Maria als Mutter der mensch-
lichen Natur Christi. Dadurch wird bewiesen, daß Christus wahrhaft Mensch
war gegen die Doketen und die Gnostiker, wie es übrigens schon Ignatius von
Antiochien, Justin, Irenäus, Tertullian getan haben. Von großer Bedeutung
ist die *conceptio virginalis*; die Gottheit Christi verlangt dieselbe unbedingt.
Gegner waren die Ebioniten und zum Teil die Adoptionisten. Hauptverteidiger
war Origenes, übrigens auch schon der damalige Sprachgebrauch der Kirche.
Der Glaube, daß Maria Mutter Gottes, Mutter der mit der menschlichen Natur
innigst vereinigten zweiten Person (Sohnes Gottes) der heiligsten Dreifaltigkeit
sei, gehörte immer zur Rechtgläubigkeit, wenn auch der Ausdruck *theotokos* erst
durch das Konzil von Ephesus allgemein gebräuchlich wurde. Im *symbolum*
so im Tauffymbolum des vierten Jahrhunderts in Rom) wurde Maria immer
als solche anerkannt.

Hierauf werden die Mysterien der Gnade besprochen. Als erstes führt
der Verfasser die Jungfräulichkeit vor und nach der Geburt Christi an und
zugleich deren Gegner und Verteidiger. Eine andere Gnadengabe Mariens ist
die Heiligkeit (Vergleich mit Eva), ferner ihre Kooperation beim Erlösungswerke
(Justin, Irenäus). Endlich erklärt uns der Verfasser, wie es komme, daß in
den Jahrhunderten die Marienfeste noch nicht gefeiert wurden, und daß wir
überhaupt in Betreff der Verehrung und Anrufung Mariens weniger alte Dok-
umente haben, als uns lieb ist. Der Hauptgrund, warum die Marienverehrung
in den ersten Zeiten zurücktritt, ist natürlich der Umstand, daß es sich im Anfang
besonders um den Glauben an Christus als Sohn Gottes und Erlöser der
Menschheit handelte, und denselben zu verbreiten und zu befestigen. Dafür litten
und starben auch die Märtyrer.

Quentin (Dom. Henri). *Les martyrologues historiques du moyen âge. Etudes sur la formation du martyrologue romain.* (Die historischen Martyrologien. Studien über die Bil-
dung des römischen Martyrologiums.) Paris, Lecoffre. 8°. XIV. 745 S.

Historische Martyrologien werden diejenigen genannt, welche nicht bloß
die Namen der Heiligen mitteilen, sondern einen kleinen Auszug aus der Lebens-
geschichte, aus der Biographie, oder auf die Heiligen bezügliche Dokumente an-
geben. Der Verfasser hat die schwere und mühevolle Arbeit übernommen, die
historischen Martyrologien, von Beda Venerabilis angefangen, der als der Vater
der historischen Martyrologien angesehen wird, kritisch zu untersuchen. Seine
Untersuchung geht bis auf Wuarodus, von dem das jetzige römische Martyro-
logium her stammt. Dom. Quentin hat die Aufgabe glücklich gelöst. Sogar die
Holländisten, welche in diesem Fache die erste Autorität sind, spenden der Arbeit
großes Lob. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser dem *martyrologium*
Viennense (von Aldo von 850—860). Schließlich bemerkt der Verfasser, man
würde zu weit gehen, das Martyrologium als unfehlbar, als über alle Zweifel
erhaben, hinzustellen; aber ebenso ist es nach seiner Ansicht verweigen, ohne rich-
thaltige Gründe die Ausgaben des Martyrologiums zu bestreiten. Die Kirche, sagt

er, übernimmt für allfällige Irrtümer, welche darin vorkommen können, keine Verantwortung.

Goyan (George). *Sainte Mélanie* (383—439). Die heilige Melania 383—439.) Paris, Lecoffre, Cubalda. 8°. X. 241 S.

Die Grundlage dieser schönen Publikation bildet die Biographie des Kardinals Rampolla, welcher in der Bibliothek des Escurial eine bisher unbekannte Biographie der heiligen Melania, welche dem Ende des neunten Jahrhunderts angehört, entdeckte. Der Verfasser hat übrigens andere, alte und neue Werke, welche von den Heiligen handeln, benutzt. Die Schrift des Kardinals Rampolla ist nur wenigen zugänglich; durch diese Arbeit wird sie allgemein bekannt, wofür dem Verfasser Dank gebührt. Das Buch enthält daher nova et vetera.

Die heilige Melania stammte aus dem hochangesehenen Geschlechte der Valerii. Ihre Eltern waren sehr reich; sie besaßen eine schöne Villa auf dem Monte Coelio. Melanias Eltern waren eifrige Christen; aber andere nahe Verwandte waren noch Heiden. Melania erhielt eine liebevolle, aber doch strenge Erziehung. Sie wurde mit Pinius, der noch ein Heide war, vermählt. Durch eifriges und anhaltendes Gebet erreichte sie, daß ihr Gemahl als guter Christ starb. Nun konnte sie ihr Vorhaben, sich ganz dem armen Heilande zu opfern, ausführen. Trotz des Widerstandes von Seiten des Vaters legte sie alle Gegenstände des Luxus weg. Den Armen, ihren Brüdern, gab sie reiche Spenden, den Sklaven schenkte sie die volle Freiheit. Dann begab sie sich, um Gutes zu wirken, an die Küsten von Afrika. Dort fand sie den heiligen Augustin, welcher sie aufmunterte, Klöster zu gründen. Zu dieser Zeit verwüstete Marich Italien. Die heilige Melania betete ohne Unterlaß und verrichtete viele Bußwerke, um Gott für ihr liebes Vaterland um Barmherzigkeit anzurufen. Bald nachher begab sie sich nach Aegypten, wo damals viele heiligmäßige Einsiedler lebten, und von da nach Jerusalem. Dort führte sie nun zwölf Jahre lang ein sehr zurückgezogenes Leben. Gegen die Pelagianer, sowie später gegen die Nestorianer trat sie entschieden für die katholische Wahrheit ein. Auf dem Delberg gründete sie ein Frauenkloster. Sie war dort die Lehrmeisterin aller Tugenden, hielt alle Irrlehren ferne und führte dort die römische Liturgie ein. In Jerusalem selbst gründete sie ein Kloster für Männer. Bei einer dritten Stiftung, die sie unternahm, unterlagen ihre Kräfte. Sie starb, wie sie gelebt hatte, als wahre Heilige. Gott hatte sie schon bei Lebzeiten mit der Wundergabe ausgezeichnet. Schließlich wird noch die Verehrung geschildert, welche der Heiligen nach ihrem Tode zu teil wurde. — Es wären noch andere durchaus empfehlenswerte Schriften zu besprechen; der Raum fehlt uns jedoch. Wir wollen sie jedoch wenigstens anzeigen:

Cothoney (R. P.). *Les XXVI martyrs des missions dominicaines à Tonking*. (Die 26 Märtyrer der Dominikaner-Missionen. [Von Leo XIII. am 7. Mai 1900 selig gesprochen.])

Beaugrand (Augustin). *Un pèlerinage au IV^{ième} siècle. Sainte Lucie à Catane* (5 Février 304). (Eine Wallfahrt im 4. Jahrhundert. Die heilige Lucia zu Catania (5. Febr. 304.) Paris, Librairie des Saints Pères. 8°. 86 S. Illustriert.

Bouillot (R. P. A. M.). *Sainte Hélène*. (Die heilige Helena.) Paris, Lecoffre-Cubalda. 8°. XVI. 173 S.

Biron (R. P. Dom. Réginald). *Saint Pierre Damien* 1007—1072. (Der heilige Petrus Damian 1007—1072.) Paris, Lecoffre. 8°. XII. 304 S.

Flavigny (Comtesse de). *Sainte Brigitte de Suède*, sa vie, ses révélations et ses oeuvres. (Die heilige Brigitta von Schweden, ihr Leben, ihre Offenbarungen und ihre Werke.) Paris, Ordin. 8°. XII. 619 S.

Neuffels (Herbert C. M.) *Les Martyrs de Gorkoum.* Die Märtyrer von Gorkum.) Paris, Lecoffre-Cubalda. 12°. 200 S.

Bolay (R. P.) *Vie du Vénérable Jean Eudes, Instituteur de la congrégation de Jésus et Marie et de l'ordre de Notre Dame de Charité.* (Leben des ehrwürdigen Johann Eudes, Gründer der Kongregation von Jesus und Maria und des Ordens von Unserer Lieben Frau der Liebe.) Paris, Haton. 8°. 509 S.

Gehen wir über zur Prosageschichte. Es sind diesmal etwas weniger Werke aus diesem Zweige zu melden. Ueber das Altertum haben wir:

Martin (Albert). *Notes sur l'ostracisme dans Athènes.* Bemerkungen über den Ostrazismus in Athen.) Paris, Kinksteck. 4°. 64 S.

Es gibt unter den Lesern dieser Zeitschrift wohl noch viele, welche sich gerne an die Zeiten erinnern, wo die Mäusen des Herodot, die Parajangen Xenophons, die Schlachten des Thukydides u. s. w. ihre Lieblingsbeschäftigung waren. Für sie und für alle Freunde der griechischen Geschichte ist die oben angeführte Abhandlung von großem Interesse. Der Ostrazismus Athens ist noch in mancher Beziehung wenig aufgeklärt. Das kommt ohne Zweifel daher, daß die Geschichtschreiber erst später, als er nicht mehr angewendet wurde, ihre Aufmerksamkeit demselben schenken, zur Zeit, als er nur noch eine historische Erinnerung war. Am bekanntesten sind die Ostrazismuskälle von Aristides, Thukydides und Simon. Von diesen ausgehend machte der Verfasser seine Studien. Die Einzelheiten derselben lassen sich nicht gut in einem Auszuge geben; wir beschränken uns daher auf die Resultate seiner Forschungen. Es ist nicht möglich, das Gesetz, welches unter Klisthenes über den Ostrazismus erlassen wurde, genau anzugeben. Der Ostrazismus hatte eine Strafe, und zwar eine zehnjährige Verbannung zur Folge. Dieselbe wurde vom Volke selbst verhängt, jährlich einmal, nach dem Vorschlag der Prytanen, wofür wenigstens 6000 Stimmen die Strafe verlangt hatten. Die Abstimmung war eine geheime und geschah unter dem Vorsitz der Archonten und dem Rat der Fünfhundert. Der Ostrazismus war keine kriminelle Strafe; er hatte nichts zur Folge als das Exil. Die Grenzen waren bestimmt, über welche hinaus der Betreffende gehen mußte. Der Ostrazismus war eine außergewöhnliche Maßregel.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß durch diese Maßregel oft Bürgerkriege verhütet wurden. Er sagt ferner mit Recht, daß man auch jetzt noch zuweilen eine Art Ostrazismus gegen Kronprätendenten und andere (Jesuiten!) ausüben und somit kein Recht habe, den Athenern deshalb Vorwürfe zu machen.

Von der Geschichte des Altertums gehen wir über zum Anfang des Mittelalters:

Martroyer (F.). Genséric. *La conquête Vandale en Afrique et la destruction de l'Empire d'Occident.* (Genserich. Die Eroberung der Vandalen in Afrika und der Untergang des weströmischen Reiches.) Paris, Haclatt. 8°. 392 S.

Ein früheres Werk des Verfassers, „Die byzantinischen Goten und Vandalen“, war gleichsam eine Vorarbeit für diese Geschichte. Hier handelt es sich um die Vandalen und ihren König Genserich. Diese Arbeit ist um so verdienstvoller, als noch wenige Historiker sich mit diesem Thema eingehend beschäftigt haben. Der Verfasser hat darüber wirklich gründliche Studien gemacht. Eine längere Einleitung handelt über Afrika vor dem Einfall der Vandalen im vierten Jahrhundert. Sodann schildert er das allmähliche Vorrücken der Vandalen, das Benehmen der römischen Feldherren Bonifazius und Aëtius, des heiligen Augustin. Bei diesem Anlaß werden die Beziehungen des heiligen Augustin zu Rom, zu Konstantinopel, zu den Barbaren, seit 412 mit Attila und den Hunnen besprochen. In Betreff der kriegerischen Ereignisse erfahren wir wenig Neues, um so mehr aber über die Verwaltung und die Regierungsweise des Königs Genserich. Darüber

schwiegen bisher die Geschichtschreiber. Auch über die Verwaltung des römischen Reiches (Orient und Okcident) und verschiedene Einrichtungen desselben gibt uns der Verfasser wertvolle Nachrichten.

Wir kommen zur Revolutionszeit:

Lenstre (G.). *La fille de Louis XVI, Marie Thérèse. Le Temple. L'Echange. L'Exil.* (Die Tochter Ludwigs XVI., Maria Theresia. Der Tempel. Der Austausch. Das Exil.) Paris, Perrin. 12°. 389 S. Mit Plänen.

Nach dem Sturze Robespierres trat in der Verfolgung und Behandlung der Royalisten eine Milderung ein, so auch im Temple, dem großen Staatsgefängnis, wo sich auch die unglückliche Tochter des unglücklichen Königs befand. Aus verschiedenen Städten, besonders von Orleans, erhielt die Regierung Bittschriften, welche um die Freilassung der unglücklichen Königstochter baten. Nach dem Tode ihres Bruders Ludwig XVII. beantragte man, sie gegen die in Oesterreich gefangen gehaltenen französischen Gesandten auszutauschen. Die Unterhandlungen dauerten lange. Am 18. Dezember 1796 konnte die Unglückliche endlich den Kerker verlassen und die Reise ins Ausland antreten. Um die Reise der Prinzessin möglichst genau schildern zu können, hat der Verfasser nach etwa 100 Jahren sie selbst gemacht und in allen Städten und Dörfern sich aufgehalten, wo die Prinzessin kürzere oder längere Zeit verweilte. In mehreren Städten wurde sie erkannt; da gab es dann rührende Szenen. In Basel fand der Austausch statt. Von dort ging die Reise unter der Leitung des Prince de Gavre, Obersthofmeister des Kaisers, nach Wien, wo sie am 29. Jänner 1796 ankamen. Die Königstochter erhielt sogleich eine Wohnung in der Hofburg. Diese war allerdings freundlicher als die Zelle im Temple, aber die Ueberwachung war ebenso streng. Niemand durfte mit ihr sprechen, nicht einmal die Damen, welche sie begleitet hatten. Selbst der Kardinal de la Fare, Gesandter Ludwigs XVIII. beim Kaiser, wurde nicht vorgelassen. Warum diese Behandlung? Vielsache Gerüchte wurden verbreitet, so: man wolle sie mit dem Erzherzog Karl vermählen; so käme ein großer Teil des Vermögens der Bourbonen an das Haus Habsburg, Erzherzog Karl sollte König von Frankreich werden u. s. w. Tatsache ist, daß der kaiserliche Hof ein Verzeichnis aller Besitzungen der Bourbonen zusammenstellen ließ. Der Verfasser fand es unter den Schriften des Kardinals de la Fare und teilt es mit. Erst als sich herausstellte, daß alle diese Pläne unrealisierbar seien, durfte die Prinzessin sich zu ihrem Oheim, Ludwig XVIII., nach Mittau begeben. Ihr Charakter, der ursprünglich ein heiterer war, wurde durch die vielen Leiden, Entbehrungen, Enttäuschungen ein düsterer.

Grandmaison (Geoffroy de). *L'Espagne et Napoléon 1804—1809.* (Spanien und Napoleon 1804—1809.) Paris, Kon. 8°. 519 S.

Unter den vielen großen Fehlern, welche Napoleon beging, war nicht der geringste, daß er seinen Bruder Josef zum König von Spanien machen wollte. Er bedachte nicht das Unrecht, das er an der Dynastie und dem edlen Volke beging. Er bedachte nicht, daß seine Brüder der schweren Aufgabe nicht gewachsen seien, da sie weder seine militärischen, noch administrativen Talente besaßen. Auf St. Helena sah er seinen Fehler ein und war sogar der Ansicht, die alten Dynastien wären ihm ergebener und willfähriger gewesen als seine Brüder, wenn er sie als Bundesgenossen behandelt hätte.

Herr von Grandmaison hat schon ein Werk über ein verwandtes Thema (die Geschichte des französischen Gesandten in Madrid) geschrieben und dabei die französischen und spanischen Archive durchforscht (es wurde auch in dieser Zeitschrift besprochen). Er war somit für diese Arbeit vorbereitet. Gründlichkeit, genaue unparteiische Darstellung, interessante, schöne Schilderung der Schlachten, alter Vorfälle, machen, daß auch der, welcher das Wesentliche schon kennt, das Buch mit Interesse lesen wird. Auch Neues bietet das Werk nicht wenig, da es über dieses Thema das erste Spezialwerk ist.

Guide d'action religieuse. (Führer bei der religiösen Bewegung.) Herausgegeben von der Action populaire. Paris, Lecoffre. 8°. 414 S.

Unter den Schriften, welche sich mit der Rekonstruktion Frankreichs beschäftigen, ist wohl die vorliegende (Guide d'action religieuse) die wichtigste. Das geht daraus hervor, daß bald nach ihrem Erscheinen sie von mehr als 60 Bischöfen den Gläubigen empfohlen wurde. Zur Grundlage dienen dem Verfasser die Worte, welche Pius X. zum Bischof von Grenoble gesagt hat: „Verkündiget und hört nicht auf, es zu wiederholen, man muß vor allem zurückkehren zum christlichen Leben, da ist das Heil, und nur da.“ In der Einleitung werden die betreffenden Dekrete, Erlässe u. d. P.äpste, Reden und Schriften der Bischöfe und hervorragender Katholiken angeführt. Hierauf wird der Grundsatz aufgestellt, das Werk soll ein organisierendes, ein bildendes sein. Man muß das Errungene erhalten, verteidigen und vermehren. Wie das zu geschehen habe, bildet den Hauptinhalt des Werkes. Im einzelnen werden dann Belehrungen und Ermahnungen über die religiöse Erziehung der Kinder, der Schuljugend männlichen und weiblichen Geschlechtes, der reiferen Jugend, über die Pflege des religiösen Sinnes bei Erwachsenen, Frauen und Männern, erteilt und zwar sehr kluge, zweckmäßige. Schließlich werden die Volksmissionen, die Exerzitien, verschiedene Bruderschaften und Vereine sehr schön besprochen und warm empfohlen.

Gehen wir über zur Philosophie:

Lahr (P. C.). *Eléments de philosophie scientifique et de philosophie morale.* (Elemente der wissenschaftlichen Philosophie und der Moralphilosophie.) Paris, Beauchesne. 8°. XVI. 405 S.

In Frankreich (vielleicht auch anderwärts) wird in den Staatschulen der Philosophie zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Logik, Psychologie, Metaphysik, Theodicee werden wenig oder gar nicht behandelt. Diese große Lücke sucht P. Lahr durch sein Werk auszufüllen. Seine Arbeit zeichnet sich durch Klarheit, Präzision, kurze, aber genügende Auseinandersetzung und Lösung der Schwierigkeiten aus. In den Etudes (des Pères Jésuites) wird daselbe bestens empfohlen.

Danton (Gustave). *L'éducation d'après Platon.* (Die Erziehung nach Plato.) Paris, Alcan. 8°. XXI. 299 S.

Da gegenwärtig alles über Erziehung spricht und schreibt, ist es interessant, zu vernehmen, welche Ansichten der große Denker Plato darüber habe. Das hat Herr Danton mit großem Fleiß aus allen Schriften Platons zusammengetragen. Mit Recht sagt der Verfasser, das Problem der Erziehung datiert nicht von gestern. Sobald es zivilisierte Völker gab, gab es auch eine Frage der Erziehung. Auch in dieser Beziehung hat Plato sich große Verdienste erworben. Er hat zwar keine Pädagogik im strengen Sinne hinterlassen, aber sein aufrichtiges Bemühen, die Erziehung zu befördern, finden wir in allen seinen Schriften; das meiste erfahren wir in „Die Republik“ und in „Die Gesetze“. Schon Pythagoras und Sokrates trugen viel zu einer edleren Erziehung bei. Sie suchten die Jugend von dem Niedrigen, dem Gemeinen abzuwenden und sie zu Höherem, zum Denken, Forschen, Urteilen anzuleiten. Durch die Sophisten wurde die Sache wieder verdorben. Das Denken artete in Spitzfindigkeit aus und bei der Pflege des Geistes wurde das Leibliche zu sehr vernachlässigt: der Mensch wurde zu sehr individualisiert. Plato will Körper und Geist zugleich entwickeln und den Menschen dadurch zu einem nützlichen Bürger des Staates erziehen. Die Erziehung ist nach Platons Ansicht eine Hauptaufgabe des Staates. Derselbe soll den Plan der Erziehung entwerfen und über die Ausführung desselben wachen.

Die platonische Erziehung besteht in zwei Abstufungen. Die erste Stufe entspricht so ziemlich unserer Volksschule. Die zweite Stufe ist so eigentlich das Werk Platons, sie entspricht unseren höheren Lehranstalten. Plato legt bei der Erziehung einen ganz besonderen Wert auf die Musik; diese soll aber sehr ernst und würdig sein. Plato will, daß der ganze Mensch gleichsam Musik sei, d. h. all sein Tun und Lassen, sein Gehen und Stehen, sein Reden und Schweigen soll

etwas Harmonisches an sich haben. An der physischen Ausbildung läßt Plato auch das weibliche Geschlecht teilnehmen. Auch dieses soll imstande sein, die Stadt gegen äußere Feinde zu verteidigen. Plato hat dabei die edle Absicht, das weibliche Geschlecht von der niederen Stufe, auf der es sich auch in Athen befand, etwas zu erheben.

Der höhere Unterricht (zweite Stufe) beschäftigt sich mit den verschiedenen Wissenschaften, besonders mit der Philosophie im engeren Sinne. Abweichend von Sokrates lehrt Plato, Wissenschaft und Tugend seien nicht unzertrennbar; man sei deshalb noch nicht tugendhaft, weil man die Grundsätze der Tugend kenne. Plato bedauert, daß in diesen Wissenschaften die Griechen den Aegyptern weit nachstehen.

Ein Hauptbestandteil der höheren Bildung ist nach Plato die Welt der Ideen, so nennt er die Dialektik. Dadurch erhebe sich der Mensch aus dem Alltagsleben in eine höhere Region. Die Jahre 30—35 sollen die Auserwählten (jene, denen es die Verhältnisse erlauben) zum Studium der eigentlichen Philosophie verwenden und hernach zu den gewöhnlichen Berufsgeschäften der Bürger zurückkehren. Plato hält sehr viel auf die Religiosität. Er sagt: „Wer nicht an die Götter und an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, ist nicht würdig, zu regieren und nicht würdig, Erzieher zu sein. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist ein Beweggrund, welcher die Menschen antreibt, tugendhafter und gebildeter zu werden; denn dieser Glaube an Gott zeige Mittel, den Leiden zu entgehen, welche auf die Lasterhaften harren und für sich Glück zu erlangen.“

Jean Jacques Rousseau par Jules Lemaitre. Paris, Levy. 12^e. 360 S.

Der von den sogenannten Freisinnigen hochverehrte Philosoph J. J. Rousseau, ein Apostel des Unglaubens, ist zwar schon hundertmal widerlegt worden, aber wohl noch nie so scharf und nachhaltig, wie es in dieser Schrift geschieht. Herr Lemaitre widerlegt ihn meistens aus seinen eigenen Schriften und verbindet damit eine heiße Satire, was bei den Franzosen besonders wirksam ist. Als Beispiel möge dienen der oft zitierte Satz Rousseaus: „Der Mensch wird frei geboren“. Da zeigt der Verfasser, wie fein lebendes Wesen so wenig frei, so wenig unabhängig sei, wie ein neugeborenes Kind, und wie diese Abhängigkeit noch viele Jahre hindurch fortdauere. Den Schwindel, der mit dem Worte Freiheit getrieben wird, deckt der Verfasser dann überhaupt gehörig auf und treibt seinen Spott darüber. Auf diese Weise werden Rousseaus berühmte Rede „sur l'inegalité“, dann sein „Emile“ und sein „contrat social“ unerbittlich zerzaust, die Sophismen aufgedeckt und der Leser gegen die berückende Beredsamkeit dieses neuen Sophisten gewappnet. Die Schrift macht in Frankreich großes Aufsehen, und man hofft, daß bei vielen Verehrern Rousseaus die Begeisterung um mehrere Grade sinken werde.

Salzburg.

J. Maf, Prof.

J. V. Bainvel. Les contresens bibliques des prédicateurs. Paris, Lethielleux. 2^e édition. XII. 16^e. 168 S. 2 Fr.

In erweiterter Form liegt seit einigen Monaten ein zunächst für Prediger bestimmtes Werkchen vor, dessen erste Auflage allseits freudig begrüßt wurde. Der Verfasser — Professor am Institut catholique in Paris — bemüht sich darin, eine größere Anzahl nicht selten vorkommender Verstöße gegen den wahren Wortlaut der Heiligen Schrift namhaft zu machen. Er geht den Hauptursachen dieser Erscheinung nach und sucht ihr durch eingehenden Hinweis auf die bei der Benutzung der Heiligen Schrift geltenden Grundsätze entgegenzuarbeiten. Ein geordnetes Verzeichnis der hauptsächlich vorkommenden schriftwidrigen Stellen erleichtert die Handhabung des Büchleins und so ist es sicher vielerorts berufen, belehrend und berichtend zu wirken. Da nach dem Rundschreiben „Providentissimus“ Leo XIII. die Heilige Schrift im Mittelpunkt des priesterlichen Studiums stehen soll, ist dem Werkchen weitgehendste Beachtung von Herzen zu wünschen.

B.

P. O.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Joh. G. Huber, Dechant und Stadtpfarrer in Schwanenstadt.

„Das Lesen- und Schreiben Können, das muß der Mensch büßen!“ So hörte ich einmal einen alten geistlichen Haudegen sagen. Damals jung, konnte ich nicht verstehen, wie er das meine: längst bin ich aber schon zu diesem Verständnisse gelangt.

Es muß mir bei Aneignung der Lese- und Schreibekunst vermutlich allerlei Hochmut passiert sein; — wenigstens erinnere ich mich, es mit Behagen gelesen zu haben, wenn mir in Zeugnissen für die Form der schriftlichen Aufsätze oder deren Inhalt eine gute Note zugeteilt war, und erst, als ich die edle Stenographia mir angeeignet hatte, da fühlte ich mich ganz auf der Höhe der Zeit, ohne ein Bedenken zu hegen, was dieses einmal für Folgen haben werde.

Nun habe ich davon in alten Tagen die zeitliche Strafe, daß ich weit mehr lesen und schreiben muß, als mir gut tut.

Wenn Tag für Tag, jahrein und -aus Geschriebenes und Gedrucktes und die starren Erzeugnisse der Schreibmaschinen auf den Schreibtisch wie Schneeflocken niederliegen, zumeist aus den Höhen der Behörden, da meldet sich nicht selten der Groll über alles Lesen und Schreiben, — ich vermute, daß manche Herren Berufsgenossen, die eine „Kanzlei“ zu führen haben, hin und wieder von ähnlichen Gefühlen durchdrungen sind und in mancherlei Sprüchen sie an die Luft setzen. Ich weiß für mich kein besser kalnierendes Spezifikum gegen solchen Unmut, als die Auffassung: Das alles ist die zeitliche Strafe für das Lesen- und Schreiben-Können und, die dir diese Sachen schicken, das sind die Vollstrecker einer überirdischen strafenden Gerechtigkeit!

So dachte ich auch, als der Herr Redaktor unserer Quartalschrift nach Einsendung des letzten „Jubelberichtes“ auf meine Bemerkung, es wäre an der Zeit, eine jüngere Kraft statt mir sich einzustellen, mir zu verstehen gab, er sei nicht gewöhnt, vor Feierabend auszuspannen, es sei erst halber Abend und ich möge nur an demselben Soche mit ihm weiter ziehen. Nach dem Feierabend soll ich um Ruhe mich umsehen! Ich werde es so verdient haben: also weiter!

Ein Trost ist mir auch der Gedanke: Es haben viel bessere Leute als ich, auch das Lesen und Schreiben ausgekostet! Auf diese will ich aber meine Auffassung nicht angewendet wissen: für sie war es keine zeitliche Strafe, sondern ein Verdienst.

Es war z. B. auf meiner Pfarre ein Amtsvorgänger, der vor mehr als anderthalb Jahrhunderten hier hauste.

Er war des Namens Johann Ferdinand Gessl. Von diesem berichtet die Uebertieferung, er sei ein wahrlich heiliger Mann gewesen, habe ungemein oft gepredigt und viele aus dem Irrglauben zur katholischen Kirche zurückgeführt und habe auch viele Bücher geschrieben zum Unterrichte der Seinen. Sein Bild hängt über dem Eingange meiner Wohnung. Er ist ein kräftiger Alter, schneeweiß in Haaren, neben sich ein Stoß Folianten. Er starb, 81 Jahre alt, im 58. seines Priestertums 1764. Von seinen Büchern ist leider nur eines in meinen Händen,

ein Gebetbuch mit dem Titel: Des gut meinenden Petriners Christ-katholische Andachten durch Anbettung Gottes. An allen besonderen feyerlichen und nicht feyerlichen Fest-Tagen des Herrn, welche von der S. Christkatholischen Apostolischen Römischen Kirchen das Jahr hindurch begangen werden. — Gedruckt bei Joh. Michael Feichtinger in Linz 1742.

Darin finden sich auch viele geistliche Lieder für kirchliche Feste, von denen aus einer Schlußbemerkung des Verfassers zu vermuten ist, daß er viele derselben selbst gedichtet habe. Als erstes steht ein Lied auf Maria Unbefleckte Empfängnuß den 8. Dezember.

Einige Strophen seien hier wiedergegeben:

- | | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Schönstes Fräulein! hochempfangen, Dich grüß ich zu tausendmahl; Du allein kannst einher prangen Frei von allem Adams-Fall. Keine Schand hat Dich ergriffen Und kein Erb von Adams Sünd, Keine Schlang Dich angepiffen, Ohne Makel bist ein Kind.</p> | <p>2. O Maria! Gnadenreiches Unschätzbares Edelstein! Erd und Himmel sind nichts gleiches Dir an Deinem Gnadenschein. Dann, weil Dich kein Sünd vertriebte, Hattest Du das Himmels-Glück, Daß Gott selbst in Dich verliebet Sich den ersten Augenblick.</p> |
| <p>3. Helles Liechtlein ohne Bügel, Heller Spiegel ohne Schmutz, Ein Cristall ohn allen Ritzel, Within aller Feinden Trux. Voller Mond ohn aller Makel, Ja weit über Sonnen klar, Ohne Rauch ein Erden-Fadel, Weil in Dir kein Erbsünd war.</p> | <p>4. Kein Gespenst kunt Dich beschnarchen, Du statts grüne Arons-Ruth. Du ein freye Noems-Archen Ueber alle Sünden-Sturh! Unbefeuhtet, unbeneket Blieb Dein Engel-reine Seel, Auch ins wilde Welt-Meer geseht Wie des Gedeonis Fell.</p> |

Die Sprach- und Schreibweise mag uns seltsam erscheinen, sie entspricht eben dem Stile seiner Zeit; — aber mir scheint: An Innigkeit frommen Gefühles, an Ausdruck und Gewandtheit der Form gehört der alte Herr in Ehren zu denjenigen, die sich Dichter nennen dürfen.

Ich hege großen Respekt vor ihm, wie vor den Männern aller Zeiten, die mit ihrem Pfen und Schreiben der Kirche gute Dienste geleistet haben.

Kann ich mich mit ihnen in keiner Weise messen und ist meine Auffassung von der zeitlichen Strafe eine minderwertige, so mag sie doch etwas dafür helfen, daß man doch nicht im Jenseits auch an einen glühenden Schreibtisch gebannt werde. So will ich denn über mich ergehen lassen, was ich zu büßen habe und lese weiter, sogar gerne, was die hochwürdigen Missionäre berichten und schreibe in Gottes Namen weiter an die P. I. Berufsgenossen und von unseren Mitbrüdern in den katholischen Missionen aller Weltteile.

I. Mien.

Palästina. Aus Raifa berichtet Hochw. Herr Randler, Kaplan im katholischen Hospiz, über die Anstalten der dortigen Borrowär-Schwwestern.

Diese begannen 1888 ihr Wirken mit Privat-Krankenpflege; bald erweiterte sich ihr Wirken; vorerst zur Aufnahme und Pflege der Pilger in einem Hospize, dann zur Eröffnung und baldigen Erweiterung mit Neubau einer Schule (1897), dann 1898 zur Spitalrätigkeit, wofür sie jetzt ein eigenes Haus besitzen, inzwischen zur Gründung eines Noviziates für einheimische Schwestern und zuletzt zur Gründung eines Erholungshauses „Elias-Ruhe“ auf der Höhe

des Karmel für Konvaleszenten und erholungsbedürftige Schwestern. Es sind derzeit 15 Ordensschwestern und 4 Novizen, in Kaifa sind 1 deutscher und 1 arabischer Priester angestellt, auf Elias-Ruhe auch 1 Priester. Die Tätigkeit im Unterrichte und Charitas-Verken ist sichtlich gesegnet, an Armut hat es ihnen nie gefehlt; — gerade jetzt sind sie durch Geldmangel in harter Bedrängnis und bitten um Hilfe. (Priv.-Br.)

Syrien. In der Libanon-Mission kommen die Jesuiten-Missionäre in bedauerliche Lage. Die Missionsunterstützung aus Frankreich fällt nachgerade ganz aus und beginnen die zur Erhaltung der Schulen nötigen Mittel auf nichts zusammenzuschwinden. Wenn nicht anderwärts Hilfe kommt, so können nur mehr die Schulen in den größeren Orten aufrecht gehalten und müssen die übrigen in den kleineren Orten aufgelassen werden; es sind etwa 30 Schulen, deren Dasein oder Nichtsein in Frage steht! — jetzt zu einer Zeit, da gerade die Schulen als Bollwerk gegen den umfichgreifenden Protestantismus und Unglauben am notwendigsten sind! Die flehentliche Bitte von dorthier dürfen wir nicht überhören! (Kr. t. M.)

Vorder-Indien Assam. Die Mission hat ein gutes Jahr hinter sich. Die Zahl der Katholiken ist von 1967 auf 2500 gestiegen, dazu noch 572 Katechumenen. Es wurde auch 200 eingewanderten Kuli-Christen die Seelsorgearbeit zugewendet, die in Gefahr waren, zum Abfalle verleitet zu werden. Die Zahl des Missionspersonales wurde um 2 Priester und 3 Brüder vermehrt und besteht jetzt aus 13 Priestern, 4 Brüdern, 7 Schwestern und 30 Katechisten.

In den 22 Missionschulen sind 300 Kinder, dazu in Waisenhäusern 100 Kinder. In der Station Shillong wurde eine English Middle School eröffnet. In dem Dorfe Umpling, wo man schon seit 16 Jahren ziemlich vergebliche Versuche gemacht hatte, der Mission Eingang zu verschaffen, beginnt endlich das Eis zu brechen: die Bewohner erklärten sich bereit, eine Schule errichten zu lassen und Katechisten anzunehmen und wurden 15 Erwachsene getauft. In Cherraponjee ist die materielle Not sehr hinderlich; viel armes Volk wandert aus, die Christen fallen der Mission zur Last, wofür die Mittel leider nicht ausreichen. In Zeitkynsew, wozu 11 Nebenstationen gehören, gab es schweres Unglück. Die durch Ameisenfraß schon haussällige Kirche ist durch Erdbeben und Sturm eingestürzt samt den Missionsbauten. (Salv. Mittlg.)

Der apostolische Präfekt Becker gibt in einem Briefe an den Richterstatler noch einige Nachrichten aus seiner Mission.

Die Haupttätigkeit wandte sich bisher dem Rhafi-Volke zu, unter welchem das kirchliche Leben sehr regsam sich erweist. Das sieht man z. B. aus den in letzter Zeit durchgeführten Gründungen von St. Vinzenz-Vereinen. Das arme Volk, welches seinen Lebensunterhalt in harter Arbeit verdienen muß, zeigt sich doch sehr eifrig, in Verken christlicher Nächstenliebe zusammenzuhelfen.

Daneben wird die Mission von verschiedenen Seiten gedrängt, ihre Arbeit auch anderen Stämmen zuzuwenden. So kamen jüngst Abgesandte aus dem Stamme Rhoi aus einer Entfernung von 16 Stunden zum dritten Male mit der inständigen Bitte, ihnen doch Katechisten beizustellen. Noch kann diese Bitte nicht gewährt werden, weil die Mission die nötigen Mittel nicht besitzt. Seit Jahren warten auch schon andere Stämme auf Gewährung ihrer wiederholten Bitten, leider sind der Mission die Hände gebunden durch große Armut. Wer ihr zu Hilfe kommen möchte, sei hiemit freundlich gebeten. (Priv.-Bri.)

Die Kholo-Mission der Jesuiten in Chota Nagpur ist nun auch in das südwestliche Nachbarland Jashpur eingedrungen.

Die dortige Bevölkerung, Uraon-Indier, steht unter einem Radscha, der zwar dem Christentum feindlich gesinnt ist; man wagte aber trotzdem den Versuch, dorthin katholische Missionäre zu schicken. Der erste, welcher das beabsichtigte Werk in Gang bringen sollte, war P. Bresjers S. J., der das Gebiet durchwanderte und überall freudige Aufnahme fand.

Im Dorfe Kerkona fand er einen Häuptling, der schon lange Christ ist und zur Zeit der Verfolgung sich standhaft und den Mut der Christen aufrecht hielt. Er ist jetzt voll Begeisterung, wieder einen katholischen Priester bei sich zu sehen; seine Freude teilen auch die noch aus älterer Zeit vorhandenen Christen und lehnen sich darnach, wieder Missionäre im Lande zu haben. Doffentlich wird ihr Verlangen erfüllt werden und wird die Mission auf solch gutem Grunde kräftig emporkwachsen. (Fr. I. M.)

China. Apostolisches Vikariat Süd-Schantung. Aus dem heurigen „Neujahrsgruß“ des apostolischen Vikars Msgr. Henninghaus ist zu entnehmen, daß derselbe nach 21jährigem Aufenthalte in der China-Mission zum ersten Male eine Reise nach Europa gemacht habe, in der Absicht, für die große Notlage in seiner Mission Hilfsquellen zu finden. Er bedankt sich für die liebevolle Aufnahme, die er bei der Priesterschaft wie beim Volke, bei Hoch und Niedrig, gefunden, sowie für die Almosen, die ihm gereicht wurden, und damit wir erfahren, wieviel Gutes jedes Missionsalmosen stiftet, gibt er einen Ausweis über die Missionserfolge:

Im Jahre 1908 wurden in ganz Süd-Schantung 7114 Personen getauft (darunter 4531 Erwachsene, 2583 Kinder, dazu noch 4331 Heidentinder in Todesgefahr); das ist die höchste Ziffer, welche je seit Bestand der Mission erreicht wurde und ist damit die Zahl der Katholiken auf 45.151 gestiegen, die der Katechumenen auf 44.564! Daß dieses Volk nicht bloß in Matrizen eingezeichnet sei, sondern daß es die Seelsorge auch benötige, ergibt sich aus den weiteren Angaben: 100.000 Beichten und Kommunionen, fleißiger Besuch der kirchlichen Unterrichtsanstalten: 1 Seminar mit 74 Alumnen, 1 Katechistinnen-Anstalt mit 92 Zöglingen, 7 deutsch-chinesische Schulen, 3 staatlich anerkannte Mittelschulen, 187 Katechismusschulen mit 2050 Schülern, 58 Primärschulen für chinesische Literatur mit 646 Schülern. Die Katechumenatskurse zur unmittelbaren Vorbereitung auf Empfang der heiligen Sakramente zählten im letzten Jahre 5321 Teilnehmer usw., in 2 Hospitälern und 2 Armen-Apotheken fanden 21.670 Kranke Hilfe, in 6 Waisenhäusern 700 Kinder.

Damit man nicht meine, der Bischof habe etwa allzuviel eingekauft und sei in Gefahr, ein Kröfus zu werden, bekennt er, daß das heimgebrachte Geld eben ausreichte zur Deckung des Defizits, welches seit Jahren zu einer unheimlichen Höhe sich entwickelt hatte. Er steht nun wieder vor neu beginnender Sorge. Missionäre, Schwestern, Brüder, Katechisten, Lehrer und die Waisenkinder und viele andere, Tag für Tag, 2000 Menschen müssen ihren Lebensunterhalt von der Mission haben. — Schulen und Kirchenbauten kosten viel Geld! Wenn also der Bischof auch fernerhin wieder aufs Bitten sich verlegen muß, so kann man es nicht übelnehmen. Das Werk geht gut vorwärts, damit steigen auch die Anforderungen, aber die Aussicht auf Bestand und größere Erfolge ist jetzt besser, als je. (Neuj.-Gr.)

Im Kreise Szeschui ist der Missionär P. Volpert an der mühseligen Arbeit in einem Gebiete, wo das Heidentum noch in ungebrochener Macht dasteht. Soviel konnte er doch schon erreichen, daß für die Bekehrten der Bau einer Kirche notwendig wird, er möchte sie bauen zu Ehren des

heiligen Bonifazius, hat aber noch keinen Baustein, hofft aber die Viefierung solcher von Missionsfreunden. (Etl. M.-B.)

Ost-Schantung. Die Franziskaner-Mission feierte 1908 das 50jährige Priester-Jubiläum ihres Oberhirten Msgr. P. Caesar Schanz.

Das Fest konnte mit besonderer Freude begangen werden, weil die Mission, seit derselbe 1894 den Hirtenstab übernommen hatte, höchst erfreuliche Fortschritte machte. Damals waren 4400 Katholiken, jetzt 9900, 1700 Katechumenen, jetzt nahezu 10.000; 116 Christengemeinden, jetzt 608; 147 Kirchen und Kapellen, jetzt 194; damals 11 Missionäre, jetzt 30; 11 Seminaristen, jetzt 35; 572 Taufen Erwachsener, jetzt im Jahre durchschnittlich 2255. Gott segne den Jubilar und seine Jubel-Mission!

Japan. Es mehren sich die Anzeichen, welche der Mission eine bessere Zukunft verheißen. Vorerst wird die Zahl der Missionskräfte immer größer, indem von verschiedenen Seiten Verstärkungen kommen.

Auf der Nordinsel Jesso fanden sich die Franziskaner ein, auch viele Schwestern.

Nach Tokio kamen 12 Schwestern, welche dort arbeiten sollen an der Ausbildung der Mädchen aus höheren Gesellschaftskreisen; sie kauften schon ein Grundstück zum Baue einer Erziehungsanstalt. Es ist Aussicht auf gutes Gelingen, da die Schwestern Engländerinnen sind und Japan derzeit für alles Englische schwärmt.

Auch die Jesuiten, denen die Japan-Mission ihren ersten Anfang verdankt (1549), kommen wieder nach Japan und beginnen in Tokio ihr Missionswerk, haben sogar die Gründung einer Hochschule vor.

Alle diese Ordensleute arbeiten mit Lust und Liebe. Ein Hauptziel ihrer Arbeit muß sein: sich Mitarbeiter, Katechisten, Lehrer, Professoren und Schwestern aus dem Japaner-Volke heranzubilden; erst wenn einmal diese im Vordertreffen stehen, dann ist großer Sieg zu erhoffen. Die Herren Japaner sind derart von Nationalgefühl durchdrungen, daß sie von Fremden nichts wollen. Massenbefehung ist dort nur denkbar, wenn Vertreter ihrer Nation ihnen die christliche Lehre bringen und als Führer dem Volke vorausgehen.

In der Station Nijigata, die schon längere Zeit von der Pariser auswärtigen Mission mit Priestern und Schwestern besetzt ist und wohin auch kürzlich Steyler Missionäre nachrückten, gab es großes Unglück: ein Brand, der 2000 Häuser in Asche legte, hat auch der Mission großen Schaden getan: Die Pariser Mission ist samt Kirche, so auch die Anstalt der Schwestern und das Waisenhaus sind niedergebrannt. Ob die Steyler nun ihr Werk dort in Angriff nehmen und durchführen können, weiß Gott.

(Etl. M.-B.)

Borneo. Ende 1908 wurde die Mission am Baram-Flusse, welche 1902 von P. Trampedeller (seit her gestorben) eröffnet und unter großen Mühen zu guten Erfolgen gebracht worden war, seit einigen Jahren aber wegen Mangel an Missionskräften aufgelassen wurde, nun wieder mit zwei Missionären, Patres Jansen und Unterberger, besetzt; sie bietet große Schwierigkeit, da sie sehr schwer zugänglich ist, indem an der Mündung des Baram so viele Sandbänke und Riffe liegen, daß während der halbjährigen Regenzeit wegen der Stürme kein Fahrzeug ein- oder auslaufen kann. In der Trockenzeit geht die Fahrt auch nur zur Zeit der Flut. Vandwege sind so schwer begänglich, daß das Zufrachten der nötigen Lebensmittel u. dgl. oft lange Zeit nicht stattfinden kann.

In der Station Claudetown (Marubi) haben die Missionäre einen Holzbau zur Wohnung, Kapelle und Schule, in welcher sie bis Mitte Mai zehn Schüler hatten. Das Volk an den Ufern des Baramstromes siedelnd in weiten Entfernungen, ist in 16 Stämme mit ganz verschiedenen Sprachen getheilt, geistig gut entwickelt, daß sich gute Hoffnung darauf setzen läßt, deren Erfüllung aber viel Schweres verlangen wird. (St. J. M. B.)

Ceylon. Die Mission Jaffna hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen: den Tod des P. Morysius O. M. J., Pfarrer der St. Jakob-Kirche. Er war ein eingeborener Ceyloneze, 1871 den Oblaten als Novize beigetreten, 1880 zum Priester geweiht, arbeitete er in der Mission Wennapuaba zehn Jahre, dann, vom Bischofe an die Kathedrale gerufen, übernahm er obgenannte Pfarre, wo er am Kirchenbaue und in der Seelsorge musterhaft wirkte. Ein jahrelanges Siechtum ertrug er so, wie es zu seinem ganzen Leben stimmte. R. I. P. (Mar. Im.)

II. Afrika.

Apostolisches Vikariat Zentral-Afrika. Große Freude fand der apostolische Vikar Msgr. Geyer bei seinem letzten Besuche in Wan (Bahr-el Ghazal). Es ist dort eine Niederlassung der englischen Regierung, welche der Mission alles Vertrauen entgegenbringt und es dazu brachte, daß die Mission dort eine Station errichtete, obwohl dort auch viele Moslems ansässig sind, deren Nähe wohl jeder Mission schädlich ist.

Der General-Gouverneur übertrug der katholischen Mission die Leitung einer Elementar- und einer technischen Schule, ist damit ganz zufrieden und trat dafür ein bei der Zentral-Regierung in Khartum, daß das der Mission zugewiesene Grundstück derselben auch als Freehold, d. h. als wirkliches Eigentum unentgeltlich überlassen werde für die guten Dienste, welche sie der Regierung durch die Erziehung der einheimischen Jugend leiste.

Das Schulvölkchen ist lernbegierig und sehr auffassungsfähig und wird nach Vollendung der Schulzeit zumeist in Werkstätten für verschiedene Handwerke ausgebildet. Vielfach kommen auch von den wilden Stämmen der Umgebung Leute, die sich ganz unter den Schutz der Regierung stellen und dort bleiben, was auch für die Mission von Vorteil ist. (St. d. N.)

Deutsch-Ostafrika. Apostolisches Vikariat Dar es Salam. Der apostolische Vikar Msgr. Spreiter konnte auf einer Visitationsreise Grund zur neuen Station Matumbi legen, wo schon der † ermordete Bischof Spieß eine Mission hatte gründen wollen. Sie liegt auf Bergeshöhe unter dem Ramme des Nambigha und wurde mit P. Heinze und Br. Kröhling besetzt und wurden sofort die Arbeiten begonnen.

Apostolisches Vikariat Bagamoyo. Dort vollzieht sich ein Eisenbahnbau, der viel fremdes Volk und allerlei Dinge dorthin zieht, die dem Christentum fremd oder geradezu schädlich sind. Dadurch kommt die Mission in vielfach schwierige Lage. Die Gegner mehren sich, besonders der Mohammedanismus, die protestantische Mission und die religionslosen Staatschulen, denen gegenüber die Mission einen um so schwereren Stand hat, als sie die notwendigsten Mittel kaum aufzubringen weiß.

Trotzdem setzt sie ihr Werk mutig und nicht vergeblich fort.

In den 17 Stationen wirken als Hilfskräfte des Bischofs Vogt 33 Priester und 18 Brüder (C. Sp. S.) und über 20 Schwestern. Die Erfolge sind gute zu nennen: im letzten Jahre nahe an 1300 Erwachsene, etwa 1000 Kinder, es

bestehen 30 Schulen mit 700 Kindern; es sind derzeit 600 Katechumenen. Kräftig ist der Bestand der Stationen Morogoro und Matombo; von der Station Mhonda sind drei Nebenstationen vorgehoben, einstweilen noch mit Katechisten besetzt.

Die Schilderung einer Missionsreise des Bischofes, des Elendes, Krankheit der Missionäre, Hungersnot beim Volke usw. enthält so viel Trauriges und Bitteres, daß das Mitleid noch übertroffen wird von dem Staunen darüber, was die Missionäre zu übertragen vermögen. (E. a. Rn.)

Süd-Afrika. Natal. Zwischen der Jesuiten-Mission und der avostolischen Präfektur Rhodesia und der Mission der Trappisten in Mariahill ist ein wichtiges Uebereinkommen vereinbart worden:

Die Jesuiten haben die Station Monte Cassino, die von ihnen errichtet, aber seit einiger Zeit mit Trappisten besetzt war, nun ganz denselben überlassen samt allen Baulichkeiten und Einrichtung, ohne Entschädigung; ferner übergaben sie die ebenfalls von ihnen gegründeten Außenstationen Saliwa und Sigundu, welche diesseits des Kei-Flusses liegen im Gebiete von Natal, den Trappisten, welche schon Priester und Schwestern in diese stark bevölkerte Gegend stellten. (Berg.)

Bajuto-Land. Das religiöse Leben der Neubefehrten erweist sich rege. Es konnten im letzten Jahre Exerzitien für die verschiedenen Stände gehalten werden; daran beteiligten sich 50 Männer, dann 150 Frauen, 70 Jungfrauen und zuletzt noch 50 Jünglinge.

In der Station S. Josef wurden zu Ostern 36 Katechumenen mit großer Feierlichkeit getauft, im ganzen Jahre 1908 gab es 162 Taufen. Leider herrscht wieder Hungersnot. (M. J.)

Namaqua-Land. Aus Heiragabies meldet P. Lipp an den Ordensprovinzial über die Arbeiten und Erfolge des letzten Jahres. Es gibt nichts Großartiges und Massenhaftes, aber es geht gut voran!

Die Patres Auner und Gineiger gewinnen in ihrer stillen Tätigkeit überall das Vertrauen des Volkes; auch die Protestanten vertragen sich friedlich mit den Katholiken und beginnen mehr an diese sich anzuschließen. Auch die Schwestern sind vollauf beschäftigt mit den Kindern und jungen Leuten, leider aber mehrfach von Krankheit heimgesucht. Von Warmbad aus mußte P. Gineiger eine Nebenstation in Weidib errichten für seine Schwarzen, die dort in dem Bergwerke sich Arbeit suchten. (Lux.)

West-Afrika. Togo. Aus der Station Lome erhielt der Berichtserstatter von P. Benning (S. V. D.) einen Jahresbericht, dessen Inhalt sehr erfreulich ist. Der hier verfügbare Raum gestattet nur, Einiges zu erwähnen.

Aus der Statistik ist ersichtlich, daß 8 Hauptstationen bestehen, 9 Filialen und 174 Nebenstationen. Das ist das Arbeitsfeld für 37 Priester, 9 Brüder und 20 Schwestern, dazu 178 Lehrer und Katechisten. Die Schülerzahl in den Missionschulen ist von 3700 im Jahre 1906 auf nahezu 6300 im Jahre 1908 emporgekommen, die Zahl der feierlichen Taufen von 850 auf 1350, womit die Gesamtzahl der bisher Getauften auf 10.565 gekommen ist, von denen 6163 Katholiken noch am Leben sind. In Vorbereitung für die heilige Taufe sind 5052 Katechumenen.

Diese statistischen Ziffern zeigen schon, daß die Steyler Missionäre dort allweg wackere Arbeit getan haben und daß Gottes Gnade ihnen besonders beistehe.

Die Schulen haben nicht bloß an Schülerzahl bedeutend gewonnen, sondern ebenso auch an Erfolgen, wie es bei den Prüfungen auch vom Regierungsinspektor anerkannt wurde. Es geschah auch viel an materiellen Arbeiten: so in Lome der Bau eines Schwesternhauses und einer Schule, die Einrichtung des alten Baues zu Werkstätten, in Tsevie und Assahun wurden Filialen errichtet, für So (Distrikt Palimc), wo die Protestanten schon 50 Jahre arbeiten, wurde die Errichtung einer Schule dringend erbeten, ebenso für Sasi und Gunkope (Distrikt Porto Seguro); es muß diesen Bitten entsprochen werden.

Die Zahl der Katechisten 78 ist gewiß schön, aber noch viel zu gering in Anbetracht des weiten Gebietes (so groß als ganz Bayern). Die Missionäre können nicht alles bewältigen, sind auf die Vorarbeit durch Katechisten angewiesen, die auch dem Klima gewachsen sind, welches für europäische Missionäre so gefährlich wirkt; sind doch im Jahre 1908 wieder mehrere Missionskräfte dem Tode zum Opfer gefallen, so P. Kraußelt in Atakpame, erst ein Jahr Priester, auch Schwester Sudgera.

In Ghin Bla hat das Seminar jetzt 12 Zöglinge.

Die Missionskassa ist all den Anforderungen gegenüber nicht mehr ausreichend, man kann es nicht verdenken, wenn der Missionär auch inständig um Almosen bittet.

Britisch-Westafrika, umfassend die 3 apostolischen Vikariate Benin, Goldküste und Dahome und die apostolischen Präfekturen Ibiberia, Elfenbeinküste und Nigeria ist zum weitaus größten Teile Gebiet der Lhoner Missionsgesellschaft und zählt etwa 40.000 einheimische Katholiken in 70 Stationen unter 3 Bischöfen, 190 Priestern, 90 Schwestern; es bestehen 82 Kirchen und Kapellen, 80 Schulen, einige Kollegien, 47 Waisenhäuser, 2 Auswärtigen-Spitäler usw.

Das Klima ist als mörderisch verrufen, daß man zu sagen pflegt: Die Mission ist aufgebaut über den Gräbern der Missionäre. Die Lhoner Gesellschaft hat dort schon 400 Mitglieder, Priester und Schwestern durch den Tod verloren. Durchschnittlich erreichen dort die europäischen Priester kaum das 30., Schwestern kaum das 28. Lebensjahr. (Fr. L. M.)

Und doch arbeitet die Mission unentwegt fort. Katholische Mission! du hast Heldenscharen, „quibus dignus non erat mundus!“

III. Amerika.

Vereinigte Staaten. Die Mission bei den Navajos-Indianern in Arizona scheint jetzt, nachdem man lange vergeblich daran gearbeitet hatte, einen besseren Verlauf zu nehmen. Seit 1898 hatten drei Franziskaner-Patres mit einem Laienbruder die alte Station St. Michael übernommen und fanden dieselben Verhältnisse wie früher. Die Navajos zeigten sich sehr artig, übten auch an den Missionären alle Gastfreundschaft, hörten sie auch geduldig an, — um schließlich zu erklären: Alles, was wir da hören, ist ebenso schön für die Weißen, als unser Glaube für die Roten! Weiter war man auch früher nie mit ihnen gekommen. Es gab da keinen gewalttätigen Widerstand, kein Skalpieren, keinen Marterpfahl, wie seinerzeit bei den nördlichen Indianerstämmen, sondern nur passiven Widerstand, der sich nie bewältigen ließ.

Schließlich verlegten die Missionäre all ihre Kraft und Fleiß auf die Errichtung von Schulen und den Unterricht der Jugend, blieben mit den Erwachsenen nebenbei nur in Fühlung und durch mancherlei Hülfeleistungen im guten Einvernehmen, gewannen allmählich ihr Vertrauen und nun geht es wider Erwarten gut vorwärts. (Frbg. f. M.)

Süd-Amerika. Brasilien. Die Don Bosco-Salesianer entfalten seit Jahren eine rührige Tätigkeit bei dem Indianerstamme Bororo-Coroados und finden hiebei auch bei der Bundesregierung kräftige Unterstützung. Bundesrat Serzedello Correa lenkte schon wiederholt die Aufmerksamkeit der Regierung auf dieses Missionswerk und stellte es dar als „höchst bedeutsam in seinen Folgen, fruchtbar in seinen Wohltaten zugunsten der Indianer“.

Die Zeitung Correio da Manha in Rio de Janeiro veröffentlicht in vollem Umfange die Denkschrift dieses Abgeordneten, darin finden sich Berichte über die einzelnen Stationen der Indianer-Kolonien: so über die Kolonie vom heiligsten Herzen am Flusse Bareiro mit 200 Indianern mit Kirche, Schule und Baulichkeiten für die Landwirtschaft, zu welcher die Indianer Vorliebe und Geschick zeigen, so daß die unter sie verteilten Felder ebenso gut bearbeitet und fruchtbar sich zeigen, wie die der Kolonie zugehörigen. Auch in den Werkstätten verschiedener Handwerke lassen sich die Leute gut ausbilden. Der Schulunterricht ergibt ebenso gute Erfolge. In der Umgebung finden sich noch etwa 60 Gruppen solcher Indianer, die man auch wird heranziehen können. In der Kolonie von der Unbefleckten Empfängnis am Rio das Garcas sind 120 Indianer in waldreicher fruchtbarer Gegend angesiedelt; in der Kolonie Sangradouro wird besonders Viehzucht betrieben, alles unter Leitung von Brüdern. Die Missionäre arbeiten in der Pflege des geistigen Lebens der ihnen Anvertrauten. Es ist ein Werk echt christlicher Kultur! Gott segne es! (Sal. Nachr.)

In Matto Grosso zeigten sich im letzten Jahre besonders erfreuliche Erfolge. Das Wohlbefinden der bereits bekehrten und bei der Station angesiedelten Indianer macht auf ihre noch wilden Stammesgenossen so guten Eindruck, daß 10 Indianerlager mit 2600 Köpfen durch ihre Kaziken sich bereit erklärten, auch den christlichen Unterricht anzunehmen und der Mission sich zu ergeben. Ihr Wohnsitz sind längs der Ufer des Rio San Lorenzo und an dessen Nebenflüssen. Zu diesem Erfolge werden die Missionäre allgemein beglückwünscht. (Frbg. f. M.)

Die Steyler Missionäre haben in 3 Stationen die Arbeit übernommen, so die Pfarrei Guarapuava, die mit ihren 25.000 weißen Bewohnern und einigen Tausend Indianern Arbeit genug bietet bei einer Ausdehnung, größer als zwei Drittel des Königreiches Bayern. Eine andere Pfarre, Ponta Grossa, zählt 20.000 Seelen in einem Umfange von 6 × 19 Stunden, wo die Wohnhäuser und Ortschaften weithin im Walde verstreut stundenweit voneinander entfernt sind, da läßt sich denken, welchen Anstrengungen die Missionäre sich unterziehen müssen.

Die von altersher stammenden Diözesen von geradezu ungeheuren Ausdehnungen sind nun in kleinere geteilt und sind aus 2 Kirchenprovinzen 6 geworden; so hat das Erzbistum St. Paulo nun 5 Suffragan-Bistümer.

Zur Hebung und Kräftigung des religiösen Lebens wurden religiöse Orden dorthin berufen und sind derzeit Franziskaner, Kapuziner, Steyler und Pallottiner, Missionäre vom heiligsten Herzen, Salvatorianer, Karmeliter, Benediktiner, Prämonstratenser, Lazaristen, Dominikaner, Trappisten und Väter vom Heiligen Geiste, Maristen . . . dort in reger Tätigkeit und vollauf beschäftigt,

sowie eine Anzahl Schwestern-Kongregationen. An Feinden und Widerstand fehlt es nicht: Die Veteranen der Kirchenfeindschaft, die Herren Freimaurer, hantieren auch dort fleißig mit der Kelle und was sie mauern – ist ja altbekannt. Auch die Protestanten rühren sich mehr als je durch Gründung von Schulen. (St. M.-B.)

Argentinien. Dort erleben die Steyler Missionäre gute Erfolge.

In Buenos-Aires ist die im vorigen Jahre eingeweihte Kirche jeden Sonntag vollbesetzt. Nachmittag ist Christenlehre, gewöhnlich für 1000 Kinder; in der Kathedral-Kirche wird wöchentlich die heilige Firmung gespendet; dennoch waren zu Pfingsten noch 1500 Firmlinge. (Stdt. G.)

IV. Australien und Ozeanien.

Apostolisches Vikariat Neu-Vommern. Ein Bericht des P. Eberlein über die Lage und Ergebnisse der Stationen Bairiki und Labakur bringt die Tatsache zur Kenntnis, daß im Jahre 1907 über 1000 Neubefehrte waren, welche Zahl im letzten Jahre 1908 noch bedeutend überholt wurde.

An manchen Orten gab es geradezu Massentaufen bis zu 200 und erweisen sich die Getauften brav und treu trotz mehrfacher Widerwärtigkeiten, z. B. Kämpfe zwischen benachbarten Stämmen. Das Volk bequemt sich mehr zur Bodenkultur. (M. Hft.)

Marshall-Inseln. Auf Nauru, wo die Missionäre vom heiligsten Herzen im Jahre 1902 die Mission in Angriff genommen hatten, konnte anfangs nur ein einziger Missionär dort belassen werden, P. Gründl, der erst die Sprache der Eingebornen sich aneignen mußte und als Gegner einen methodistischen Prediger hatte. Dieser, schon länger dort ansässig, machte dem Römischen das Leben und die Arbeit sauer genug; der aber verzagte nicht und hatte Gottes Segen mit sich: Ein Jahr darauf hatten schon 500 Insulaner seiner Mission sich angeschlossen und kamen sämtlich nach und nach zur Taufe.

Als später P. Kayser und Bruder Bader zu Hilfe kamen, kam auch die Mission bedeutend vorwärts, sie besitzt nun auch in Arubo eine schöne Kirche. Die bisher gewonnenen Katholiken erweisen sich stramm und treu.

Uebrigens dürften dort ganz neuartige Verhältnisse eintreten, deren Einfluß vielleicht der Mission weniger günstig werden möchte. Die eingewanderten Weißen fanden auf Nauru sowie auf Banab Phosphatlager von großer Ausdehnung und Ergiebigkeit und flugs erstand eine Pacific-Phosphat-Company, die schon viele hunderte von Arbeitern, der Mehrzahl nach Chinesen und fremde Insulaner, beschäftigt und schon jetzt eine Ausfuhr von 300.000 Tonnen jährlich erzielt. Wenn die europäische Landwirtschaft diese Art der chemischen Düngung so überhand nehmen läßt, wie es sich bis jetzt zeigt, dann werden jene Inseln der Südsee wohl ein Millionen-Boden; man muß erst sehen, ob die Mission auf solchem Boden auch so gut wie bis jetzt gedeihe. (Mon. Hft.)

Von der Station Ligiab-Attoll meldet P. Wendler, daß die ärgsten Anfangsschwierigkeiten so ziemlich überwunden seien, so auch die häßlichen Vorurteile, welche von den protestantischen Sekten den Leuten gegen die Römischen beigebracht worden waren.

Die Leute sehen nach und nach ein, was die verlästerten Kömmlinge seien und es traten Respekt und Zuneigung an die Stelle des anfänglichen Grauens, zuerst bei den Kindern und nun auch bei den Erwachsenen. Kirchen und Schulen sind regelmäßig vollgefüllt. Auf geistigem Gebiete fühlen die Missionäre also sich wohl, das Werk geht ja gut; das körperliche Wohl muß sich geziemend unterordnen. Das Klima ist erschöpfend heiß, das Trinkwasser, wenn auch an kühlen Orten tief verwahrt, hat eine Temperatur von 28 Grad Celsius. Die notwendigen Seefahrten der Missionäre auf Segelbooten bringen wohl Abwechslung, jedoch nicht immer angenehme, sondern oft gefährliche. (Mon. Hft.)

Deutsch-Neuguinea. Die Steyler Missionäre haben dort ein hartes Stück Arbeit. Das Gebiet umfaßt 180.000 Quadratkilometer und hat eine in ungezählte Sprachen geteilte Bevölkerung. (vide voriges Heft!)

Das Werk der Mission ist vollständig Neupflanzung, aber eine segnete. Die bisher Betehten 1100 zeigen sich als gute Sprößlinge, die Schülerschaft gut begabt und fleißig, das religiöse Leben ist ein erfreuliches. Die sich mehrenden Katechumenen sind wie gut gepflanzte Baumschulen. Die aus den Arbeitsanstalten gut ausgebildeten hervorgehenden jungen Leute werden, wenn sie zu ihren Landsleuten zurückkehren, meistens wackere Vorarbeiter für die Mission. Dieses alles verlangt aber viel Unterstützung, um welche diese Mission auch bittet; sie begründet ihre Bitte mit dem Hinweise auf die Rettung der Seelen und deren Rückwirkung auf uns selbst mit dem Spruche: animam salvasti, Tuam praedestinasti! (Stl. M. B.)

Britisch-Neuguinea. Von dort wird gemeldet, daß die Mission bei dem Bergvolke der Kuni (1906 eröffnet) sich nun viel erfreulicher entwickle, als man anfangs hoffen konnte. Die Pater und Brüder sind in der Station St. Anna von Oba-Oba in angestrengter Tätigkeit und besuchen von dort die Dörfer bis Entfernung von zwei Tagereisen. Das Volk ist sehr bereitwillig, die Kinder werden ordentliche Schüler. Mit Spendung der Taufe wird sehr langsam und vorsichtig vorgegangen, um ja sicher zu gehen, daß man nicht getaufte Heiden, sondern verlässliche Christen heranziehe. (Frbg. f. M.)

V. Europa.

Norwegen. Einen interessanten Bericht des apostolischen Vikars Msgr. Fallize über das Wirken der St. Josef-Schwestern in Drammen veröffentlichen die Freiburger katholischen Missionen. Drammen ist eine große Handelsstadt südwestlich von Christiania. Dort besteht seit 1899 eine katholische Missionsstation sowie eine Anstalt der Schwestern.

Diese begannen dort mit Schule und Privatkrankenpflege; 1903 gelang es ihnen, ein Krankenhaus zu errichten in einem Miethause; bald mußten sie dieses Feld ihrer Wirksamkeit erweitern, ein eigenes Haus erwerben und eine ganz modern eingerichtete Klinik eröffnen (1907). Dieser entschieden großartige Fortschritt erregte aber Mißgunst und Widerstand bei einer Partei der Stadt, welche von dem opferwilligen Wirken des Missionspriesters und der Tätigkeit der Schwestern befürchtete, es würde dieses dem lutherischen Volke seine bisherigen Vorurteile gegen die römische Kirche benehmen und es etwa gar für katholische Propaganda empfänglich machen. Diese Partei setzte nun alle Hebel in Bewegung, daß eine freie Klinik errichtet werden müsse, um der Schwestern-Klinik ein Konkurrenzunternehmen entgegenzustellen.

Wertwürdigerweise vertraten aber die Zeitungen den Standpunkt der Toleranz und traten offen für die Schwestern ein, auch die Ärzte erklärten, daß das katholische Spital vollauf genüge und allen Anforderungen entspreche, und daß nicht daran zu denken sei, bessere Krankenpflegerinnen zu finden, als

eben diese Schwestern! Trotzdem brachten die Gegner ihre Sache vor den Gemeinderat, dem sie gehörig zujesten, daß er dazu berufen sei, ein lutherisches Unternehmen gegenüber den fremden Eindringlingen aufzurichten; sie verlangten die freie Beistellung eines Grundstücks zum Bauplätze. Und siehe da! Trotz scharfer Debatten, gespickt mit Ausfällen gegen jesuitische Kniffe und päpstlichen Einfluß, wobei gar auch Damen als Redner auftraten, entschied der Gemeinderat, daß er sich dazu nicht herbeilasse, das Geld der Steuerträger dafür zu verwenden, daß ein humanes Werk untergraben werde, welches das allgemeine Vertrauen des Volkes genieße. So wurde der Anschlag der Gegner vereitelt und kann das Schwestern-Spital fortbestehen.

Bei diesem Berichte denkt man unwillkürlich darauf, ob in katholischen Städten auch überall solch weitherzige ehrliche Anerkennung des Wirkens katholischer Orden sich finde?

Schweden. In Forssa, einem weltabgeschiedenen Dorfe, stehen in einer Spinnereifabrik eine große Anzahl katholischer Familien aus Oesterreich in Arbeit, mitten unter Protestanten, weit entfernt von jeder Gelegenheit zu katholischem Gottesdienste.

Dem langjährigen Drängen nachgebend, wurde der Bau eines Kirchleins für sie in Angriff genommen und vom apostolischen Vikar die Zusage gemacht, daß wenigstens einmal im Monate ein Priester Sonntags dorthin komme zum heiligen Mesopfer und zur notwendigsten Seelsorge. Die Fabrikfirma leistete dazu einen ansehnlichen Beitrag, das arme Fabrikler-Volk gab auch, was es konnte, es sind aber noch zwei Drittel der Baukosten ungedeckt, darum bitten unsere armen Landsleute um Beihilfe aus Oesterreich. (Priv. Brf.)

Dänemark. Laut Mitteilung von Seiten des apostolischen Vikars Msgr. van Eue befindet sich die Mission in gedeihlicher Entwicklung, erstarkt allmählich und gewinnt an Bedeutung namentlich durch Aufnahme geistig hochstehender Konvertiten. Im Jahre 1908 wurden 183 Erwachsene in die katholische Kirche aufgenommen. Die vielen neuen Missionsstationen sind noch schwach und bedürfen kräftiger Unterstützung, bis sie sich auch zu konsolidieren vermögen. (Priv. Brf.)

Die Missionshäuser erweisen sich nunmehr als reichlich fließende Quellen für die Mission.

So konnte das Missionshaus Knechtsteden sowie die übrigen Anstalten der Kongregation Sp. S. im letzten Jahre eine große Anzahl ihrer Leute in die Missionsgebiete stellen und zwar nach Ostafrika 6, Madagaskar 4, St. Mauritius 2, nach Westafrika 43! teils Priester, teils Brüder, nach Amerika 13, im ganzen 68! So viele Kräfte! Möge der Herr sie in Kraft erhalten und deren Betätigung segnen!

Im Missionshause Steyl starb der Stifter und erste General-Obere der Kongregation S. V. D. Hochw. Arnold Jannsen im 72. Lebensjahre. 1875 hatte er unter ausdrücklicher Gutheißung des gesamten Episkopates das Missionshaus S. Michael in Steyl gegründet, aus welchem 1879 die ersten Missionäre hervorgingen. Seither gründete er noch eine Reihe von Missionsseminarien, in welchen im Jahre 1908 insgesamt 234 Priester, 118 Laienbrüder, 182 Schwestern in Vorbereitung für die Mission sich befanden. Der Herr lohne seinen treuen Diener! R. I. P.

Sammelstelle.

Gaben-Verzeichnis.

Bisher ausgewiesen: 26.667 K 55 h. Neu eingelaufen: Durch Hochw. Herrn Bangthaler, St. Florian, von einer Wohltäterin für Afrika-Mission 20 K (apostolisches Vikariat Bagamoyo); Sr. Gnaden Kanonikus

Geißler, Seefirchen, 300 K, zugeteilt: Ozeanien (Neupommern) 100 K, Japan (Uratami) 50 K, Asiam 25 K, Togo 25 K, Neuguinea 25 K, Kopenhagen 25 K, Schweden (Norra) 50 K. Durch Redaktion der Quartalschrift: von Hochw. A. Frank, Pfarrer in Klausen, Tirol 20 K (Süd-Schantung); von P. Bruno Wiesinger, Pfarrer, Untermarkersdorf, N.-De. 5 K (Steirer Missionäre in Japan); von Hochw. Josef Badik, Pfarrer, Skalitz, Ungarn, für speziell bezeichnete Missionsvereine 28 K. Summe der neuen Einläufe: 373 K. Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 27.040 K 55 h.

Richtungen für Missionsalmosen wären im vorstehenden Berichte zu finden. Proces! soviel wie in den Tagzeiten des Brevieres!

Kirchliche Zeitläufe

aus dem 16. Jahrhundert, oder Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung.¹⁾

Von Professor Dr. M. Hiptmair.

Diesmal bringen wir ein Bild der kirchlichen Zeitereignisse aus dem 16. Jahrhundert, gezeichnet nach dem zweiten Bande über Luther und Luthertum von P. Albert Maria Weiß O. P., der im verflossenen Monat Februar erschienen ist. Dies glauben wir tun zu dürfen, weil in diesem Bilde auch unsere gegenwärtige Zeit in so mancher Beziehung dargestellt erscheint und weil wir dadurch auch einen kleinen Teil unserer großen Dankeschuld an den verdienstvollen, getreuen Mitarbeiter abtragen möchten. Wir sagen, es sei in jenem Bilde unsere Zeit nach manchen Richtungen dargestellt. Wer das Buch liest, wird diese Ansicht bestätigen müssen. Wer es studiert, der gewinnt für das Verständnis der heutigen religiösen Weltlage im Protestantismus und modernistischen Katholizismus mächtige Förderung. Wir möchten sagen, Weiß leuchtet mit Röntgenstrahlen in das Werden und Wachsen des Luthertums und des Protestantismus hinein und findet durch diese Untersuchungsmethode nicht bloß Bestätigung längst gesicherter Forschungsergebnisse, sondern er entdeckt auch neue Tüfeln und Zusammenhänge in jenem epochemachenden Werdeprouesse. Dadurch geschieht es, daß nicht allein die Geschichte der sogenannten Reformation in bestimmteres und helleres Licht tritt, sondern daß auch die Wirkungen derselben bis auf unsere Tage mit größerer Deutlichkeit gesehen werden. Gar manches, was damals gekocht wurde, steht auch heute wiederum auf dem Herde. Doch kommen wir zur Sache.

Nach einer orientierenden Einleitung schildert Weiß zuerst die Vorbereitungen auf die Reformation (S. 10—108), dann legt er die Lehren des Luthertums in seiner ersten Entstehung dar (108—210), hierauf zeigt er die Rückbildung des ursprünglichen Luthertums bis zur Ausbildung des Protestantismus (210—288), im vierten Abschnitt werden wir mit dem Geiste des Luthertums bekannt gemacht (290 bis 357), im fünften Teile sehen wir die Quellen des Luthertums (358

¹⁾ Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. und P. Albert Maria Weiß O. P. II. Band. Mainz, Verlag von Kirchheim. Pr. M. 7. = K 8.80. 513 S.

bis 473) und endlich die Wirkungen des Luthertums (475—493). Ein Nachwort und ein Register bilden den Abschluß.

Ein einfacher Mönch, sagt Weiß, reißt nicht gleich ein ganzes Volk mit sich, zumal wenn er daran selbst nicht denkt, außer das Volk ist ohnehin zum Abfall bereit. Diese Bereitschaft zum Abfall führten im 15. Jahrhundert bereits Gründe in großer Zahl und in öffentlicher allgemeiner Art herbei, so daß Luthers Werk eigentlich als Abschluß des zu Ende gehenden Mittelalters erscheint. Die Blütezeit des Mittelalters war seit Bonifaz VIII. vorüber, es begann allmählich ein Verfall auf sittlichem, wissenschaftlichem, sozialem Gebiete, wodurch die Veranlassungen zum Auftreten Luthers gegeben wurden. Luther hat keinen Schaden verbessert, keinem Uebel auf keinem Gebiete gesteuert, was er bewerkstelligte, war Aenderung im Glauben, im Wesen der Kirche und des ganzen Christentums. Der erste Schlag, den er im Ablassstreit führte, galt dem Glauben selbst und seinen Grundlagen. Seinem Sturm auf die Kanones, Dekretalen, scholastische Theologie und Philosophie samt aller Logik folgte gar bald der lebenslängliche Sturm auf die ganze katholische Lehre, so daß sein Werk eine vollendete Glaubensspaltung geworden ist. So etwas erklärt sich nicht aus den schlechten Zeiten, die gewiß vielfach schlecht waren, aber erwiesenermaßen auch viel Gutes hatten. Die Gründe dafür liegen im 15. Jahrhundert, in dessen Verlauf drei Säulen des Glaubens ins Wanken gebracht wurden: der Glaube an das Papsttum, die Achtung vor den Konzilien und die Autorität der Kirche.

Die Hauptschuld an ersterem hatten die Gallikaner, am zweiten die Reformkonzilien und Schismen, am dritten viele Theologen; sie trugen Schuld an der Leugnung des Primates und folglich an der Erschütterung des Kirchenbegriffes. Statt der einen Kirche erschienen Nationalkirchen, Landeskirchen. Diese aber sind ebenso widersinnig, als es widersinnig ist, neben Gott noch Götter anzunehmen.

War einmal das Haupt genommen, so war die Zerreißung der Kirche in Kirchen natürliche Folge und die Menschheit hat sich nach und nach daran gewöhnt. Zuerst flügelten die Theologen aus der Schule der Regalisten und Gallikaner diese Ideen aus, dann traten an Stelle der Theologen die Juristen und Laien überhaupt und übernahmen den geistigen Primat in der Welt. Die Geschichte des Humanismus ist die Geschichte dieses Laienprimates. Wer denkt da nicht an eine heutige Erscheinung? In dieser Atmosphäre wuchs Luther heran; was wunder, wenn er an diese drei Dinge, Glaube, Papst und Kirche anprallte, nachdem er den Kriegspfad betreten?

In dem Bemühen, das traurige Schisma zu beseitigen, leisteten die gallikanischen Theologen gewiß auch Rühmenswertes, aber indem sie einen Ausweg aus dem Labyrinth suchten und dabei allen Scharfsinn aufboten, gerieten sie besonders auf dem Konzil zu Konstanz auf gefahrvolle Abwege. Erst in Basel zeigte sich die ganze verhängnisvolle Größe derselben. Ihre Verblendung, Verbitterung und Selbst-

überhebung kannte keine Grenzen mehr; sie glaubten, die Herren des Papstes und der Kirche zu sein. Der Episkopat nahm sich leider damals um die inneren Angelegenheiten der Kirche und um die Ausübung der amtlichen Lehrgewalt zu wenig an, er spielte zu sehr den Fürsten und so kam es, daß die Professoren die oberste Autorität in Lehrfragen bilden zu müssen glaubten, wodurch das eigentlich kirchliche Lehramt und die kirchliche Unfehlbarkeit in Vergessenheit gerieten. Die Gelehrten stellten Glaubensartikel auf, die keine waren, nannten die Reden der päpstlichen Legaten frivol, den Papst selbst Schismatiker, Zerstörer der Kirche, Verleugner des Glaubens, schlimmer als jeder Heide und öffentlicher Sünder. Dieser Ton, der besonders an der Pariser Universität herrschte, fand Verbreitung und drang ins Volk; denn Paris gab für alle den Ton an, Paris machte Konstanz, Konstanz machte Basel, Basel machte Luther. So versteht man, wie Luther dazu kam, die Berechtigung zum Kirchenumsturz aus seiner Doktorwürde herzuleiten. Einen mächtigen Bundesgenossen fanden die Gallikaner in der herrschenden Philosophie, dem Nominalismus, dessen hervorragendster Vertreter Occam war. Occam war selbst Gallikaner und noch mehr als dies. Der Nominalismus befaßte sich nicht bloß mit den allgemeinen Begriffen, sondern er wurde Kritizismus und Rationalismus. Als solcher legte er seine frivole Hand auch an das Heiligste und brachte die These von der doppelten Wahrheit zutage, nämlich, daß etwas philosophisch wahr und theologisch falsch sein könne oder umgekehrt. So untergrub der Nominalismus den Glauben in seinem innersten Wesen, sowie der Gallikanismus die Autorität der Kirche erschütterte. Schon Denifle hat gezeigt, wie Luther ein Schüler Occams war. Dazu kamen die härtesten Bewegungen seit den Tagen der Regalisten, insbesondere die der Wiklifiten und Husiten. Der Wiklifitismus war dem Volke sympathisch, weil er den hohen Herren, weltlich und geistlich, tüchtig die Faust zeigte, was auch heute gefällt. Und der Husitismus gab den Gedanken für einen neuen Kirchenbegriff. Durch alle diese Einflüsse sank der Geist des Glaubens, dafür aber breitete ein anderer Geist sich aus, der Geist des Aberglaubens. Astrologie, Magie, sympathetische und alchymistische Gankelen, Hexenweisen und Teufelskult nahmen überhand. Der Besitz geheimen Wissens, Vorliebe für Prophezeiungen lockten die Geister an. Dazu kam, daß die politische Lage Deutschlands ein trostloses Bild darbot. Von allen Seiten drohten Gefahren und da glaubte jeder Reichsstand noch, er sei nur da, um dem Kaiser zu trosten. Ebenso stand es um die sozialen Verhältnisse. Die Einführung des neuen Rechtes, der Druck auf die niederen Klassen, die Ausartung des Adels und des Feudalwesens, der Umschwung in den gewerblichen Ordnungen, das Aufsteigen der bürgerlichen Macht, die Un-erträglichkeit der ländlichen Zustände, die Veränderung der Handelswege, das Ueberhandnehmen der Geldwirtschaft, das alles diente zur Vermehrung der allgemeinen Unzufriedenheit und Unsicherheit. Solche

Zustände, immer die goldenen Zeiten der Unruhestifter und der Volksaufwiegler, mußten die Katastrophe herbeiführen. Es reifte somit eine Ernte heran, die nur noch des Schnitters harrte. Und dieser kam in der Person des Mönches von Wittenberg, in Martin Luther. Man muß sagen: Die Uebelstände der vorausgegangenen Zeit haben ihn geschaffen, ja, er war es, der diesem Strome das Bett bereitete, die Richtung gab. Wer ihn nicht faßt als das Sammelbecken aller früheren Irrungen und Verwegenheiten, der verzichte darauf, ihn würdigen und ohne Gewalttat erklären zu können. Alle Abneigung gegen die Kirche, gegen die Hierarchie, gegen ihr Lehramt, gegen ihre Disziplin und Praxis, die bisher sich allwärts gebildet hatte, konzentrierte sich in ihm. Kaum hatte er die Thesen angeschlagen, sprach er nach wenigen Monaten schon den Grundsatz, daß alles von Grund aus neu werden müsse, mit aller Entschlossenheit aus. Der Geist der Neuerung, der ihn erfaßt, kannte bald keine Schranken mehr. Neuerung bildete damals das Zauberwort, das die Menschen gefangen nahm, denn keine Zeit stand mehr unter dem Banne dieses Zauberwortes als die damalige, in der das Alte, das Herkömmliche, Gesetz und Schranke verhaßt waren und die Menschheit trunken war von der Renaissance auf allen Gebieten. Wer denkt da nicht an das Wort Rückständigkeit, das man heute hört, und an das Wort modern, das so manche berückt?

Luther war im vollen Sinne des Wortes modern im Geiste seiner Zeit, aktiv und passiv. Diesem damaligen Modernismus ist sein Werk, die Glaubensspaltung zuzuschreiben. Die Frage ist wohl zutreffend, die Weiß stellt: wer denn damals eigentlich aus religiösen Gründen, aus Gewissensnot von der Kirche abgefallen sei. Die Fürsten, die im Umsturz eine willkommene Gelegenheit zur Gebietserweiterung auf Kosten der geistlichen Besitzungen und zur Füllung ihrer leeren Kassen mit Kirchengut fanden? Die weiberbedürftigen Prälaten, die ihre Gebiete in weltliche und erbliche Reiche verwandelten? Die Humanisten, die Gott Vater mit Jupiter und Christus mit Apollo verglichen und unnennbare Laster in klassischer Sprache priesen und übten? Die Bürger, die bilderstürmend treugebliebene Nonnen quälten? Die Stadtregimenter, Raubritter und Bauern, die im Taumel „evangelischer Freiheit“ säkularisierten, plünderten und brandschatzten, was sie erreichen konnten? Also nicht aus Religion entstand die Bewegung, sowie auch in unserer Zeit die Los von Rom-Bewegung mit der Religion eigentlich nichts zu tun hat. Der Unterschied besteht nur darin, daß damals größere irdische Vorteile winkten und der Haß dem Papsttum gegenüber gewaltiger war als jetzt. Damals war dieser Haß wirklich die Triebfeder der Bewegung und wurde die eigentliche Seele des Luthertums. Den Papst als Antichrist hinstellen wirkte tiefgreifend, heute wirkt es nur mehr bei den Unwissenden und den Protestanten. Der Haß gegen das Papsttum, sagt Weiß, war die erste Kundgebung des wahren lutherischen Geistes und wird auch für immer das ent-

scheidende Merkmal bleiben, an dem sich dieser von allem abhebt, was nicht Luthers Fleisch und Blut ist. Eine Kirche ohne Haupt kann keine sichtbare Kirche, sondern nur eine geistliche Vereinigung von Menschen sein. Sie war für Luther ein Kollektivbegriff ohne Inhalt, ohne Macht, ohne Recht, ohne die Fähigkeit, etwas mitzuteilen. Demgemäß muß jeder sein Heil auf eigene Rechnung und eigene Gefahr suchen. So fand er den Schlüssel zu seiner Rechtfertigungslehre durch den Glauben allein und der alleinigen Glaubensquelle, der Bibel, nach eigener Auslegung. Da aber eine unsichtbare Kirche als ein Unding sich herausstellte, kam es naturnotwendig zu den Landeskirchen, und da es keine Hierarchie gab, wurden die Landesfürsten Herren ihrer Territorialkirchen. Es stellte nämlich alsbald die Notwendigkeit einer Umbildung des Luthertums zum Protestantismus sich heraus. Und diese Unterscheidung — Luthertum und Protestantismus — ist es, die uns die Erklärung liefert, warum gar so viele Widersprüche im Protestantismus sich finden. In dieser Unterscheidung liegt ein großer Wert, in der ausführlichen Darlegung derselben (II. Abtheilung und III. Abtheilung) ein hohes Verdienst, das sich Weiß erworben hat. Luthers Christentum schwebte in der Luft, seine unsichtbare Kirche war ein „platonischer Staat“. Um überhaupt ein Dasein zu gewinnen, mußte eine Reaktion eintreten, durch welche Luthers Grundsätze theils umgemodelt und zurückgedrängt, theils in ihr Gegenteil verwandelt wurden. Er selbst, bis 1530 alleiniger Führer der Bewegung, geriet immer mehr ins Hintertreffen, bis er völlig ausgeschaltet, ja vergessen wurde. So erwuchs aus dem Luthertum der Protestantismus, dessen Theolog Melanchthon war.

Melanchthon suchte Systematik in das Luthertum zu bringen, ein sehr schwieriges, wenn nicht unausführbares Unternehmen angesichts der Autonomie des Christenmenschen, Laicisierung des Christentums und der Säkularisation der Religion, wie Luther es zustande gebracht. Aber ohne System konnte man doch nicht bleiben und so kam es zur Theologenherrschaft, zu den symbolischen Büchern, zur Abfassung eines neuen Lehrbegriffes, zur Organisierung eines sichtbaren Kirchenwesens, einer Visitationsregel, eines äußeren Gottesdienstes, zur Berufung der Prediger durch die Gemeinde und deren Ordination ußf., kurz es kam zur Ausgestaltung des Protestantismus, wie wir ihn sehen und kennen und wie wir ihn nicht begreifen, wenn wir Luthers Grundsätze auf ihn anwenden. Er ist eben vielfach etwas anderes, mit dem Luthertum vielfach in Widerspruch stehendes. Aber diese Wendung war es eben auch, die Luther selbst der Verzweiflung nahegebracht, daß er gerne aus dem Sodoma und Gomorrha ausgewandert wäre, hätte er nur gewußt wohin. Was würde er erst gesagt haben, hätte er in den Zeiten von Semler und von Kant gelebt, und was erst, hätte er Strauß und Eduard von Hartmann erlebt! Würde er aber heute leben, er würde eine neue Wendung im Protestantismus erblicken, eine merkwürdige Rückkehr zu seinem eigenen

Anfang, nicht zwar in der Lehre und im Leben, wohl aber im Denken. Heute streift der liberale Protestantismus alles ab, was an Dogmen, an Kirche und kirchliche Autorität erinnert. Es lebt das nackte Laienchristentum ohne christlichen Inhalt wieder auf.

Im IV. Abschnitt zeigt Weiß den Geist des Luthertums, er erforscht Luthers Grundgedanken und Motive zur Tat und diese bilden zugleich die Wesensmerkmale des ganzen Luthertums. Sie sind Trennung und Spaltung alles dessen, was bisher verbunden war. Trennung auf allen Gebieten, Trennung der Ehe, der Kirche vom Christentum, des Christentums von der Religion, der Religion vom Leben, des Glaubens und Werkes, des Glaubens und der Vernunft, der Gnade und Mitwirkung, der Furcht und Liebe, Trennung von Kirche und Ehe, von Symbol und Inhalt, von Buße und Genugtuung, von Freiheit und Gesetz, von Rechtfertigung und Sündenvergebung, von Begnadigung und innerer Umwandlung, Trennung sogar in Gott von Richter und Erbarmen, mit einem Worte: Trennung des Natürlichen vom Uebernatürlichen, dahin führte der allgemeine Zug der Zeit, den Luther vollständig in sich aufnahm, und dem er seine raschen Erfolge verdankte. Diese Zeitströmung datierte schon seit dem zweiten Konzil von Lyon, die herrschende theologische Wissenschaft förderte sie immer mehr, die Weltanschauung des Humanismus verlieh ihr mächtige Impulse, der Nominalismus lieferte die besten Sprengstoffe, wie heute der Positivismus, Individualismus und Empirismus, alles Systeme, die mit ihm verwandt sind. In dieser Partie erhalten wir das Bild von Luthers Dogmatik, wie er sich dieselbe geschaffen hat oder schaffen mußte.

Im V. Abschnitt redet Weiß von den Quellen des Luthertums. Erwähnt werden dieselben schon im vorhergehenden. Sie liegen in der falschen Philosophie und den falschen kirchenpolitischen Systemen. Dem deutschen Charakter entsprechend liebte auch Luther das Ausländische, er wurde, wie so oft betont, Nominalist, und der Nominalismus war echt englische Ware nach Inhalt und Form. Aber er wurde auch Realist und den Realismus bezog er aus Böhmen, indem er den Geist des Hus aufnahm, der wiederum aus England stammte, nämlich von Wiclif. So steckt im Luthertum sehr viel slawisches und englisches Blut, selbst französisches findet sich in seinen Adern, denn Luther folgte auch dem Gallikanismus, und als Humanist atmete er romanische, welsche Luft. So sind Nominalismus, hussitischer Realismus, Gallikanismus und Humanismus die vier Elemente, aus denen das Luthertum besteht. Nicht ein Original, sondern ein Plagiat, bewußt und unbewußt, liegt uns vor. Nicht ein origineller Geist war Luther, sondern ein rezeptiver, der von fremdem Dele zehrte. Dazu trieb ihn sein Gewissen, bei allen Schriftstellern der Vorzeit Hilfe für sich zu suchen und der Umfang seiner Häresie war nur möglich, wenn aus allen Weltteilen das Material zusammengetragen worden. Das geschah. Occam lieferte ihm die Lösung der organischen Verbindung des Natur-

lichen mit dem Uebernatürlichen, die Trennung der Kirche vom Staate, die Zersplitterung der Kirche selbst und ihre Laisierung, die Leugnung der Kirchengewalt und der Autorität im eigentlichen Sinne. Daraus folgte die Untergrabung aller Grundlagen für den Glauben, für die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes. Die ganze Entwicklung mußte damit enden, daß die Entscheidung über Glaubenssachen ausschließlich dem persönlichen Ermessen des Einzelnen anheimgestellt sei. Das Luthertum nähert sich auf diesem Wege der reinen Laienreligion, dem religiösen Naturzustand, eine Religion nach eigenem, persönlichem Ermessen, somit ein höchst einfaches System. Neu aber war daran nichts, wenn man etwa die Rechtfertigungslehre ausnimmt. Luther hat nur die Keime der Zersetzung aus aller Herren Ländern gesammelt, die bedenklichsten Richtungen der Vergangenheit nach Möglichkeit in einen gewissen Zusammenhang gebracht, zumal die beiden einander so schroff entgegengesetzten Systeme des Nominalismus und des Realismus, und daraus eine Form der Religion zusammengeschweißt, in der niemand die Widersprüche zu ertragen vermöchte, wenn sie nicht zum Entgelt jedem die Vollmacht zugestände, daraus auszuwählen, was ihm beliebt, und sich dies so zurechtzulegen, wie es ihm für den Augenblick zutrifft.

Im VI. Abschnitt werden die Wirkungen des Luthertums angegeben, und zwar die bleibenden. Die erste Wirkung war die Entstehung des Protestantismus neben dem Luthertum. Jener zwingt seine Geistlichen, sich an die Lehren der Bibel und der symbolischen Bücher zu halten, dieses kennt keinen Geistlichen und kein Dogma und keinen Lehrzwang und gibt Bibel und Christentum der Freiheit jedes Einzelnen preis — ein zwei Seelenystem. Der Protestantismus kennt zwar nicht „die Kirche“, aber kirchenähnliche Anstalten mit Dogmen, Symbolen, Lehrverpflichtung, Gesetzen und Verfassung, Autorität und Zucht. Von all dem weiß das Luthertum nichts, bekämpft es grundsätzlich und aufs schärfste. Der Protestantismus ist Gegenkirche, Kampfreligion, wesentlich antikatholisch. Und deshalb duldete ihn Luther nach und nach, zumal er mit seiner Religion kein Fundament, keinen festen Boden unter den Füßen hatte, obwohl er sich niemals ganz damit befreunden konnte. Eine eigentliche protestantische oder evangelische Kirche gibt es nicht und kann keine geben. Heute herrscht im Schoße des Protestantismus die allgemeine Stimmung, daß es keine Kirche geben solle. Seine Theologie setzt ihren Ruhm darein, antikirchlich zu sein. Nur die Positiven gehen nicht so weit. An Stelle des Christentums tritt ein philosophischer Idealismus mit christlicher Ausdrucksweise, eine kirchenfreie religiöse Weltanschauung, wie Tröltzsch sie nennt. Auf diese Weise vollzieht sich heute eine Rückbildung vom Protestantismus zum ursprünglichen Luthertum, geht aber noch weit darüber hinaus. Die moderne Weltanschauung ist mit ihm blutverwandt. Evolution, Agnostizismus, Immanentismus, Relativismus, Subjektivismus, Autonomie sind

Kinder des Luthertums. Dieses nimmt sich derselben überall an und ist ein Freund des Modernismus.

So haben wir altes und neues in dem interessanten Buche. Weiß schreibt nicht so sehr als Historiker, sondern mehr als Philosoph. Aus dem schon vorhandenen historischen Material zeigt er die Konsequenzen und die psychologischen Entwicklungen. Geistreiche Reflexionen, treffliche Hinweise auf moderne Erscheinungen machen die Lektüre sehr angenehm. Wir sagen nur das eine: das Buch fördert das Verständnis des alten und neuen Protestantismus wie nicht bald ein zweites. Ergo tolle, lege!

Aus England. 1. Ein neues Schulgesetz, das vierte von der jetzigen liberalen Regierung vorgeschlagene, ist seit meiner letzten Chronik armselig von seinen eigenen Urhebern erwürgt und beseitigt worden. Es sollte ein Kompromiß sein zwischen drei Parteien: den zeitweilig allmächtigen Nonkonformisten, den friebliebenden Anglikanern und den prinzipienfesten Katholiken. Die ersten behielten ihre auf Religion ungeprüften Lehrer und ihre nichtkonfessionellen Bibellassen; die zweiten durften in allen Schulen, wo die Eltern es verlangten, Religionsunterricht erteilen; die dritten, die Katholiken, konnten auskontrahieren, d. h. auf eigene Kosten durchaus katholische Schulen einrichten. Diese Kosten waren auf jährlich 214.000 Pfund Sterling berechnet, d. i. 4,280.000 Mark. Die Opposition im Hause und im ganzen Lande wuchs in sehr kurzer Zeit zu gefährlichen Proportionen, so daß dem Ministerium kein Zweifel blieb über den allgemeinen Wunsch des Volkes. Nun ist in England mehr als in irgend einem anderen Lande der Wille des Volkes herrschend; lange Gewohnheit hat das Volk gelehrt, wie es seinen Willen mit Gewalt, doch ohne Gewalttätigkeit ausdrücken kann. Ist das einmal geschehen, dann bleibt der Regierung nur die Wahl: entweder folgen oder fallen. Minister Asquith folgte und zog die Bill zurück.

2. Die Nonkonformisten verschmelzen sich allmählich untereinander und werden eine politische Partei im Staate. Sie verbergen das nicht, sind vielmehr stolz darauf. Ihre Rechtfertigung finden sie in dem Prinzip, daß das Seelenheil jedes Einzelnen zwischen ihm und Gott, ohne menschliche Vermittlung ausgewirkt wird, wogegen das Heil der Gesellschaft durch die besten Glieder derselben vermittelt wird. Diese „Besten“ sind nun selbstverständlich die nonkonformistischen Diener am Worte. Katholiken und Anglikaner haben zu viel zu schaffen mit Zeremonien und Sakramenten, um für Politik entweder Sinn oder Tüchtigkeit zu entwickeln. Ergo. So sind denn in den drei oder vier letzten Jahren, auf Anstoß des Dr. Clifford, die Gebetshäuser in politische Versammlungsorte verwandelt worden, worin über Unterrichtswesen, Temperanz, soziale Reinheit, Militärpflicht usw. disputiert wird. In Anbetracht dieser Tatsache hat die Regierung manchen dieser Klubs das Privileg der Steuerfreiheit, welches allen Gotteshäusern zukommt, entzogen. Dr. Clifford hat sich stramm gewehrt, aber umsonst: er zahlt. Wenn ein Laster, z. B. die Trunksucht, im Volke einreißt und wütet, dann ist das sicher ein großes Uebel. Es fragt sich aber, ob eine bis zur Wut gesteigerte Tugend, wie z. B. die Temperanzwut, nicht ein

größeres Uebel ist. Ein betrunkenener Mensch ist eine traurige Erscheinung; er ist aber gewöhnlich harmloser als die fanatische Amerikanerin Carry Nation, welche mit einer Axt in die Schenken dringt und alles zusammenschlägt. Diese nicht mehr junge Dame hat neulich Schottland mit ihrem Besuch und ihrem Mundwerk von der Trunksucht zu retten gesucht: die wackeren Schotten haben die alte Kathrine verriegelt. Ernstler als solche Ausartungen ist es, wenn eine ganze Armee von Prädikanten mit großem Anhang darauf dringt, daß alle Wirtschaften konfisziert und abgeschafft werden, etwa wie in Frankreich die Klöster und Kirchengüter. Die „teetolle“ Partei ist stark genug gewesen, um im Gemeindefaule ein Gesetz in jenem Sinne durchzusetzen. Die Lords im oberen Hause haben diesen Diebstreich nicht erlaubt. Die Bill wurde verworfen, richtete jedoch so wie so unberechenbaren finanziellen Schaden an. Denn die Rentner, deren Geld in Brauereien und Distillereien und Wirtshäusern festlag, wollten es heraushaben, ehe die Geschäfte zugrunde gingen. Die Aktien fielen tief, das Kapital fing an zu fehlen und sogar die größten und reichsten Firmen wurden wackelig. All das geschah, weil eine Tugend, die sich von der Kirche losgerissen hat, unter den Protestanten toll geworden ist. Unsere Bischöfe würden das Ungetüm fester an das siebente Gebot gebunden haben. Auch würden sie dem Volke klar machen, daß die Tugend der Enthaltbarkeit vom Innern der Seele nach außen wirkt, während das menschliche Gesetz der Temperanzler höchstens der Seele ungestillten Durst eintrichtert.

3. Mit der Verweltlichung der Nonkonformisterei konstatiert man eine merklliche Abnahme ihrer Anhänger. Religiös gestimmten Seelen passen politische Predigten nicht. So gestand mir ein junger Baptist, Prediger und Redakteur einer religiösen Zeitung in London, der sein Amt niederlegte, auf seine guten Aussichten im Leben verzichtete und katholisch wurde. In den zwei Jahren 1907—1908 haben die Baptisten 5869 Mitglieder verloren, davon in Wales allein 4220. Die Waliser (= Wälschen) sind Kelten wie die Irländer und wie diese von Natur aus religiös angelegt; zu gleicher Zeit wühlt aber auch unter ihnen die Politik am meisten, da sie bestrebt sind, die anglikanische Staatskirche aus ihrem Fürstentum zu entfernen und allmählich Home-Rule zu erlangen. In demselben Wales verloren die Kongregationalisten 1291 Mitglieder. Die vier Hauptsekten: Baptisten, Kongregationalisten, Kalvinische und Wesleyan-Methodisten haben in Wales allein, in den zwei letzten Jahren, 20.351 Anhänger eingebüßt. Was ist wohl aus diesen geworden? Einige sind aus dem Leben geschieden, ohne ihren Kindern den alten Sektengeist zu hinterlassen; eine gewisse Zahl, nicht viele, sind katholisch geworden: andere, besonders solche, die mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, gingen zur Staatskirche über; die meisten aber — so sagt die protestantische Kirchenzeitung, von welcher ich obige Zahlen nehme — die meisten verfallen der religiösen Indifferenz. Sie gehören keiner bestimmten Konfession an und besuchen nur noch die Kirchen, wie man das Theater besucht: man folgt der Einladung eines Freundes oder einer Freundin; man will die schöne Musik oder den angenehmen Prediger hören; noch öfters: man hat einen neuen Anzug zur Schau zu tragen.

4. Machen die Katholiken Fortschritte? Die Frage ist gar nicht leicht zu beantworten. Wir bauen neue Kirchen und Kapellen, nicht weil die bestehenden das Volk nicht fassen können, sondern um den verlorenen Schafen den Zutritt leichter zu machen. Solche neue Kirchen füllen sich ziemlich rasch mit „zurückkehrenden“ Irländern und anderen und sind insofern ein Gewinn für die Religion, aber kein Zuwachs. Einen Zensus haben wir bisher nicht zu stande bringen können. Es ist rein unmöglich, jene Katholiken ausfindig zu machen, die nie oder nur unregelmäßig zur Kirche kommen und sonst im Menschenknäuel der Großstädte verschwinden. Konvertiten kommen langsam, vielleicht kaum so zahlreich, um Abfällige zu ersetzen. Nach den Schulen zu urteilen, haben wir in den sechs Jahren 1901 bis 1907 mit dem normalen Zuwachs der Bevölkerung Schritt gehalten; die Schulen sind von 1053 auf 1061 gestiegen; die Zahl der Schüler von 269.191 auf 286.188 (worunter jedoch einige Tausende Protestanten sind). Die Zahl der Bischöfe in England und Schottland (Weihbischöfe mitgerechnet) ist 27 in 16 + 6 Diözesen; Priester 3615 + 288; Kirchen und Kapellen 1753 + 384. Von den 4166 Priestern sind 1467 Ordensleute, darunter viele französische Exilierte, welche keine Missionsarbeit verrichten.

5. Für die Geschichte der Reunionsversuche habe ich mehr Material gesammelt, als sich in dieser Nummer verwerten läßt. Die überaus interessanteste und wichtigste Frage, „wie viele gültig ordinierte Priester unter den Ritualisten sind, ob 50 oder 800“ muß auf nächste Chronik verschoben werden; ebenfalls die Anknüpfungen der Anglikaner mit den Griechen und Altkatholiken in Deutschland und besonders in Holland, und auch die Auseinandersetzungen zwischen Nonkonformisten und Staatskirchlern. Für heute und zum Schluß sei bloß ein Stück Reunion erwähnt, das wenigstens praktisch ist. Seit den puritanischen Zeiten hat England sich immer durch die strikte Beobachtung des Sonntags ausgezeichnet. Neuerdings haben sich jedoch Zeichen der Erschlaffung eingestellt, z. B. das Deffnen der Museen, Vergnügungszüge, Konzerte (in Kirchenmusik), sogar sporadisches Fußballspielen und andere unschuldige Belustigungen. So war es noch vor 20 Jahren nicht. Aus eigener Erfahrung weiß ich, welchen Skandal ein am Sonntag gefeuerter Pistolenschuß erregte, und wie das Schachspielen den Offizieren auf den Truppschiffen streng verboten war „am Tage des Herrn“. Ein besoffener Schotte pfiß seinem Hunde. Eine zur Kirche gehende Dame geriet darüber in heilige Wut, nicht über das Saufen des Mannes, sondern über sein Pfeifen am Sabbath und das Aergernis eines am Sabbath freilaufenden Tieres. Um nun diesen puritanischen Geist nicht ganz aussterben zu lassen, hat sich eine Gesellschaft gebildet mit dem Namen Imperial Sunday Alliance. Sie zählt Mitglieder aus allen Konfessionen und ist besonders tätig unter den höheren Ständen. Im Anfange ihres Bestehens erließ sie einen Aufruf an ganz England für moralische und finanzielle Unterstützung. Dieser Aufruf ist jetzt, nach zwei Jahren, wieder erneuert worden. Nun, das Merkwürdige der Sache liegt in den drei Unterschriften, nämlich: 1. Randall Cantuar. 2. + Francis, Arch-

bishop of Westminster. 3. Scott Lidgett, President (1906—1907) of the National Council of the Evangelical Free Churches. Also der anglikanische Primas, der katholische Erzbischof und der Präsident des Bündnisses aller freien evangelischen Kirchen (= der Nonkonformisten), die in der Schulfrage im heißen Dreikampf stehen, haben einen Berührungspunkt, für welchen sie faktisch zusammen arbeiten. Der Aufruf ist an allen Kirchen des Landes angeschlagen.

Battle, 13. Februar 1909.

Josef Wilhelm.

Kurze Fragen und Mitteilungen.

I. (Taufe im Mutterleibe.) Die Arbeit des Herrn Dr. Treitner aus Innsbruck über „eine Taufe im Mutterleibe mittels der Hohlneedle“ bedarf einer wissenschaftlichen Widerlegung nicht. Das Zentralblatt für Gynäkologie 1908, Nr. 39, tut ihr trotzdem die Ehre eines ausführlichen, sachlichen Referats an, aber nur um zu schließen: „Die Arbeit ist mit bischöflicher Genehmigung im Jahre 1908 gedruckt. Bemerkungen sind überflüssig. Aber das dergleichen gedruckt wird, ist doch wunderbar.“ So wenig gerechtfertigt nun auch das Hereinziehen der bischöflichen Behörde erscheint, so gerechtfertigt ist der zweite Teil der Kritik. Eine wissenschaftliche Widerlegung seiner Vorschläge ist nicht zu erwarten, weil dieselben wissenschaftlich nicht begründet und auch nicht zu begründen sind.

Da der Verfasser sich aber mit denselben an das Laienpublikum direkt wendet und daselbst der Eindruck geweckt werden könnte, als ob es sich um einen harmlosen Eingriff handle, „der im Bedarfsfalle selbst der Hebamme überlassen werden könnte“, ist es vielleicht doch angezeigt, von ärztlicher Seite festzustellen, daß 1. der Eingriff selbst in der Hand eines geübten Geburtshelfers nicht immer ungefährlich ist, daß 2. der Eingriff für das Kind direkt lebensgefährlich werden kann und daß 3. in Deutschland kein Arzt sich finden wird, der einen derartigen Eingriff einer Hebamme überlassen wird, sondern im Gegenteil eine Hebamme, die solches unternehmen würde, einer schweren Bestrafung gewärtig sein müßte.

Daß bei dem Eingriff nicht nur die peinlichste Asepsis der Spritze, sondern auch der Haut der Mutter strikte Vorbedingung ist, ist selbstverständlich und trotzdem macht der Verfasser den unbegreiflichen Vorschlag, durch das Hemd durch eventuell die Nadel einzustoßen; daß das Entleeren der mütterlichen Blase allein nicht genügt, um vor unbeabsichtigten Nebenverletzungen zu schützen, namentlich wenn „4 erneute Einstiche“ gemacht werden, ist doch leicht begreiflich. Geradezu unverständlich ist aber die Behauptung, „daß ein Stich in eine Gehirnhemisphäre nicht einmal gesundheitschädlich ist“. Auf andere, doch mögliche und eventuell tödliche Verletzungen des Kindes geht Verfasser gar nicht ein. Daß endlich der Verfasser in der Liebe zu seinem Gott sei Dank nur theoretisch erprobten Verfahren so weit geht, es auch noch nach dem Tode der Mutter zu empfehlen, ist einfach unbegreiflich, da doch jeder Arzt verpflichtet ist, in der Agonie oder doch unmittelbar nach konstatiertem Herztod der Mutter

den Kaiserschnitt auszuführen, wenn noch die Möglichkeit eines lebenden Kindes vorliegt.

Inwieweit die Gültigkeit einer Taufe durch eine Beimengung eines Desinfiziens in Frage gestellt wird, „namentlich wenn dasselbe riecht“, entzieht sich meiner Beurteilung. Ich habe in einer langjährigen geburts-hilflichen Tätigkeit es für richtiger gehalten, mit nicht von Desinfizientien ganz reinem Wasser zu taufen, als gar nicht zu taufen.

(Ein reichsdeutscher Arzt.)

II. (Nacktkultur in der Schule.) Im vorigen Jahrgange konnte ich einige Ausführungen über Nacktkultur in und außer der Schule bringen. Ueber die Fortschritte dieser Bewegung außerhalb der Schule haben die Zeitungen seitdem genug trauriges Material gebracht, aber auch die Schule wollte nicht zurückbleiben. Man befüßt den Kopf, ob man nicht träume, wenn man in der Wiener „Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung“ 1908, S. 79, die Ausführungen Viktor Pimmers über das „Indianerlager“ liest.

Die Idee des „Indianerlagers“, die, wie die Photographien zeigen, in Wirklichkeit ausgeführt worden ist, enthält folgendes: Das Kind wiederholt in sich den Werdegang der Menschheit. Die Erziehung hat nun darauf zu sehen, daß dies systematisch herausgearbeitet werde, d. h. die Schüler müssen angeleitet werden, frühere Kulturstufen zu durchleben. Nun ist die Kulturstufe der Nomaden, Jäger und Fischer die älteste, also muß die Erziehung besonders bei den Stadtkindern mit dieser beginnen.

So ziehen denn die Knaben hinaus, nur mit Hose bekleidet oder mit Schwimmkleid. Lange Marsche stärken die Muskeln. Kochkesseln über dem Lagerfeuer liefern das Essen. Es werden zwei Gruppen gebildet: die einen sind Indianer, die anderen Ansiedler; dann entstehen jene Kämpfe, wie sie in den Lederstrumpfgeschichten so anmutig zu lesen sind. „Ich sah Knaben, die keinen Bissen verzehren wollten, als sie erfahren, daß ihr Freund geraubt worden und, an einen Baum gefesselt, im Feindeslager stünde. Sie schlichen mit dem Messer zwischen den Zähnen auf allen Vieren das Lager an, bis es ihnen gelang, die Stricke zu durchschneiden und dem Freund zur Flucht zu verhelfen“. (S. 86.)

Die Photographien zeigen die „Vorbereitung für das Indianerleben“: Lehrer und Schüler stehen und liegen durcheinander, mit Schwimmhose bekleidet, in einer Au; dann sieht man, wie die „Weißen“ ihr Frühstück kochen, wie sie von halbnackten Indianern überfallen werden, endlich wie „Weiße“ und „Indianer“ in Schwimmhosen eine Entdeckungsfahrt auf der alten Donau unternahmen.

Die Eltern sind angeblich sehr zufrieden mit dieser Methode; „vernünftig weil Kleider und Schuhe, die bei uns nur wenig getragen werden, immer so geschont waren, und das ist unseren Bürgersfrauen die Hauptsache.“ — Das Indianerlager ist ein pädagogisches Neuland. Es hat die seltene Eigenschaft, daß es ein Ideal der Kinder und der Lehrer bildet. Zwang ist ausgeschlossen. Es ist ein Reich, das sich nach natürlichen

Gesetzen regiert, und hier sehen wir zum ersten Male die Forderung erfüllt: „Erziehe naturgemäß!“ (S. 86.)

Nur komme aber noch einmal einer mit dem alten langweiligen Spruche: Alles schon dagewesen! Dr. F. Hg.

III. (Ein Beitrag zur Koedukationsfrage.) Bekanntlich bietet die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen einen Hauptprogramm-punkt der modernen Pädagogik. Äußert man sich hier etwas reserviert, so ist man sofort als rückständig gebrandmarkt. Nun plaudert in der Wiener „Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung“ 1908, S. 105, ein Anhänger jener Forderung (Viktor Pimmer) etwas unvorsichtig aus der Schule. Ich teile hier seinen Bericht mit zur Erheiterung und — zum Nachdenken.

„Ich erinnere mich an den Londoner Schuldirektor der „Higher standard school“ in Beethovenstreet, einen weißbärtigen, abgeklärten Schulmann, der mich vor seine Koedukationsklassen führte und mich eine Zeitlang meinem wortlosen Staunen überließ. Da saßen die 14- bis 16jährigen jungen Männer auf der einen, die ebenso alten Mädchen auf der anderen Seite der Klasse. Mir fiel die peinliche Sauberkeit und der feine Anstand der Kinder auf. (Gerade früher waren sie noch junge Männer! Anm. d. Ref.). Die Knaben trugen tadellose Wäsche, reine Halsbinden und Blumen im Knopfloch! Die Mädchen glichen ebensoviel holden Bräuten mit Blumen im Haar. Der Unterricht begann. Mit raschem Ruck erhoben sich die starken Jünglinge zur Antwort, und wenn sie gut ausfiel, folgten bewundernde Blicke von der Mädchenseite. Dann schlugen wieder die klavierenartigen Antworten der Mädchen an mein Ohr, ohne Süße und Geniertheit. (And all went merry as a marriage bell — „Und lustig ging's zu wie bei einer Hochzeit“, könnte man mit Mark Twain fortfahren. Anmerkung d. Ref.).

Ich dachte gerade, was das für herrliche Paare gäbe, als mich der Direktor unter den Arm nahm und mir zuflüsterte: „Wie sie die jungen Leute hier sehen, so haben sich die meisten in gegenseitiger Neigung gefunden. Diese Neigungen sind einer unserer wichtigsten Erziehungsfaktoren. Sie benehmen dem Knaben die Roheit, bewahren ihn vor Verirrungen und machen die Mädchen energischer, beide aber zielbewußter.“ (Das letztere zweifellos besonders. Anm. d. Ref.)

Ich und die Headmistrees überwachen die Neigungen und leiten und führen die Paare, deren volles Vertrauen wir genießen, und es freut mich herzlich, wenn ich beobachten kann, wie sich oft die differierenden Charaktere gefunden haben. — Und wenn manche dieser Neigungen wirklich vor den Altar führen! — Wir sind die letzten, die sich darüber nicht herzlich freuen würden. Und zum Schlusse: Solange es die Natur so eingerichtet, daß Knaben und Mädchen aus demselben Mutter Schoße entspringen, werde ich dafür sein, daß sie auch gemeinsam erzogen werden.“

Und so etwas maßt sich den Namen „Pädagogik“ an!

Dr. F. Hg.

IV. (Das Lügen der Schulkinder) ist ein fast allgemein verbreitetes Uebel, dessen Bekämpfung eine der vornehmsten Aufgaben des Lehrers und Katecheten sein soll. Die Lügen der Kinder haben oft ihre Quellen in ihrer Angst, Verlegenheit und Uebereilung, in ihrer Genußsucht, Eitelkeit, in falscher Scham und Rücksicht auf die Mitschüler, entspringen aber auch manchmal aus Bosheit und Neid. Sowie nun der Arzt nach Entdeckung der Krankheit dem Patienten die geeigneten Mittel verschreibt, damit er gesund werde, so verfare auch der Erzieher. Umwandlung der Gesinnung des Fehlenden sei dessen erste Aufgabe. Vor allem drücke der Katechet ein lebhaftes Mißfallen gegen begangene Fehler aus. Er stelle dem Kinde seine Sünde vor, die Größe der Beleidigung Gottes und die Strafe, die es von ihm zu erwarten hat. Er sage ihm, daß er solches von ihm nicht geglaubt hätte; er beweise ihm, daß die Lüge durchaus unnötig, verächtlich und in jeder Hinsicht nachtheilig sei. Aber man ermahne nicht nur, sondern wende gegebenenfalls auch Strafen an. Lügnern, deren Motiv Genuß- und Habsucht war, entziehe man oft Angenehmes und versage ihnen Erwünschtes. Ist aber Neid und Bosheit die verderbliche Quelle, so verdienen die Schuldigen die beabsichtigte Folge selbst zu tragen. Rief Trägheit die Lüge hervor, so sei der Schüler zum ernstesten, regelmäßigen Arbeiten anzuhalten. Eine wirksame Strafe aber ist in schlimmeren Fällen, mit weisem Bedacht und großer Mäßigung angewendet, die körperliche Züchtigung, zu welcher kluge Eltern gewiß ihre Zustimmung geben werden. Ist Angst und Uebereilung oder Verlegenheit die Veranlassung zur Lüge, so lasse man Milde und Schonung walten; man mache das Kind ruhig auf seinen Fehler aufmerksam und ermutige es durch sanfte und freundliche Behandlung. Spielt in der Lüge die Ehrsucht die Rolle, so unterlasse man nicht, den Fehlenden zu demüthigen. Besonders energisch verfare man gegen Lügner aus falscher Scham oder Schlaueit und Heuchelei, denn durch deren Vernachlässigung, schreibt Fenelon, werden alle anderen Gebrechen unheilbar. Gerade in diesem heutzutage vielfach vorkommenden falschen Benehmen, wodurch man seinen Nächsten hintergehen will, spricht sich ein großer Grad von Niederträchtigkeit und Hinterlist aus. Beim Strafen beobachte der Erzieher den Grundsatz, daß er dem Geständnis stets eine Verminderung der Strafe folgen lasse, da ja Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist.

H. M.

V. (Kinderfrohsinn) zu wecken und unschuldsvoll und rein zu erhalten, welche lohnende Aufgabe für den Lehrer und Katecheten! Wie lieblich ist der Anblick eines Kindes, aus dessen klaren Augen Heiterkeit und Freude leuchten! O, leitet die euch anvertrauten Zöglinge von frühesten Jugend zu echter Heiterkeit an! Lehrt sie, freundlichen Antlitzes ein lustiges Spiel zu treiben, sich gegenseitig in Liebe und Friede zu vertragen und das selbstlose Streben, anderen eine Freude zu bereiten. Leitet sie an, sich selbst zu überwinden, freudig kleine Opfer zu bringen, willig sich ein Vergnügen zu versagen, alle Arbeiten frohmüthig zu verrichten und alle Leiden und Beschwerden des Lebens geduldig zu tragen. Hütet die Unschuld eurer anvertrauten Kinder mit nimmermüder Sorgfalt, denn dadurch bewahrt

ihr deren Glück und ihren heiteren Sinn. Die Heiterkeit thronen aber auch auf der Stirn des Lehrers und Erziehers; alles Ungemach, das dich beschwert, muß vor der Tür des Schulzimmers abgestreift werden. Nur mit froher Miene tritt vor die Kinder hin und bereite ihnen auch außerhalb des Unterrichts gern eine Freude durch ein liebes ermunterndes Wort, eine anziehende Erzählung und durch den Hinweis auf Gottes Güte und Liebe und auf die ewige Wonne des Himmels. Hast du solcherart die Kinderherzen zu Heiterkeit und Frohsinn erzogen, dann werden sie einst auch zufriedene und glückliche Menschen werden. H. W.

VI. (Eucharistische Predigten.) Zur Ergänzung der Notiz in Nr. 1, S. 220, Jahrgang 1909, werden folgende Erlebnisse mitgeteilt: Als Kaplan der weitausgedehnten Pfarre B. mußte ich einst auf einem Filialfriedhofe einen unversehen gestorbenen Bauer beerdigen und daran anschließend eine Seelenmesse für denselben zelebrieren. Kommt nach dem Gottesdienste ein altes Männlein auf mich zu und fragt mich ganz vertraulich: „Herr Kaplan, wie stehts denn mit meinem Bruder im Jenseits?“ „Mein Freund, das weiß ich nicht, aber hoffen wir das Beste.“ „Nein, nein, Sie müssen's mir sagen, denn Sie wissen's ganz bestimmt. Jener Priester, der für einen Verstorbenen die erste heilige Messe liest, sieht ihn nach der Wandlung und erfährt, ob er selig oder verloren sei.“

An einer anderen Seelsorgsstation passierte mir folgendes: Bringt mir der Mesner eines Tages mehrere Zwanzig Heller-Stücke: „Herr Provisor, dieses Geld habe ich im „ewigen“ Lichte gefunden. Wahrscheinlich hat's jene Bäuerin K. hineingegeben, die den Glauben hat, dann müsse ihr ein Dieb das gestohlene Gut zurückbringen.“

Aber auch in Bezug auf das Sakrament der Buße sind Irrtümer unter dem Volke verbreitet. Einmal wollte mir eine Frau die Sünden ihres Mannes beichten, der unversehen gestorben war. Dasselbe wollte eine Witwe tun, deren Mann sich selbst das Leben genommen hatte.

Also gründlicher, allseitiger Volksunterricht ist dringend notwendig; denn wo es an wahren Glauben fehlt, fängt der Aberglaube an.

St. Georgen am Sandhof, Kärnten.

Franz Lasser,

Kollegiatkanoniker u. Pfarrer.

VII. (Predigtweise des heiligen Paulus.) Ueber die Art und Weise, wie der heilige Paulus das Evangelium predigte, macht der Privatdozent Dr. Leopold in Halle folgende beherzigenswerte Bemerkung: Wenn wir die Frage: Was predigte Paulus vor Nichtchristen? erheben, so denken wir vor allem an die eigentümliche Missionspredigt auf dem Areopag zu Athen. In Athen, dem Mittelpunkt griechischer Bildung, bemühte sich Paulus offenbar, das Christentum den gebildeten Griechen möglichst annehmbar zu machen. Dazu gab es nur ein Mittel: Rücksichtnahme auf die stoische Philosophie. Er konnte das mit gutem Gewissen tun, denn zwischen Christentum und Stoizismus gab es ja manche, wenn auch äußerliche Ähnlichkeiten. So schmückte denn Paulus seine Rede mit einem Zitate aus dem stoischen Dichter Aratus: „Wir sind seines (d. i. Gottes) Geschlechts.“ Bei der Schilderung der Allwirksamkeit Gottes bedient er sich Wendungen,

die an die stoische Philosophie erinnerten: „In ihm leben und weben und sind wir.“

Hat der heilige Paulus mit dieser Predigtweise Erfolg gehabt? Die Apostelgeschichte erzählt uns, daß nur einige sich dem Glauben anschlossen.

Bei der nächsten Gelegenheit, in Korinth, wiederholte der heilige Paulus seine Predigtweise nicht, obwohl es auch hier Gebildete gab, die für den Stoizismus Verständnis hatten. Er predigte hier das schlichte, einfache Evangelium, ja, es scheint, daß er mit einer gewissen Absicht in dieser Stadt des Lebensgenusses die Predigt vom Kreuze in den Vordergrund gestellt hat.

Wenn der heilige Apostel schreibt (1. Kor. 9. 20), er bemühe sich, den Griechen ein Grieche zu werden, so ist dies dem Gesagten nicht entgegen. Der heilige Paulus bemühte sich, in Sprache und Form des Vortrages den geborenen Griechen verständlich und angenehm zu werden, er legte ihnen niemals jüdische Gesetzesvorschriften ans Herz; aber auf philosophische Erörterungen ließ sich Paulus niemals wieder in dem Maße ein wie auf dem Areopag zu Athen.

Diese Bemerkungen verdienen sicherlich volle Beachtung besonders von jenen, die von der Vereinigung des Katholizismus mit der modernen Kultur das Heil der Menschen erwarten. Gewiß wird der Apologet, der Prediger die Zeugen für die Wahrheit aus den verschiedenen Wissenszweigen nicht zurückweisen. Er wird in Sprache und Vortrag den Zuhörern sich anpassen, damit sie das Gesagte verstehen können. Doch wie den Weisen Griechenlands hilft auch dem heutigen Geschlechte nur eins, das alte, ewig wahre, ganze Evangelium, insbesondere die Predigt vom menschengewordenen Sohne Gottes, von Christus dem Gekreuzigten. A.

VIII. (Ehedispens-Gesuche nebst Beilagen von im Konkubinat lebenden Personen stempelfrei.) Das k. k. Finanzministerium hat laut einem Schreiben der k. k. Finanzdirektion in Prag vom 19. Jänner 1909, Z. 2909/V, ausnahmsweise gestattet, daß von einer Stempelung der mit einem Mittellosigkeitszeugnis versehenen Gesuche der im Konkubinat lebenden Personen um politische Dispens zur Eheschließung Umgang zu nehmen sei, ebenso auch von Matrikelauszügen, die nur zu amtlichen Zwecken behufs Trauung auszustellen sind.

Anton Pinzger.

IX. (Lebens- und Todesbestätigungen für private Zwecke.) Durch § 1 des Hofkammerdekretes vom 17. April 1834 sind die Pfarrämter verpflichtet worden, auf den Zahlungsquittungen über Pensionen, Provisionen, Gnadengaben usw. der in ihrem Pfarrsprengel wohnenden Personen zu bestätigen, daß sie am Leben sind. Diese Bestätigungen sind sohin als amtliche Funktionen stempelfrei. Nach Ausspruch der n.-ö. Finanzdirektion sind auch die Lebensbestätigungen auf Privaturkunden stempel- und gebührenfrei. Todesfallsbestätigungen für Leichenvereine oder Versicherungen, insoferne das bezeugte Ableben der Liquidierung eines Genusses zur Folge hat, sind gemäß I.-P. 117 lit. n. bedingt, d. h. zu dem

Gebrauche, zu welchem sie beigebracht werden müssen, gebührenfrei. Nur muß an der Stelle, wo das Stempelzeichen sonst anzubringen ist, der Zweck der Urkunde und die in Frage kommende Person angegeben werden.

X. (In Sachen der Personal-Einkommensteuer von Stiftsgeistlichen kann auch die Nachweisung des gesamten Stiftungsvermögens verlangt werden.)

Die einzelnen Konventualen des Stiftes Lfegg hatten ihre Dienstbezüge spezifiziert einbekannt, darunter die Sustentation im Schätzwerte mit je 912 K 50 h. Die Bemessungsbehörde fand, daß das gesamte steuerpflichtige Einkommen des Stiftes nicht vollständig erschöpft ist. Nun aber beziehen die Stiftsmitglieder im allgemeinen ihre Versorgung aus dem Gesamteinkommen und sind zu ihnen auch die auswärtigen Benefiziaten zu zählen. Die Bemessungsbehörde verlangte daher genaue Auskunft über alle in Versorgung stehenden Mitglieder und über das gesamte Klostervermögen. Nach der Rechtsanschauung des Abtes erstreckte sich die Forderung auf ein nicht steuerpflichtiges Einkommen und glaubte daher derselbe das Gesamteinkommen nicht einbekennen zu müssen. Der Verwaltungsgerichtshof bemerkte aber in seinem Erkenntnisse vom 1. Februar 1908, Z. 664, daß die Forderung die Rechtsanschauung über die Steuerveranlagung nicht präjudiziere, sondern daß hier die Gehoramspflicht nach § 269 P. St. G. maßgebend sei, wonach jedermann gehalten sei, die ihm von der Steuerbehörde aufgetragenen Erklärungen, Bekennnisse und Auskünfte gewissenhaft zu liefern.

A. P.

XI. (Konfirmation einer Schulstiftung bei Unerfüllbarkeit einzelner Bedingungen.)

P. Stuibler hatte in seinem Geburtsorte Hadruwa ein geistliches Benefizium gestiftet und unmittelbar daran fünf Nationalbankaktien mit dem gewidmet, daß die Gemeinde eine Ortschule baue, darinnen auch eine Benefiziatenwohnung sei, wo der Lehrer die jährliche Rente per 150 fl. öst. W. zu genießen habe gegen dem, daß er den Mesner gratis mache und arme Kinder auch gratis unterrichte. Mit Rücksicht auf das neue Reichsschulgesetz, welches dem Lehrer den Mesnerdienst untersagt, kam es zwischen den kirchlichen und Schulbehörden zu einer Einigung dahin, daß das Stiftungsvermögen zu einer Hälfte dem kirchlichen, zur anderen Hälfte dem Schulzwecke zugeführt werden soll. Bei der staatlichen Konfirmation kam es zwischen dem Landeschulrate und dem Ortsschulrate Hadruwa zu einer Verschiedenheit der Rechtsanschauung. Letzterer wollte das Erträgnis der Rentenquote für sich zur Entlastung der Gemeinde von der Schulgeldzahlung für Arme und weil der Lehrer ohnehin seinen hinreichenden Gehalt vom Lande aus beziehe. Dieses Begehren wurde aber schließlich vom B. G. H. mit Erkenntnis vom 6. Februar 1908, Z. 1197, abgewiesen. Denn nach dem ausdrücklichen Willen des Stifter solle der Lehrer die Rente von 150 fl. zu genießen haben. Die Behörden sind daher bei der Konfirmation von der Auffassung ausgegangen, daß eine Lehrdotations-, nicht aber eine Schulgeldbefreiungs-Stiftung vom Stifter intendiert war. Wenn die Beschwerde meint, daß durch die neue Schulgesetzgebung dem Lehrer die Erteilung des unentgeltlichen Unterrichtes an arme Schulkinder ebenso unmöglich gemacht

wurde wie der Mesnerdienst und daher der Ortschulrat in den Genuß der Stiftung zu kommen habe, zumal die Gemeinde für die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes aufzukommen habe, so muß darauf hingewiesen werden, daß schon der § 180 der politischen Schulverfassung der Lehrer den armen Kindern den Unterricht überhaupt nicht verweigern durfte und der Lehrer gegenwärtig in seinem Gehalte die Entlohnung für den Unterricht armer Kinder zu erblicken hat. Allein in der streitigen Kodizilsbestimmung ist wohl anzunehmen, daß der Testator sagen wollte, weil der Lehrer an dieser Schule auch armen Kindern gratis den Unterricht zu erteilen haben wird, so soll er nebst seinen sonstigen Einnahmen auch noch jene der Stiftung haben. Der Stifter wollte offenbar die Lehrdotacion erhöhen und für bessere Lehrkräfte begehrenswerter machen. A. P.

XII. (Müdwirkung des Religionswechsels eines überlebenden Ehegatten auf ein unmündiges Kind.)

Die Witwe Josefina Stimen meldete ihren Austritt aus der katholischen Kirche und Uebertritt zur evangelischen „Kirche“ nebst ihrem noch nicht sieben Jahre alten Töchterchen Hermine an. Die Behörden nahmen, aber den Uebertritt des Kindes nicht zur Kenntnis, denn nach Art. 2, Ges. vom 25. Mai 1868, erscheint die Rekurrentin nicht berechtigt, das Religionsbekenntnis ihres aus einer rein katholischen Ehe stammenden Kindes zu ändern. Der B.-G.-H. hob aber mit Erkenntnis vom 6. Februar 1908, Z. 1196, die Entscheidung der Behörden auf; denn der Religionswechsel des Kindes Hermine hatte schon gemäß al. 2 des Art. 2, leg. c., einzutreten. Der Uebertritt der Mutter bewirke ipso jure auch den gleichen Religionswechsel ihrer noch nicht sieben Jahre alten Tochter, was auch durch die al. 2 des Art. 1, leg. c., bekräftigt erscheint. A. P.

XIII. (Abschreibung des Gebührenäquivalentes während des Dezenniums.)

Die Gemeinde Schwachat hatte für einen Schulhausbau Vermögensschaften von 54.500 Kronen verwendet und begehrte nun die Abschreibung des hievon entfallenden Gebührenäquivalentes für den Rest des Dezenniums. Der B.-G.-H. wies aber mit Erkenntnis vom 11. Februar 1908, Z. 155, dieses Verlangen ab. § 35 der Ministerialverordnung vom 14. Juli 1900 ordnet im Abs. 2 an, daß eine Abschreibung des gesetzlich bemessenen Gebührenäquivalentes nur dann stattfindet, wenn im Laufe des Dezenniums eine Veränderung unbeweglicher Sachen oder eine Verwandlung von beweglichen in unbewegliche Sachen stattfindet. Wenn aber die Ausnahmsbestimmung des § 35 mit der Absicht des Gesetzes, ein Äquivalent der Prozentualgebühren zu schaffen, in Einklang gebracht werden soll, so ergibt sich, daß eine Abschreibung nur für den Fall gewollt ist, wenn entweder eine unbewegliche Sache veräußert oder eben vom beweglichen Vermögen ein unbewegliches ins Eigentum erworben wird. In beiden Fällen wird aus Anlaß dieses Austrittes ohnehin eine Vermögens-Uebertragungsgebühr bemessen. Anders war die Transaktion der Gemeinde Schwachat; denn es wurde weder eine unbewegliche Sache veräußert, noch wurde eine solche aus dem beweglichen Vermögen erworben und

hat daher auch kein Anlaß zur Entrichtung einer Vermögens-Übertragungsgebühr stattgefunden; somit war überhaupt eine Abschreibung unstatthaft.

A. P.

XIV. (Ruhegenüsse als Ausgabe bei der Religionsfonds-Steuerbemessung.) Im Sinne des Gesetzes vom 16. Dezember 1906 werden geistliche Benefizien, insbesondere Bistümer, Kapitel, Stifte, Klöster, der Versicherungspflicht ihrer untergebenen Bediensteten mit Beamtencharakter dadurch Genüge leisten wollen, daß sie in Ersatzverträgen als Dienstgeber die Verpflichtung zur Auszahlung von Ruhegenüssen übernehmen. Falls nun die Anrechnung solcher Pensionen bei Bemessung der Religionsfondssteuer angestrebt wird, so ist in dieser Hinsicht für solche Ersatzverträge, abgesehen von der gemäß § 67 leg. cit. für solche Verträge erforderlichen Genehmigung des Ministeriums des Innern, vorerst nach § 9, Punkt 6 der M.-B. vom 21. August 1881 die Genehmigung der Landesstelle einzuholen.¹ (Note der n.-ö. Statth. 3 XV, 349.)

A. P.

XV. (Pilgerzüge.) Ueber Wallfahrten in ferne Länder ist schon von guter Seite manchmal ungünstig geurteilt worden. Der Bischof von St. Gallen bemerkt in seinem Rejess an die Geistlichkeit seiner Diözese vom 15. November 1908, daß trotz mancher Gründe für dieselben der Seelsorger ohne Verletzung der Pietät auch seine Bedenken dagegen äußern dürfe. Es werden größere Geldauslagen gemacht, die manchmal für nahe-liegende und bessere, notwendiger Zwecke verwendet werden könnten. Solche Reisen sind mit Strapazen verbunden, die für geistiges und körperliches Wohlfühlen nicht ohne alle Gefahr sind. Solche Pilgerzüge sind außerordentliche Dinge, die eben mehr für außerordentliche Verhältnisse passen. Vielleicht ist manchmal irgend ein irdischer Vorteil (Ansehen, Auszeichnung, Gelderwerb, Reiselust das Motiv der Anregung, Neugierde, die Gelegenheit, billig und bequem fremde Orte sehen zu können, der Grund der Beteiligung. Um Hilfe in Leiden und verschiedenen Anliegen zu finden, genügt wohl auch ein Wallfahrtsort im Lande, eine recht nahegelegene Wallfahrtskirche ist die Pfarrkirche, in der jeder bei der heiligen Messe und Kommunion den besten Trost und die beste Hilfe finden kann, vor allen Gnaden und Segen findet, seine Standespflichten treu zu erfüllen, sein Kreuz in Geduld und Liebe Jesu nachzutragen. Die schönen und wahren Worte, die der Verfasser der „Nachfolge Christi“ im 4. Buch, 1. Kapitel, diesbezüglich geschrieben hat, verdienen auch heute noch Beachtung und Befolgung.

A.

XVI. (Polizeiliche Anmeldung allein begründet nicht den ordentlichen Wohnsitz.) (D. G. H. vom 4. April 1882, Z. 1582, Slg. 8945.) Ein Bauer, welcher lange Zeit in einer Pfarre Niederösterreichs im Konkubinate lebte, jedoch daheim die Dienstmagd nicht

¹) Punkt 6, § 9, lautet: Pensionen, Gnadengaben und Unterstützungen, falls sie auf zu Nicht bestehenden Verbindlichkeiten beruhen und dafern es sich um Leistungen dieser Art handelt, welche nach Wirksamkeit des Gesetzes vom 7. Mai 1874 übernommen worden sind, die Zustimmung zu ihrer Verabreichung von der Landesstelle erteilt worden ist, sind als Ausgaben einzustellen.

heiraten wollte, verfiel auf folgendes Kunststück, das ihm wahrscheinlich ein Advokat nicht arischen Stammes geraten hatte. Er meldete sich und seine Konkubine polizeilich in Wien und nachdem die nötige Frist verfloßen war, kam es zur Trauung nach vorausgegangener Verkündigung in Wien, Pfarre S. J., während er tatsächlich ununterbrochen mit der Braut in der Landpfarre domizierte. Eine Verwandte stellte ein gefälschtes Wohnungszeugnis aus.

Der Kirchenvater machte eines Sonntags den Pfarrer, welcher von einer Verkündigung und Trauung des Bauers in Wien nichts wußte, aufmerksam, daß an diesem Tage der Bauer K. in Wien seine Hochzeit habe. Der Pfarrer entgegnete, daß dies ja nicht möglich sei, da K. sowie seine Braut hier nicht verkündigt worden seien, keine Entlassung auch erhalten hätten, tatsächlich die letzte Zeit immer hier gewohnt hätten und, wenn sie eine Ehe in Wien schließen würden, eine ungültige schließen.

Der Pfarrer erkundigte sich jedoch in Wien und erfuhr von der wirklich vollzogenen Trauung des K. mit der J. Es stellte sich wirklich heraus, daß die Brautleute nur polizeilich gemeldet waren und ein gefälschtes Wohnungszeugnis beibrachten. Die Heimatsgemeinde, wo K. ununterbrochen auch die letzten Wochen domizierte, bestätigte das *domicilium verum* derselben auch in der letzten Zeit, und überdies konnte auch der Pfarrer schriftlich bezeugen, daß er mehrere Male den Bauer K. in seiner Pfarre während der letzten sechs Wochen bei der Feldarbeit gesehen und mit ihm gesprochen habe. Vor vier Wochen behob derselbe noch bei ihm seinen Geburts- und Tauffchein.

Der Fall wurde ans hochwürdigste f.=e. Ordinariat berichtet, welches denselben auch an die n.=ö. Statthalterei weiterleitete. Der Bescheid des hochwürdigsten f.=e. Ordinariates lautete unter anderem folgendermaßen: „Betreffend die Sanierung der zwischen K. und J. geschlossenen Ehe, welche wegen defectum parochi proprii und des Mangels der Verkündigung sowohl im staatlichen als auch im kirchlichen Rechtsbereiche ungültig eingegangen wurde, wird Euer Hochwürden eröffnet: Es wird hiemit vom f.=e. Ordinate die Dispens von den drei Aufgeboten gegen Ablegung des Manifestationseides erteilt und von Seiten der k. k. niederösterreichischen Statthalterei vom . . ., gemäß §§ 83 und 88 a. b. G. B. die Nachsicht von den mangelnden Erfordernissen ausgesprochen. Euer Hochwürden wollen nun diese Eheeinwilligung von den beiden Eheheuteuten in Gegenwart von zwei vertrauten Zeugen nach der vorgeschriebenen Form entgegennehmen und diesen Ehefall mit fortlaufender Zahl in die Ehematrik unter Berufung auf Datum und Zahl des Ordinariatserlasses sowie der Statthalterei-Entscheidung eintragen und einen ordnungsmäßigen Trauungschein gegen Einziehung des Scheines des Pfarramtes Wien hinausgeben. usw.“

Breitstetten (N.=De.)

Karl Burtcher, Pfarrer.

XVII. (Hertha als Taufname.) Nulla dies sine linea und in der Großstadtseelsorge: Kein Tag ohne Verdruß. Kommt da eine Hebamme, von einer „christlichen“ Familie geschickt, die ihr am 9. des

Mondes geborenes Kind erst am 23. ejusdem taufen lassen will, und Hertha soll es heißen. Es wurde der Patin und Hebamme ruhig erklärt, das Kind könne diesen Namen in der heiligen Taufe nicht erhalten, da es der Name einer heidnischen Göttin der Germanen sei. Darauf geht die Patin zu den „christlichen“ Kindeseltern zurück. Sie kommt: „Die Eltern bestehen darauf, es muß Hertha getauft werden.“ Ebenso ruhig lautet die Erklärung: Hertha wird es nicht getauft. „Nun gut“, sagt die erzürnte Hebamme, „das ist mir noch nicht vorgekommen, ein Kind zurückzutragen ohne Taufe. Ich gebe das in die Zeitung und wir (!) lassen das Kind protestantisch taufen. Vor einigen Wochen ist auch ein Kind hier in dieser Pfarre Hertha getauft worden und der geistliche Herr hat nichts gesagt“. Erzürnt schlug sie die Sakristeitür zu — um nach einigen Minuten wiederzukommen. „Wir lassen das Kind Gertrud taufen. Geht das?“ Freilich ging es. Nach der Taufe meinte dieselbe Hebamme schnippisch: „Und wir werden sie doch Hertha nennen.“ Daraus folgt: 1. wie sehr der christliche Glaube in manchen Familien der Großstadt gesunken ist, 2. auch unter den Hebammen. Es war leider wahr, daß ein geistlicher Mitbruder eine Hertha getauft. 3. Priesterkonferenzen sind notwendig. Wenn das kirchliche Gesetz urgiert wird, wird gleich mit Abfall gedroht.¹

Wien.

Karl Krafa, Kooperator.

XVIII. (Missio canonica zum öffentlichen und Privatunterricht in der katholischen Religion.) Es ist gewiß, daß Geistliche und Laien die Missio canonica zur Erteilung des Religionsunterrichtes an allen Schulen bedürfen. Die Fähigkeit erlangt der Priester durch die Prüfung vor dem Bischofe oder seinem Stellvertreter vor der Priesterweihe im Seminar, der Lehrer durch die Prüfung, welche er über Religion vor dem Vertreter des Bischofs bei der Lehrbefähigung macht. Zur Berechtigung, jenen Religionsunterricht zu erteilen, gelangt der Priester durch die Anstellung in der Seelsorge durch die Missio canonica der Laienlehrer. Die Akten der I. Diözesansynode 1908 in St. Pölten bemerken, daß nur in den seltensten Fällen, nur zur Supplierung erkrankter Katecheten, Lehrer, die praktische Katholiken sind, die Missio erhalten. Sicherlich genügt die mündliche Erteilung, obwohl ein eigenes Dekret angezeigt wäre. In unserem Volksschulgesetz ist auch der Kulturkampf-Samenfarn, daß der Staat, wenn die Geistlichen keinen Religionsunterricht erteilen können oder wollen, die Lehrer Religionsunterricht erteilen heißt. — Zur Erteilung des Privatunterrichtes aus Religion sind die Eltern und deren Stellvertreter (z. B. Großeltern, Pflegeeltern, Paten und Vormünder) verpflichtet und daher berechtigt. Aber wie sieht oft dieser Unterricht aus! Wen betrauen sie oft mit der Erteilung! Ein solches Kind wird zur Erteilung des Religionsunterrichtes — einem Schneidermeister überlassen!

¹) In den Akten der St. Pöltener Diözesansynode 1908, pag. 69, ist ein Decretum S. Officii dd. 13. Jänner 1883 zitiert, laut welchem der taufende Priester in einem solchen Falle eine Anmerkung in das Taufbuch machen soll, daß die Eltern das Kind durchaus Hertha haben nennen wollen, er habe aber den Taufnamen z. B. Gertrud gegeben.

Tatsächlich vorgekommen. Eine Jüdin meldete sich zur heiligen Taufe. Sie war gut im Katechismus unterrichtet. „Wie kommt das?“, fragte ich. „Ich habe schon mehrere katholische Kinder privatim unterrichtet.“ Allerdings fiel sie wieder ab und kann trotzdem als Lehrerin wirken und vielleicht wieder Kinder aus Religion Privatunterricht erteilen. Es ist sehr traurig, wenn der Katechet, wenn ihm die Kinder mit 14 Jahren zur Prüfung vorgeführt werden, nur konstatieren kann: nicht genügend. Mit den religiösen Übungen und dem Empfang der heiligen Sakramente sieht es ebenfalls schlecht aus. Großartig war der Protest einer Mutter, deren privat unterrichtetes Kind der Katechet bei der Religionsprüfung fragte, ob es schon eine Kirche im Innern gesehen. Ein Oberlehrer hielt sich gewaltig auf, daß der Katechet die Note aus Religion erst geben wollte, nachdem der Nachweis über den Empfang der heiligen Sakramente erbracht sei. Es sollte auch jeder, der privatim aus Religion unterrichtet — die Eltern ausgenommen — von der kirchlichen Behörde die *Missio canonica* schriftlich erhalten. Baron Hock hat bekanntlich im Abgeordnetenhaus interpelliert, wieso es komme, daß sich ein Katechet geweigert habe, die Kinder eines Notars aus Religion zu prüfen, die von einem Lehrer aus Religion unterrichtet wurden. Der Katechet handelte über Weisung der Kirchenbehörde! Vielleicht ist das ein Anlaß, diese Frage zu regeln. Fiat.

Wien.

Karl Kraja, Kooperator.

XIX. (Der Bilmenschnitt.) Im 1. Hefte der Theolog. Quartalschrift des Jahres 1908, S. 201, ist unter den kurzen Mitteilungen (Titel: Schelmerei oder Hexerei) der öfters vorkommende Fall besprochen worden, daß mitten in Getreide- oder Kartoffelfeldern gerade, schmale Linien wie ausgeschnitten erscheinen. Es wurde schon daselbst die abergläubische Meinung zurückgewiesen, daß es sich um einen Teufelspuk handle, aber noch die Erklärung offen gelassen, daß es sich um böse oder neckerische Menschen handeln könne und nur vermutungsweise auf Tiere (auch Hasen) hingewiesen. Letztere Erklärung findet nun ihre Bestätigung durch eine freundliche Zuschrift aus Deutschland. Es waren und sind auch dort noch abergläubische Vorstellungen darüber, wie aus dem Werke von A. Wuttke: „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“, 3. Aufl., bearbeitet von E. H. Meyer (Berlin 1900), hervorgeht, und ein neuer aus Sachsen-Altenburg in den „Psychischen Studien“ berichteter Fall zeigt. Dieselbe Zeitschrift veröffentlichte aber eben darauf (J. 1899, S. 188) einen Aufsatz des Gutsdirektors B. C., in dem es heißt: „Bei uns in Böhmen, wo es noch genug Hasen gibt, können jährlich zahlreiche lange, schmale, gerade gemähte Gassen im reisenden Getreide beobachtet werden. Ein Aberglaube hierüber existiert hier nicht. Jägern, Wilddieben zc. sind sie unter dem Namen „Hasenwechsel“ bekannt.“ An anderen Orten werden Hehe „die Schelme“ sein.

G. K.

XX. (Beicht-Polnglotten.) Das erste Heft der Quartalschrift für 1909 beklagt auf Seite 206 den peinlichen Fall, daß ein sterbender Greis, Slowene, nicht beichtgehort werden konnte, weil der deutsche Ortsgeistliche nicht slowenisch verstand, wie umgekehrt der Slowene nicht deutsch.

Die moderne Findigkeit weiß überall Mittel und Wege, warum nicht auch da? Für Reisezwecke gibt es längst sogenannte Polyglotten in allen Sprachen, die das zum Reisen unentbehrliche Redematerial kurz und bestimmt enthalten, mit genauer Angabe der Aussprache der fremdsprachigen Texte. Vor mir liegt „Polyglott' Runge in Köln, Verlag von Karl Georgi: deutsch-schwedisch, Preis 50 Pfennig“. Sie enthält drei Rubriken nebeneinander: 1. Rubrik deutscher Text, 2. Rubrik schwedischer Text, 3. Rubrik Aussprache des schwedischen Textes. Abfassung und Handhabung einer Beicht-Polyglotte hätten wohl auch keine besonderen Schwierigkeiten; es handelte sich hier im wesentlichen nur um einen Beichtspiegel mit Vorbemerkungen und Schlußbemerkungen. Vorbemerkungen: 1. Antworten Sie auf jede Frage bloß ja oder nein, weil ich andere Worte nicht verstehe. Sind Sie katholisch? verheiratet? — Schlußbemerkungen: 1. Seien Sie getrost, diese Beicht genügt unter diesen Umständen. Sollten Sie noch etwas Besonderes vorzubringen haben, was wir nicht besprechen können, so gilt dies als eingeschlossen. 2. Zur Buße ein Vater unser, drei, fünf, zwölf Vater unser! Der Beichtspiegel müßte so gehalten sein, daß einerseits in jedem Falle leicht eine Materie zu erhalten wäre (Zerstreuung im Gebet, Ungeduld, Aerger über andere) und andererseits heikle Materien (6. und 7. Gebot) um der Beruhigung des Gewissens willen nicht zu allgemein behandelt erschienen. Bezüglich der Zahl der Todsünden müßte die Form der Frage lauten: Defters als einmal? öfter als zehnmal? öfter als zwanzigmal? — alle Tage? alle Wochen? alle Monat? Sterbende, die die Sprache verloren haben, könnte man veranlassen, durch Händedruck oder Schließen der Augen „ja“ zu markieren. Bemerkung: „Wenn ja, drücken Sie mit der Hand oder schließen Sie die Augen.“ Gebildeten Ausländern könnte man nach Umständen zur besseren Orientierung gleich ein Exemplar Polyglotte in die Hand geben. Nichtkatholiken sage man in einem solchen Fall: „Bereuen Sie alle Sünden Ihres Lebens, haben sie den Willen, alles zu tun und zu leiden, was Gott von Ihnen verlangt! ich bete auch für Sie, ich segne Sie“, und absolviere bedingungsweise. — Eine derartige Beicht-Polyglotte würde sicher Absatz finden, zumal sie äußerst billig hergestellt werden könnte; für je eine Sprache genügte je ein Blatt. Unter der Voraussetzung, daß solche Beicht-Polyglotten nur im dringendsten Notfall, namentlich bei Sterbenden, Anwendung finden dürften, würden sicher auch die kirchlichen Oberhirten gern entgegenkommen, und wäre ein solches gewiß zeitgemäßes Hilfsmittel selbst solchen, die die betreffende Sprache gelernt haben, überaus willkommen, da zur vollen Beherrschung einer fremden Sprache nicht wenig Übung gehört und gerade die Katechismusausdrücke wohl den allermeisten gar nicht bekannt sind. Wie viele von den hundertten und tausenden deutscher Priester, die französisch, italienisch oder englisch betrieben haben, hätten wohl den Mut, ohne nähere Vorbereitung Beichten in diesen Sprachen abzunehmen!

Jos. Mich. Weber, Pfarrer.

XXI. (Wo sind die Reliquien der heiligen Elisabeth?) Bekanntlich war der deutsche Ritterorden bis zu seiner Auflösung

durch Napoleon im Jahre 1809 Hüter des Grabes der heiligen Elisabeth und Besitzer des von ihr in Marburg gegründeten Hospitals. Landgraf Philipp „der Großmüthige“ mußte die heiligen Gebeine, die er 1539 der Verehrung entrißen hatte, 1548 dem deutschen Orden zurückstellen. In den Histor.-Polit. Blättern veröffentlichte Sophie Görres, die Enkelin des großen Görres, einen Aufsatz, worin nachgewiesen wird, daß die Ueberreste der Heiligen in Wien im Kloster der Elisabethinerinnen erhalten sind. Erzherzog und Deutschmeister Maximilian ließ diese Reliquien 1588 zu Marburg erheben und dem Klarissenkloster in Wien übergeben. Bei der Aufhebung dieses Klosters durch Kaiser Josef II. kamen sie an die Elisabethinerinnen, unter deren Obhut sie jetzt noch verwahrt werden. Die urkundlich erwiesene Tatsache, daß die Ueberreste der von dem deutschen Volke besonders verehrten Heiligen teilweise in Wien erhalten sind, wird gewiß freudigen Widerhall finden. Aber der größere Teil derselben befindet sich wohl noch in der Elisabeth-Kirche zu Marburg. Sie wurden 1548 nicht mehr in den prachtvollen Sarkophag zurückgelegt, sondern an einem Orte des Münsters begraben, der nur in der nächsten Umgebung des Hoch- und Deutschmeisters bekannt war. Durch von Dudif O. S. B. in der ehemaligen Deutschmeisterresidenz Mergentheim aufgefundenen Dokumente vom Jahre 1718 ist nun die Stelle genau bekannt, wo die Reliquien der heiligen Elisabeth in der Marburger Kirche verwahrt liegen. Sie befinden sich neben dem Denkmale des Hochmeisters Konrad von Thüringen, des Stifters der Kirche. Dieselben wurden 1854 zufällig aufgefunden und ohne Untersuchung wieder beigesetzt. Eine Reliquie der Heiligen besitzt auch die Deutschordenskirche in Bozen.

Altvogelstein.

Albert Zeisberger, Deutschordenspriester.

XXII. (Requiescant oder Requiescat in pace?)

Auf die Anfrage, ob man zum Schlusse der Visitatio sepulchri seu feretri, also des Libera, Requiescant oder Requiescat in pace zu beten habe, antwortete am 22. Jänner 1678, num. 1611 der Sammlung, die Ritenkongregation: „Quando absolutio est pro uno defuncto, in singulari; pro pluribus, in plurali. In Missa vero semper in plurali. Ganz daselbe schreibt klar und deutlich sowohl der Ritus servandus in celebratione Missae, tit. XIII, num. 4, und das Missale Defunctorum wie auch das Rituale romanum vor. Nur bei der Messe, wie in der zitierten Entscheidung erklärt ist, und bei der Vesper und den Laudes, wie aus der Entscheidung der Ritenkongregation vom 7. September 1861. num. 2572 ad 24, „Nihil immutandum“ hervorgeht, hat man immer Requiescant in der Mehrzahl beizubehalten.

Peter Alvera.

Inserate.

Soeben erschien:

Fortsetzung

(II. Hauptband)

zu

Denifle's Luther-Werk

II. Hauptband bearbeitet von
P. Albert Maria **Weiß** O.P.
Gr. 8°. (XVI u. 514 S.) Geh.
M. 7.— = K 8.40, gbd.
M. 9.50 = K 11.40.

(Prospekt gratis)

Der unermüdlliche Fleiß des von höchster kirchlicher Stelle mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses P. Heinrich Denifle's († 10. Juni 1905) betrauten Kulturhistorikers und Apologeten Univ.-Prof. D. Dr. Albert Maria Weiß O. P. hat in verhältnismäßig rascher Folge die Edition des zweiten Hauptbandes des Denifle'schen Werkes nunmehr vollendet

Hauptabschnitte des Inhalts des zweiten Hauptbandes: Die Vorbereitungen auf die Reformation. — Die Lehren des Luthertums in seiner ersten Entwicklung. — Die Rückbildung des ursprünglichen Luthertums bis zur Ausbildung des Protestantismus. — Der Geist des Luthertums. — Die Quellen des Luthertums. — Die Wirkungen des Luthertums.

Früher erschien: I. Hauptband:

Abt. I. 2. Aufl. 1904. Gr. 8°. (XXX u. 422 S.) Geh. M 5.—

= K 6, geb. M 7.50 = K 9.

Schluß-Abt. 2. Aufl., herausgegeben v. Albert Maria

Weiß O. P. 1906. Gr. 8°.

(XI, 486 u. XXIV Seiten mit div. Illust.) Geh. M 6.50 =

K 7.80, geb. M 9.— = K 10.80.

Ergänzungsband I.

Quellenbelege. M 5.50 = K 6.60.

Ergänzungsband II.

Lutherpsychologie. M 4.— = K 4.80.

Verlag Kirchheim & Co.
Mainz.

Gesetze, Verordnungen und Erlässe

die das Volksschulwesen betreffen, zusammengestellt von

Dr. Wilhelm Jenz, k. k. Hofrat d. R., 1. Band K 9. ist soeben erschienen und stets vorrätig in Du. Haslingers Buchhandlung (J. Sachsperger) in Linz an der Donau.

Ulr. Moser (J. Meyerhoff), k. u. k. Hofbuchhändler, Graz.

Neuer Verlag, bestens empfohlen:

Klimsch, Dr. R., Wanderungen durch Rom. Bilder, Skizzen und Schilderungen aus der ewigen Stadt. Zweite reich illustrierte Aufl., brosch. K 3.60 = M. 3.—, Kaliko K 4.80 = M. 4.—.

Ueber das Buch sagte die Kritik: „Ein Extrakt des Besten, was phantasiebegabte Menschen empfunden, geistvolle Dichter gesungen, sinn- und farbenreiche Schilderer gezeichnet und gefeiert haben“ — nunmehr geschmückt mit über hundert Abbildungen.

Pless, Dr. F., Unser Nervensystem. Für Erzieher und Eltern. K —.60 = M. —.50.

Roik, A., Der Schmuck der Jungfrau. Mahnworte an die reifere weibliche Jugend. K 1.— = M. —.80, geb. K 1.50 = M. 1.25.

Schultes, P. Reg., Wunder und Christentum. (Konferenzen.) K 1.60 = M. 1.40.

Szabó, P. Sad., Albert Ehrhards „Kath. Christentum und moderne Kultur“ untersucht. Ein Beitrag zur Klärung der religiösen Frage in der Gegenwart. K 2.40 = M. 2.—.

Im Verlag von **Friedrich Pustet in Regensburg** sind mit oberhirtlicher Druckgenehmigung soeben erschienen:

De Curia Romana. Textum Documentorum, quibus Curia Romana noviter ordinatur, praebet et notis illustrat M. Leitner, Jur. Can. Prof. in Facult. Theol. Passav. 68 pag. 8°. 80 Pf., in Leinwandband M. 1.40.

Ueber die wichtige und einschneidende Neuordnung der römischen Kurie erhalten wir in der obigen Broschüre einen kurzen, trefflichen Kommentar zu der Konstitution „Sapienti concilio“ vom 29. Juni 1908, sowie zu den hiezu erschienenen Vollzugsverordnungen des Staatssekretariates, nämlich zu der Lex propria für die Gerichtshöfe der Rota und Signatura und zu den Normae communes. Wer sich einen Einblick in das neugeschaffene Recht verschaffen will, dem sei das Büchlein „De Curia Romana“ bestens empfohlen.

(Prof. Dr. Pell in der Passauer Theologisch-prakt. Monats-Schrift, Jan. 1909.)

Officia Votiva per annum pro singulis hebdomadae feriis a SS. D. N. Leone PP. XIII. concessa **cum Psalmis et Precibus in extenso unacum Lectionibus Scripturae occurrentis**, Festorum simpl. ac Vigil., necnon Vesperis Dominicar. et Festorum semidupl. Auf echt indischem Papier. 608 pag. 18°. In Leinwandband mit Rotschnitt M. 4.40, in Lederband mit Goldschnitt M. 5.60.

Kleines Vade mecum für Priester am

Kranken- und Sterbebette. Zusammengestellt von Koop. S. Weiss. 80 S. 18°. In Leinwandband M. 1.—.

Das Büchlein enthält alles für die Krankenseelsorge Notwendige und Wünschenswerte, teils aus dem Rituale Romanum, teils in Form einer reichlichen Auswahl deutscher Gebete für Kranke und Sterbende.

1 M. R.-W. = 1 K 20 h ö. W. = 1 Fr. 25 cts.

Veröffentlichungen des biblisch.-patrist. Seminars zu Innsbruck.

Bd. I. Wissenschaftliches Arbeiten. Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums. Von Dr. phil. et theol. Leopold Fönd S. J., o. ö. Prof. an der Univ. Innsbruck. 8°. XIV und 339 Seiten. Broschirt K 2.60 = M. 2.20, in eleg. Leinwandband K 3.75 = M. 3.20. Vorzüglich empfohlen.

Bd. II. Nach Petra und zum Sinai. Zwei Reiseberichte nebst Beiträgen zur biblischen Geographie und Geschichte mit 2 Kartenskizzen von Ladislaus Szecpanski S. J. Lex. 8°. XX u. 597 S. Brosch. K 6.— = M. 5.20, in Leinwand K 7.20 = M. 6.12.

Bd. III. Neu! Die Schätzung bei Christi Geburt

in ihrer Beziehung zu Quirinius. Historisch-kritische Studie zu Lukas 2, 2. von Dr. Alfons Mayer. Oberhirtlich approbiert. Lex. 8°. X u. 81 Seiten. Brosch. K 1.15 = M. 1.—, in Leinwandband K 1.80 = M. 1.50.

Verlag von Fel. Rauch (Karl Bustet) in Innsbruck.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Friedrich Bustel in Regensburg.

Beliebte Fastenpredigten

(mit oberhirtlicher Druckgenehmigung).

Ludwig Nagel, Konviktsdirektor:

Treu zur Kirche! — Der verlorene Sohn. Die den sieben Haupt-sünden entgegengesetzten Tugenden.

Jedes dieser 3 Bändchen M. 1.— = K 1.20, gbd. M. 1.60 = K 1.92.

† P. G. Dießel, (C. Ss. R.):

Das glückliche Jenseits. 2. Auflage. **Das Leiden in ewiger Nacht.**

3. Aufl. — **Der Karfreitag** mit seiner tiefbedeutsamen Liturgie.

2. Aufl. — **Der Schlüssel zum Himmel.** — **Der große Tag der Ernte.**

3. Aufl. — **Der Rettungsanker der Sünder.** 2. Aufl. — **Die Rechenschaft nach dem Tode.** 3. Aufl. — **Die große Gottestat auf Gol-gatha.** 2. Aufl.

Jedes dieser 8 Bändchen M. 1.40 = K 1.68, gbd. M. 2.10 = K 2.52.

Die Erde, die Heimat des Kreuzes. 4. Aufl. M. 1.— = K 1.20,

gebunden M. 1.70 = K 2.04.

Der Tod, der Sünde Sold. 3. Aufl. M. 1.20 = K 1.44, gebunden

M. 1.90 = K 2.28.

Eisenring, C. J., **Die Fastenevangelien und das Leiden Christi.**

M. —.80 = K —.96, gebunden M. 1.50 = K 1.80.

Siederer, J., **Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi.** M. 3.20

= K 3.84, gebunden M. 4.60 = K 5.52.

Sehner, F., **Der verlorene Sohn.** M. 1.— = K 1.20, gbd. M. 1.60

= K 1.92.

Seicht, J., **Die Klagelieder des Propheten Jeremias.** M. —.90 = K 1.08,

gebunden M. 1.50 = K 1.80.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder Verlag, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Arens, A., S. J., Die selige Julie Billiart, Stifterin der Genossenschaft Unserer Lieben Frau, und ihr Wert. Mit 35 Abbildungen. 8°. (XII u. 544) M. 5.— = K 6.—; geb. in Leinwand M. 6.— = K 7.20.

Julie Billiart ist eine Heilige unserer Zeit und für unsere Zeit. In ihr steht eine große Katechetin vor uns, die Stifterin einer höchst segensreich wirkenden Genossenschaft.

Beißel, St., S. J., Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte. Mit 292 Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 678) M. 15.— = K 18.—; geb. in Leinw. M. 17.50 = K 21.—.

Das Buch bietet die erste ausführliche, auf die besten Quellenwerke gestützte Geschichte der Marienverehrung in Deutschland. Dem Kunstkenner, dem Historiker, dem Prediger und dem Katecheten bietet es eine reiche Fülle neuen Stoffes aus dem großen Schatze, welchen Hagiologie und Liturgie, die Geschichte der Kirche und der Kunst, Poesie, Legenden und Volksgebräuche unserer Vorfahren enthalten.

Frick, C., S. J., Logica. In usum scholarum. Editio quarta emendata. (Cursus philosophicus.) 8°. (XII u. 328) M. 2.80 = K 3.36; geb. in Halbfranz M. 4.— = K 4.80.

Geradaus, Dr. E., Kompaß für den deutschen Studenten. Ein Wegweiser durchs akademische Leben. Mit einem Geleitbrief von W. Köhler. Vierte, vermehrte Auflage. Mit zwei Anhängen: Feiertage und Studienpläne. 12°. (XIV u. 292) Geb. in Leinwand M. 2.50 = K 3.—.

Das beliebte Büchlein, aus dem Leben geboren, ist ein Führer durchs ganze akademische Leben, der sich um alle wichtigen Fragen des Leibes und der Seele im Studentenleben kümmert und dazu die Sprache des Studenten spricht.

Holl, Dr. R., Rektor des erzbischöflichen Gymnasialkonvikts zu Rastatt, Sturm und Steuer. Ein ernstes Wort über einen heikeln Punkt an die studierende Jugend. Zweite, verbesserte Auflage. 12°. (X u. 300) M. 1.80 = K 2.16; geb. in Leinwand M. 2.40 = K 2.88.

Holl, der in einem dem Jünglingsgeschmack zusagenden Tone zu reden versteht, bietet dem jungen Manne für den Kampf mit den Leidenschaften treffliche Ratsen, zeigt ihm, mit dessen Hilfe die Wogen spielen, wie er das Steuer führen muß, „damit das schwache Schifflein dieses Fleisches nicht, vom Sturme verschlagen, den rechten Weg verliere“.

Jesus Christus. Vorträge auf dem Hochschulkurs zu Freiburg im Breisgau 1908, gehalten von Dr. K. Braig, Dr. G. Hoberg, Dr. C. Krieg, Dr. S. Weber, Professoren an der Universität Freiburg i. Br., und von Dr. G. Esser, Professor an der Universität Bonn. gr. 8°. (VIII u. 440) M. 4.80 = K 5.76; geb. M. 6.— = K 7.20.

Inhalt: Der geschichtliche Charakter der vier Evangelien, von Dr. G. Hoberg. Die Gottheit Jesu im Zeugnis der Heiligen Schrift, von Dr. S. Weber. Jesus Christus ausserhalb der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, von Dr. K. Braig. Das christologische Dogma unter Berücksichtigung der dogmengeschichtlichen Entwicklung, von Dr. G. Esser. Jesus Christus, die Wahrheit, der Weg und das Leben, von Dr. C. Krieg. — Anhang: 1. Syllabus und Enzyklika Pius' X. und die Bibel, von Dr. G. Hoberg. 2. Wie sorgt die Enzyklika gegen den Modernismus für die Reinerhaltung der christlich-kirchlichen Lehre?, von Dr. K. Braig.

Reppler, Dr. B. W. v., Bischof von Rottenburg, Aus Kunst und Leben. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 6 Tafeln und 118 Abbildungen im Text. gr. 8°. (VIII u. 346) M. 6.— = K 7.20; geb. in Leinwand M. 7.50 = K 9.—, in Halbfranz M. 9.— = K 10.80. „Die kathol. Literatur besitzt nicht viele ähnliche Werke, deren Lektüre vielseitige Belehrung und zugleich geistigen Hochgenuss garantieren kann.“ (Prof. Dr. Jol. Sauer, Freiburg.)

Schleiniger, M., S. J., Die Bildung des jungen Predigers nach einem leichten und vollständigen Stufenange. Ein Leitaden zum Gebrauche für Seminaristen. Neu bearbeitet von A. Ade S. J. Sechste Auflage. 8°. (XX u. 428) M. 3.60 = K 4.32; geb. in Halbfranz M. 5.— = K 6.—.

„Die Vortrefflichkeit dieses Leitadens hat sich hinlänglich bewährt“.

(Anzeiger f. d. kath. Geiſtl. Deutschlands 1906 Nr. 9, über die 5. Aufl.)

Dehedrens, M., S. J., Nazareth und die Gottesfamilie in der Menschheit. Unterweisungen über unsere Gotteskindschaft und die christliche Vollkommenheit. Deutsche Bearbeitung von J. Mayrhofer. Mit einem Titelbild. (Apostolische Bibliothek.) 8°. (XXXII u. 416) M. 2.80 = K 3.86; geb. M. 3.50 = K 4.20.

Der heute vielfach verklärte Begriff der Gotteskindschaft wird hier in seiner ganzen übernatürlichen Erhabenheit beleuchtet. Nach Vollkommenheit Strebende werden aus dem Buche reiche Anregung schöpfen können.

Franz, Dr. S., Studien zur kirchlichen Reform Josepfs II. mit besonderer Berücksichtigung des vorerösterreichischen Breisgaus. gr. 8°. (XXVI u. 332) M. 7.— = K 8.40.

Die Schrift hebt die Hauptpunkte der kaiserlichen Reformpläne hervor und verfolgt ihre spezielle Anwendung in einem früher österreichischen Landestheile. Sie macht, wie ein Kritiker sich ausdrückt, „bezüglich einer ganzen Reihe wichtiger Fragen reinen Tisch“.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder Verlag, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Hagen, M., S. J., **Passionsbilder**. Betrachtungen über das Leiden Jesu Christi. 80. (X u. 162) M. 1.80 = K 2.16; geb. in Leinwand M. 2.50 = K 3.—.

Der Verfasser bietet gehaltvolle Betrachtungen, die sich auch zu Vorträgen eignen.

Settinger, Dr. F., **Timotheus**. Briefe an einen jungen Theologen. Dritte Auflage, besorgt von Dr. A. Ehrhard. 80. (XX u. 592) M. 4.80 = K 5.76; geb. M. 6.60 = K 7.92.
„... Die tiefen Auffassungen, die gründliche Gelehrsamkeit, die sonnenklare, anziehende, hinreichende Darstellung, welche in dieser Schrift hervortreten, gestalten dieselbe zu einem klassischen Werke.“ (Literar. Handweiser, Münster 1897, Nr. 11/12, über die 2. Aufl.)

Kuecht, Dr. F. J., Weihbischof, **Zur Katechismusfrage** mit besonderem Hinblick auf die Bearbeitung des Deharbeschen Katechismus von P. Linden. Zweite, vermehrte Auflage. 80. (IV. u. 58) M. —.70 = K —.84.

Mescher, M., S. J., **Aus dem kirchlichen Leben**. (Gesammelte kleinere Schriften, 3. Heft.) 80. (IV u. 180) M. 2.— = K 2.40; geb. in Leinwand M. 2.60 = K 3.12.

Inhalt: Der Opferbegriff. — Die Schönheit der eucharistischen Opferfeier. — Christlicher Frühling. Broterneuerung und Kommunion. — Die fortwährende Gegenwart Jesu im heiligsten Sakrament. Zum Fronleichnamsfeste. — Zum Jubiläum. Die katholische Lehre vom Ablass. — Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom.

Frühere Hefte: 1. Zum Charakterbild Jesu. M. 1.40 = K 1.68. — 2. Zeitgedanken katholischer Erziehung. M. 1.80 = K 2.16.

Pesch, Chr., S. J., **De Sacramentis**. Pars II: De Sacramento Poenitentiae. De Extrema Unctione. De Ordine. De Matrimonio. Tractatus Dogmatici. Editio Tertia. (Praelectiones dogmaticae. VII.) gr. 80. (XIV u. 470) M. 6.40 = K 7.68; geb. M. 8.— = K 9.60.

Schmidlin, Dr. J., Privatdozent a. d. Univ. Münster, **Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege** nach den bischöflichen Diözesanberichten an den Heiligen Stuhl. 1. Teil: **Oesterreich**. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. VII. Band, 1. u. 2. Heft) gr. 80. (LXVIII u. 188) M. 6.— = K 7.20.

Dieses Doppelheft beginnt eine Serie von Abhandlungen, welche eine bisher fast völlig unbekannte und unzugängliche Quellengruppe wiedergeben: die sog. Statusrelationen der Diözesanbischofe. Für die Kirchengeschichte wie für die Reichs-, Kultur- und Sozialgeschichte bildet die Publikation einen Beitrag von höchstem Werte.

Tillmann, Dr. F., Privatdozent an der Universität Bonn, **Die Wiederkunft Christi nach den Paulinischen Briefen**. („Biblische Studien“, XIV, 1. u. 2.) gr. 80. (VIII u. 206) M. 5.60 = K 6.72.

Die Schrift behandelt den Zentralgedanken der Paulinischen Eschatologie.

Weber, Dr. S., Professor a. d. Univ. zu Freiburg i. Br. **Kurzer Wegweiser in der apologetischen Literatur** für gebildete Katholiken aller Stände, insbesondere für Studierende. 2., vermehrte Auflage. 80. (XII u. 68) M. —.30 = K —.36.

Vielen Tausenden ist dieser „Wegweiser“ durch die reiche apologetische Literatur schon nützlich gewesen. Die neue Auflage wird allen Suchenden nicht weniger willkommen sein.

In schöner Ausstattung neu erschienen:

Venerabilis Servi Dei

Francisci Josephi Rudigier
Exercitia spiritualia.

4. Auflage. — Seiten VIII u. 250. — Preis K 2.40.

Zur Bestellung derselben ladet höflichst ein

Die Verwaltung der Herausgabe

von Bischof Rudigiers Werken

LINZ, Rudigierstraße 10. — Zusendung franko.

Ueber Bischof Rudigiers Werke älterer Auflagen, sowie über das große zweibändige Werk „Leben und Wirken des Bischofes Rudigier“ von Konrad Meindl (Preis statt 12 nur 3 K) siehe Quartalschrift IV. Heft 1908, Seite 25*.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Zeitschrift für katholische Theologie.

XXXIII. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 6 K österr. Währung — 6 M.

Inhalt des soeben erschienenen 1. Heftes:

Abhandlungen. Dr. M. Paulus, Die ältesten Abfälle für Almosen und Kirchenbesuch S. 1.
 E. Michael, Ist die hl. Elisabeth von der Marburg vertrieben worden? S. 41.
 E. Baumgartner, Cibus capere promissum tamen et innoxium (Plin. ep. 96) S. 50.
 F. Koch, Die Entwicklung des Arbeitsverhältnisses unter dem Einfluß des Christentums S. 67.
Rezensionen. Dr. A. Seiz, Das Evangelium vom Gottessohn (F. Hurter) S. 79. — L. Billot, De gratia Christi et libero hominis arbitrio (Chr. Fesl) S. 86. — R. Tabarelli, De gratia Christi (J. Stuffer) S. 93. — Dr. P. Heinisch, Der Einfluss Philos auf die älteste christliche Exegese (F. Brubers) S. 96. — Aug. Hüfner, Das Rechtsinstitut der klösterlichen Exemption in der abendländischen Kirche (M. Hofmann) S. 98. — J. B. Harring, Grundzüge des katholischen Kirchenrechts II (M. Hofmann) S. 100. — F. A. Krose, Kirchliches Handbuch — Katholische Missionsstatistik (M. Kröb) S. 102. — J. Hirn, Tirols Erhebung im Jahre 1809 (M. Kröb) S. 104. — D. Rottmanner, Geistesfrüchte aus der Klosterzelle (J. Stiglmeier) S. 107. — Corpus Scriptorum Eccl. Lat., Vol. 48, 50, 51 (J. Garcia) S. 108. — Maximilianus princeps Saxoniae, Praelectiones de Liturgiis orientalibus I (M. Gatterer) S. 111. — R. Gehr, Prim und Komplet (Urban Holzmeister)

S. 112. — Ars sacra (B. Geppert) S. 114. — Aug. Engel, Grundriß der Sozialreform (H. Koch) S. 115. — Fr. W. Förster, Christentum und Klassenkampf (Fr. Krus) S. 118. — W. Rein, Deutsche Schulerziehung (F. Krus) S. 120. — Weidenauer Studien I, II (M. Hlunt) S. 125.

Analekten. Bemerkungen zum 1. Buche Samuels (H. Wiesmann) S. 129. — Zur Erklärung des Pöbelgesetzes (H. Noldin) S. 136. — Zur Geschichte der Kreuzwegandacht (M. Paulus) S. 143. — Das älteste gedruckte deutsche Reichsbüchlein (M. Paulus) S. 148. — Neuere Altkenaussagen zur Kirchengeschichte Böhmens (M. Kröb) S. 149. — Zur neueren kirchenrechtlichen Literatur (M. Hofmann, F. Brubers) S. 152. — Textgeschichte des R. L. (F. Brubers) S. 154. — Johannes Gotbus von Sommerfeldt (W. Sommerfeldt) S. 156. — Der Glaube und der Glaubensakt (F. Hurter) S. 166. — Zu Palmteris Buch über die russische Kirche (F. Krus) S. 169. — Zum Fortleben der Typen des Pöbellogos in der geistlichen Literatur (F. Lauchert) S. 177. — Biblisches (U. Holzmeister) S. 179. — Der hl. Franz von Assisi (M. Kröb, B. Geppert) S. 183. — 'Die christliche Kunst' (B. Geppert) S. 186. — Die Vorfahren des P. Heinrich Denifle O. P. (V. Lercher) S. 189. — Monumenta Romana Episcopatus Vesprimensis (M. Kröb) S. 189.

Kleinere Mitteilungen

S. 90

Literarischer Anzeiger Nr. 118

S. 1*

Soeben erschien: Geschichte der göttlichen Offenbarung.

Ein Unterrichtsbuch für Mittelschulen von Peter Waldegger, Religionsprofessor am k. k. Staatsgymnasium in Innsbruck. Mit Genehmigung des k. b. Ordinariates Brünn. I. Teil: Der Alte Bund oder das vorbildliche Reich Gottes. 8°. 115 Seiten. Mit 3 Bildern und Karte. In Leinwandband K 1. — = M. 1. —.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Dr. Rudolphus Hittmair
Episcopus Linciensis.

Ab Imperatore Francisco Josepho I nomi-
natus episcopus die 17. Martii 1909;

a Summo Pontifice Pio X confirmatus
die 14. Aprilis 1909;

Ordine episcopali ornatus et in sede Cathe-
drali solemniter collocatus die 1. Maii 1909.

Pastori ecclesiae Linciensis multos
annos!